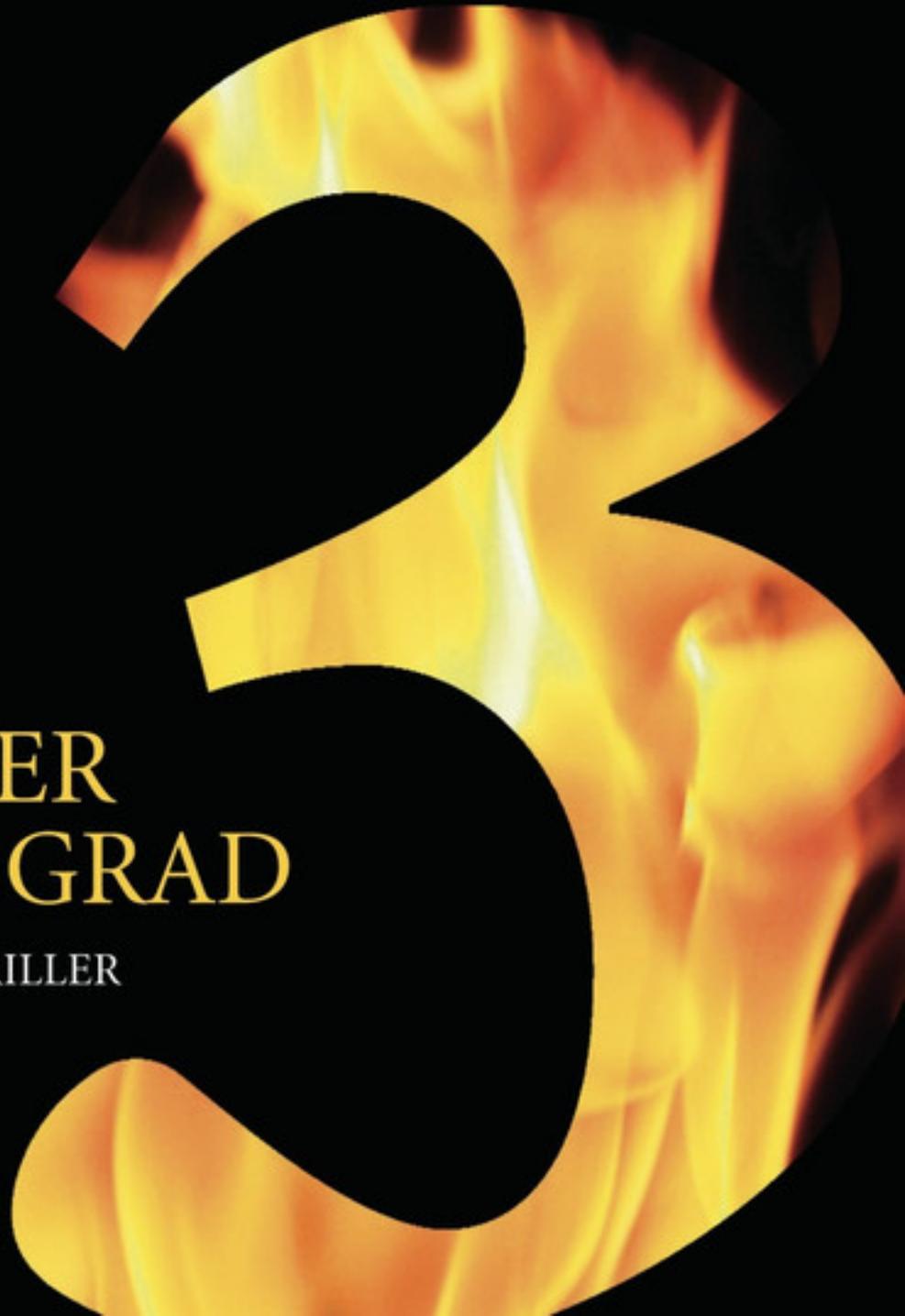


blanvalet

JAMES PATTERSON

DER
3. GRAD

THRILLER



James Patterson

Der 3. Grad

Roman

Deutsch von Andreas Jäger

LIMES

IMPRESSUM

Die Originalausgabe erschien 2004
unter dem Titel

»3rd Degree«

bei Little, Brown and Company, New York.

Der Limes Verlag ist ein Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House.

1. Auflage

© der Originalausgabe 2004 by James Patterson
© der deutschsprachigen Ausgabe 2005
by Limes Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Satz: Uhl+Massopust, Aalen

ISBN 978-3-89480-401-5

www.limes-verlag.de

Erster Teil

1

Es begann als wolkenloser, windstiller, träger Aprilmorgen – und wurde der erste Tag der schlimmsten Woche meines Lebens.

Ich joggte unten an der Bucht mit meiner Border-Collie-Hündin Martha. Das ist mein Sonntagmorgen-Ritual: in aller Herrgottsfrühe aus den Federn, und dann meinen vierbeinigen Lebensabschnittspartner auf den Beifahrersitz des Ford Explorer gepackt. Ich versuche gewissenhaft, mindestens drei Meilen zu absolvieren, ehe mir die Puste ausgeht, von Fort Mason bis runter zur Brücke und zurück. Gerade genug, um mich davon zu überzeugen, dass ich mit meinen sechsunddreißig Jahren immer noch annähernd fit bin.

An diesem Morgen leistete mir meine gute Freundin Jill Gesellschaft. Otis, ihr junger Labrador, brauchte Auslauf. Das hatte sie jedenfalls behauptet, aber wahrscheinlich wollte sie sich nur ein bisschen aufwärmen für ihren Radsprint auf den Mount Tamalpais, oder was immer Jill für den Rest des Tages an *ernsthaften* sportlichen Aktivitäten geplant hatte.

Es war schwer zu glauben, dass erst fünf Monate vergangen waren, seit Jill ihr Baby verloren hatte. Jetzt stand sie vor mir, schlank und durchtrainiert wie eh und je.

»Na, wie war's gestern Abend?«, fragte sie, während sie seitwärts neben mir hertrabte. »Es geht das Gerücht, Lindsay hätte ein Date gehabt.« »Man könnte es schon ein Date nennen...«, sagte ich, den Blick voraus auf die Anhöhen von Fort Mason gerichtet, die für meinen Geschmack viel zu langsam näher rückten. »Man könnte Bagdad auch ein Urlaubsparadies nennen.«

Sie zuckte zusammen. »Tut mir Leid, dass ich es erwähnt habe.« Die ganze Zeit hatte ich vergeblich versucht, vor der unerfreulichen Erinnerung an Franklin Fratelli davonzulaufen, den »Asset-Remarketing«-Guru – was nur ein schicker Name dafür war, dass er Dotcom-Pleitiers, die mit den Ratenzahlungen für ihre BMWs und

Rolex-Uhren nicht mehr nachkamen, finstere Gestalten auf den Hals hetzte. Zwei Monate lang hatte Fratelli mich jedes Mal, wenn er im Justizpalast war, in meinem Büro heimgesucht, bis er mich endlich so weit zermürbt hatte, dass ich ihn für den Samstagabend zu mir zum Essen eingeladen hatte (zu den Schmorrippchen in Portwein, die ich wieder in den Kühlschrank verfrachten musste, nachdem er sich in letzter Minute abgeseilt hatte).

»Ich bin versetzt worden«, sagte ich, ohne aus dem Tritt zu kommen.

»Die Fragen kannst du dir sparen, ich rücke keine Details raus.«

Am Ende von Marina Green liefen wir aus und blieben schließlich stehen. Während ich mir die Lungen aus dem Leib japste, hopste unsere Mary Decker-Slaney auf und ab, als könnte sie locker noch mal eine Runde laufen.

»Ich weiß nicht, wie du das machst«, sagte ich, die Hände auf die Knie gestützt und nach Luft ringend.

»Meine Oma«, meinte sie und dehnte dabei ihre Kniesehnen. »Als sie sechzig war, hat sie angefangen, jeden Tag fünf Meilen zu gehen. Jetzt ist sie neunzig, und wir haben keine Ahnung, wo sie inzwischen steckt.« Wir mussten beide lachen. Es tat gut, zu sehen, wie die alte Jill allmählich wieder zum Vorschein kam. Es tat gut, zu hören, dass sie das Lachen nicht verlernt hatte.

»Wie wär's mit einem Mochaccino?«, fragte ich. »Martha lädt uns ein.« »Geht nicht. Steve kommt jeden Moment aus Chicago zurück. Er will nur rasch seinen Koffer abstellen und sich umziehen und dann mit mir zur Dean-Friedrich-Ausstellung im Legion-of-Honor-Museum radeln. Du weißt ja, wie der kleine Racker ist, wenn er nicht regelmäßig seinen Auslauf kriegt.«

Ich runzelte die Stirn. »Irgendwie fällt es mir schwer, mir Steve als kleinen Racker vorzustellen.«

Jill nickte. Sie zog ihr Sweatshirt aus und reckte die Arme in die Luft.

»Jill«, stieß ich hervor, »was ist *das*?«

Unter dem Träger ihres Sport-BHs lugten mehrere kleine, dunkle Blutergüsse hervor. Sie sahen aus wie Fingerabdrücke.

Sie warf sich das Sweatshirt über die Schulter. »Hab mir die Schulter angehauen, als ich aus der Dusche gestiegen bin«, sagte sie abwehrend.

»Aber du solltest erst mal die *Dusche* sehen«, fügte sie augenzwinkernd

hinzu.

Ich nickte, aber irgendetwas an den blauen Flecken behagte mir ganz und gar nicht. »Bist du sicher, dass du keine Lust auf einen Kaffee hast?«, fragte ich.

»Tut mir Leid... Aber du kennst ja den gestrengen Herrn. Wenn ich *ein* Mal fünf Minuten zu spät komme, ist das für ihn schon eine schlechte Angewohnheit.« Jill pfiff nach Otis und begann zu ihrem Wagen zurückzutrotten. Sie winkte mir zu. »Wir sehen uns in der Arbeit.« »Und wie ist es mit dir?« Ich kniete mich vor Martha. »Du siehst mir so aus, als wäre ein Mochaccino jetzt genau das Richtige.« Ich nahm sie an die Leine und trabte auf das Starbucks-Café an der Chestnut Street zu. Die Marina war immer schon eine meiner Lieblingsecken von San Francisco. Gewundene Sträßchen mit bunten, restaurierten Wohnhäusern. Familien, das Geschrei der Möwen, die Seeluft, die von der Bucht hereinweht.

Ich überquerte die Alhambra Avenue, und mein Blick fiel auf ein wunderschönes dreistöckiges Wohnhaus, das ich jedes Mal bewundern musste, wenn ich hier vorbeikam. Handgeschnitzte Fensterläden, das Dach mit Terrakottaziegeln gedeckt – man kam sich vor wie am Canale Grande. Ich hielt Martha fest, um ein Auto vorbeizulassen.

Das sind meine Erinnerungen an diesen Moment. Das Viertel, das sich noch den Schlaf aus den Augen rieb. Ein rothaariger Bursche mit einem FUBU-Sweatshirt, der mit seinem Kickboard Tricks übte. Eine Frau mit Latzhose, die mit einem Bündel Kleider im Arm um eine Ecke gehastet kam.

»Auf geht's, Martha.« Ich zog an ihrer Leine. »Komm, ich kann den Mochaccino schon riechen.«

Und dann verschwand das dreistöckige Haus mit dem Terrakottadach plötzlich in einem Feuerball. Ich schwör's – es war, als hätte San Francisco sich urplötzlich in Beirut verwandelt.

»O mein Gott!«, stieß ich hervor, als der heiße Luftstoß und umherfliegende Trümmerteile mich fast zu Boden rissen.

Ich drehte mich weg und ließ mich auf die Knie fallen, um Martha vor den Druckwellen der Explosion zu schützen, die uns wie aus einem gewaltigen Backofen entgegenschlugen. Ein paar Sekunden später drehte ich mich wieder um und rappelte mich auf. Gütiger Himmel – ich konnte nicht glauben, was ich da sah. Das Haus, das ich gerade noch bewundert hatte, war jetzt eine Ruine. Das gesamte Obergeschoss war in einem Flammenmeer verschwunden.

In diesem Augenblick wurde mir klar, dass vielleicht noch Menschen im Haus waren.

Ich band Martha an einem Laternenpfahl an. Nur fünfzehn Meter von uns entfernt loderten die Flammen. Ich rannte über die Straße auf das brennende Wohnhaus zu. Das Obergeschoss war komplett zerstört – wer sich dort aufhielt, hatte keine Chance gehabt.

Hektisch kramte ich in meiner Gürteltasche nach dem Handy und wählte 911, die Notrufnummer. »Hier spricht Lieutenant Lindsay Boxer vom San Francisco Police Department, Dienstnummer zwei-sieben-zwei-eins. An der Ecke Alhambra/ Pierce hat es eine Explosion gegeben. Ein Wohnhaus. Wahrscheinlich mit Toten oder Verletzten. Brauche sofort Notarzt und Feuerwehr. Schicken Sie die Jungs los!«

Ich wartete die Antwort nicht ab, obwohl die Vorschriften es verlangten – aber wenn da drin noch irgendjemand am Leben war, durfte ich keine Zeit verlieren. Ich riss mir das Sweatshirt vom Leib und band es mir locker vors Gesicht. »Um Gottes willen, Lindsay«, stieß ich hervor, dann hielt ich die Luft an und stürmte in das brennende Haus.

»Ist hier irgendjemand?«, schrie ich und musste sofort würgen, als der dichte graue Rauch mich im Hals kratzte. Ich spürte die enorme Hitze in den Augen und auf dem Gesicht, und wenn ich den schützenden Stoff auch nur ein Stück herunterzog, tat es gleich höllisch weh. Über mir hing eine Wand aus brennenden Riegelsplatten.

»Polizei!«, schrie ich erneut. »Ist hier irgendjemand?«

Der Rauch schien meine Lungen wie mit Rasierklingen zu zerfetzen. Das

Prasseln der Flammen verschluckte jedes andere Geräusch. Plötzlich verstand ich, wieso Menschen, die bei einem Brand in einem oberen Stockwerk gefangen sind, lieber in den Tod springen, als noch länger in der unerträglichen Hitze auszuhalten.

Ich schirmte meine Augen ab und kämpfte mich durch die wallenden Rauchwolken vor. Ein letztes Mal brüllte ich: »Ist hier noch jemand am Leben?«

Ich konnte nicht weitergehen. Meine Augenbrauen waren versengt. Ich begriff, dass ich hier drin sterben könnte.

Ich machte kehrt und steuerte den Ausgang an, wo Licht und kühle Luft auf mich warteten. Plötzlich erblickte ich zwei liegende Gestalten – einen Mann und eine Frau. Sie waren offensichtlich tot; ihre Kleider standen in Flammen.

Mir drehte sich der Magen um, und ich blieb stehen. Aber ich konnte nichts mehr für sie tun.

Und dann vernahm ich plötzlich einen erstickten Laut. Ich wusste nicht, ob ich richtig gehört hatte. Ich hielt inne und versuchte angestrengt, in dem Getöse der Flammen etwas zu hören. Die brennenden Schmerzen in meinem Gesicht waren kaum auszuhalten.

Da war es wieder. Kein Zweifel, ich hatte richtig gehört.

Da weinte jemand.

3

Ich sog die heiße Luft in meine Lungen und drang tiefer in das Haus ein, das jeden Moment über mir zusammenbrechen konnte. »Wo sind Sie?«, rief ich, während ich über brennende Trümmer stolperte. Ich hatte jetzt echte Angst, nicht nur um den Menschen, dessen Weinen ich gehört hatte, sondern auch um mich.

Ich hörte es wieder – ein leises Wimmern, das aus dem hinteren Teil des Hauses zu kommen schien. Ich ging darauf zu. »Ich komme!«, rief ich. Links von mir krachte ein hölzerner Träger zu Boden. Je weiter ich ging, desto schwieriger wurde es. Ich erblickte einen Flur, von dessen Ende die Laute zu kommen schienen. Von der Decke zwischen dem Erdgeschoss und dem zerstörten ersten Stock waren nur noch ein paar bedenklich schwankende Fetzen übrig.

»Polizei!«, schrie ich. »Wo sind Sie?«
Nichts.

Und dann hörte ich das Weinen erneut. Näher als zuvor. Ich hielt mir das Sweatshirt vors Gesicht und taumelte den Flur entlang. *Komm schon, Lindsay... Nur noch ein paar Schritte.*

Ich trat durch eine Tür, aus der Rauchwolken schlugten. *Mein Gott, es ist ein Kinderzimmer!* Oder vielmehr das, was davon übrig war.

An einer Seite stand ein umgekipptes Bett mit der Oberseite zur Wand, bedeckt mit einer dicken Staubschicht. Ich rief, und da hörte ich den Laut wieder. Ein gedämpftes Geräusch, wie ein leises Husten.

Das Bettgestell war glühend heiß, doch es gelang mir, es ein Stück von der Wand wegzurücken. *O mein Gott...* Ich erkannte die schemenhaften Konturen eines Kindergesichts.

Es war ein kleiner Junge. Vielleicht zehn Jahre alt.

Das Kind hustete und weinte. Es konnte kaum sprechen. Sein Zimmer war unter einer Schuttlawine begraben. Ich konnte nicht länger warten. Wenn ich zögerte, würden die Brandgase allein uns schon töten.

»Ich hol dich hier raus«, versprach ich dem Kleinen. Dann schob ich meinen Körper zwischen Bett und Wand und stemmte mich mit aller Kraft dagegen, bis die Lücke groß genug war. Ich fasste den Jungen an den Schultern und betete, dass ich ihn dabei nicht verletzen würde.

Mit dem Jungen im Arm stolperte ich durch die brennenden Trümmer. Alles war voller Rauch, beißend und giftig. Ich sah einen Lichtschein an der Stelle, wo ich hereingekommen zu sein glaubte, aber ich war mir nicht sicher.

Ich hustete. Der Junge klammerte sich mit eisernem Griff an mir fest.

»Mommy, Mommy«, schluchzte er. Ich drückte ihn, um ihm zu versichern, dass ich ihn nicht sterben lassen würde.

Dann schrie ich in Richtung Ausgang und betete nur, dass jemand mich hören würde: »Bitte, ist da draußen irgendwer?«

»Hier!«, hörte ich eine Stimme aus der Schwärze, die uns einhüllte.

Ich stolperte über Trümmerteile, wich aufflackernden neuen Brandherden aus. Jetzt sah ich den Ausgang. Sirenen, Stimmen. Die Gestalt eines Mannes. Ein Feuerwehrmann. Behutsam nahm er den Jungen aus meinen Armen. Ein zweiter Feuerwehrmann legte mir den Arm um die Schultern. Wir traten ins Freie.

Und dann war ich draußen. Ich fiel auf die Knie und saugte gierig die kostbare Luft ein. Ein Sanitäter hüllte mich vorsichtig in eine Decke. Alle waren so gut, so professionell. Ich ließ mich gegen ein am Straßenrand parkendes Löschfahrzeug sinken. Beinahe hätte ich mich übergeben. Und dann übergab ich mich tatsächlich.

Irgendjemand legte mir eine Sauerstoffmaske auf den Mund, und ich atmete mehrmals tief ein. Ein Feuerwehrmann beugte sich über mich.

»Waren Sie drin, als es explodierte?«

»Nein.« Ich schüttelte den Kopf. »Ich bin reingegangen, um zu helfen.« Ich konnte kaum sprechen oder einen klaren Gedanken fassen. Ich öffnete meine Gürteltasche und zeigte ihm meine Dienstmarke.

»Lieutenant Boxer«, sagte ich hustend. »Mordkommission.«

»Mir fehlt nichts«, sagte ich und löste mich aus den Armen des Sanitäters, um auf den Jungen zuzugehen, der bereits auf eine fahrbare Trage geschnallt worden war. Sie schoben ihn gerade in einen Rettungswagen. Die einzige Regung in seinem Gesicht war ein leises Flackern der Augen. Aber er lebte. Mein Gott – ich hatte ihm das Leben gerettet.

Auf der Straße hatten Polizisten einen Kordon gebildet, um die Schaulustigen zurückzudrängen. Ich erkannte den rothaarigen Jungen mit dem Kickboard, umringt von anderen entsetzten Gesichtern.

Plötzlich registrierte ich, dass da irgendwo ein Hund bellte. Meine Güte – es war Martha; sie war immer noch an den Laternenpfahl gebunden. Ich lief auf sie zu und schloss sie in die Arme, und sie leckte dankbar mein Gesicht.

Ein Feuerwehrmann kam auf mich zu. Das Wappen auf seinem Helm wies ihn als Hauptmann aus. »Mein Name ist Captain Ed Noroski. Alles okay mit Ihnen?«

»Ich glaube schon«, antwortete ich unsicher.

»Ihr vom Justizpalast kriegt im Dienst wohl nicht genug Gelegenheit zu Heldentaten, wie, Lieutenant?«, sagte Captain Noroski.

»Ich bin zufällig beim Joggen vorbeigekommen. Ich habe gesehen, wie es in die Luft geflogen ist. Sah aus wie eine Gasexplosion. Ich habe nur getan, was ich für richtig hielt.«

»Nun, Sie können stolz auf sich sein, Lieutenant.« Der Feuerwehrhauptmann wandte sich zu dem ausgebrannten Haus um.

»Aber das war keine Gasexplosion.«

»Ich habe da drin zwei Leichen gesehen.«

»Ja.« Noroski nickte. »Ein Mann und eine Frau. Und noch eine Erwachsene in einem der hinteren Zimmer im ersten Stock. Dieser Junge kann von Glück sagen, dass Sie ihn rausgeholt haben.«

»Ja«, pflichtete ich ihm bei. Eine plötzliche Angst schnürte mir die Brust zusammen. Wenn es keine Gasexplosion war...

Und dann erblickte ich Warren Jacobi, meinen leitenden Inspector. Mit seiner Dienstmarke bahnte er sich einen Weg durch die Menschenmenge

und kam auf mich zu. Warren hatte die »erste Halbzeit« erwischt – so nennen wir die Sonntagmorgen-Schicht, wenn es draußen allmählich warm wird.

Jacobi hatte ein feistes, rosiges Gesicht, das niemals zu lächeln schien – auch nicht, wenn er einen Witz erzählte – und tief liegende Augen mit schweren Lidern, in denen nie so etwas wie Überraschung aufblitzte. Doch als er die Lücke betrachtete, wo einmal das Haus Alhambra Street Nr. 210 gestanden hatte, und *mich* davor sitzen sah, verdreckt, rußverschmiert und außer Atem – da musste Jacobi doch zweimal hingucken.

»Lindsay? Alles okay mit dir?«

»Ich glaube schon.« Ich versuchte mich hochzuziehen.

Er starnte zuerst die Ruine an und dann mich. »Sieht doch arg renovierungsbedürftig aus, auch wenn es ein Schnäppchen war. Aber du wirst bestimmt was draus machen.« Das Grinsen gefror ihm auf den Lippen. »Haben wir vielleicht eine palästinensische Delegation in der Stadt, von der ich nichts weiß?«

Ich berichtete ihm, was ich gesehen hatte. Kein Rauch, kein Feuer – der erste Stock war einfach urplötzlich in die Luft geflogen.

»Meine siebenundzwanzig Jahre bei der Truppe flüstern mir ins Ohr, dass wir es hier wohl kaum mit einem defekten Boiler zu tun haben«, meinte Jacobi.

»Kennst du irgendwen, der in einem Haus wie diesem wohnt und einen Boiler im ersten Stock hat?«

»Ich kenne überhaupt niemanden, der in so einem Haus wohnt. Bist du sicher, dass du nicht ins Krankenhaus willst?« Jacobi beugte sich über mich. Seit ich bei dem Coombs-Fall eine Kugel abgekriegt hatte, war Jacobi zu mir wie ein rührend besorgter Onkel. Er hielt sich sogar mit seinen blöden sexistischen Witzen zurück.

»Nein, Warren, mir geht's gut.«

Ich weiß selbst nicht genau, wie ich zuerst darauf aufmerksam geworden bin. Ich saß lediglich da auf dem Gehsteig, an ein parkendes Auto gelehnt, und ich dachte mir: *Verdammt, Lindsay, was hat das Ding denn da verloren?*

Gar nichts – nach allem, was hier passiert war.

Eine rote Schultasche. Wie sie Millionen von Schülern tragen. Stand

einfach so herum.

Wieder stieg Panik in mir auf.

Ich hatte von Folgeexplosionen im Nahen Osten gehört. Wenn es eine Bombe gewesen war, die in dem Haus explodiert war, dann – wer weiß?... Meine Augen weiteten sich vor Entsetzen. Ich konnte den Blick nicht von der roten Tasche wenden.

Ich packte Jacobis Arm. »Warren, ich will, dass die Straße *sofort* geräumt wird. Schaff die Leute weg von hier, aber *schnell!*«

Aus dem hintersten Winkel des großen Kellerschranks zog Claire Washburn einen vertrauten alten Kasten hervor, den sie seit Jahren nicht mehr gesehen hatte.

»O mein Gott...« Sie lachte.

Sie war früh aufgewacht an diesem Morgen, und nach einer Tasse Kaffee auf der Veranda, wo sie zum ersten Mal in diesem Jahr die Eichelhäher gehört hatte, war sie in ein altes Hemd und Jeans geschlüpft und hatte sich an die unangenehme Aufgabe gemacht, den Keller aufzuräumen. Als Erstes flogen die alten Brettspiele raus, die sie seit Ewigkeiten nicht mehr gespielt hatten. Danach die alten Baseballhandschuhe und Football-Monturen. Eine Patchworkdecke, einst liebevoll bestickt, jetzt nur noch ein Staubfänger.

Und dann stieß sie auf den alten Aluminiumkasten, versteckt unter einer muffigen Decke. *Mein Gott.*

Ihr altes Cello. Claire lächelte, als sie an damals zurückdachte. Du liebe Zeit – es war zehn Jahre her, dass sie es zuletzt in Händen gehalten hatte. Sie zog es mit einem Ruck heraus. Allein der Anblick ließ sie in Erinnerungen schwelgen: die vielen Stunden des Übens, all die Griffe und Tonleitern. Ihre Mutter, die stets gesagt hatte: »Ein Haus ohne Musik ist ein Haus ohne Leben.« Der vierzigste Geburtstag ihres Mannes Edmund, als sie sich durch den ersten Satz von Haydns Cellokonzert in D-Dur gekämpft hatte. An diesem Tag hatte sie zum letzten Mal gespielt. Claire ließ die Verschlüsse aufschnappen und betrachtete das gemaserte Holz des Korpus. Es war immer noch ein wunderschönes Instrument; ein Geschenk des Fachbereichs Musik in Hampton anlässlich ihres Stipendiums. Bevor sie erkannt hatte, dass sie nie eine Yo-Yo Ma sein würde, und ihr Medizinstudium aufgenommen hatte, war es ihr kostbarster Besitz gewesen.

Eine Melodie kam ihr in den Sinn. Just diese eine schwierige Passage, die sie nie so recht gemeistert hatte. Aus dem ersten Satz des Haydn-Konzerts. Claire lugte um sich, es war ihr irgendwie peinlich. Ach, was soll's, dachte sie. Edmund schlief noch. Niemand würde sie hören.

Claire hob ihr Cello aus dem mit Filz ausgeschlagenen Kasten. Sie griff nach dem Bogen, hielt ihn andächtig in den Händen. Wow...

Eine gute Minute ging fürs Stimmen drauf; knarzend spannten sich die alten Saiten bis auf ihre gewohnten Tonhöhen. Ein einziger Strich mit dem Bogen über die leeren Saiten ließ unzählige Empfindungen in ihr aufsteigen. Sie bekam eine Gänsehaut, als sie die ersten Takte des Konzerts spielte. Es klang ein wenig schief, aber allmählich bekam sie wieder ein Gefühl für das Instrument. »Ha, das alte Mädchen hat's immer noch drauf«, murmelte sie lachend. Sie schloss die Augen und spielte weiter.

Und dann bemerkte sie Edmund, der im Pyjama am Fuß der Treppe stand und sie staunend ansah. »Ich weiß, dass ich nicht mehr im Bett liege« – er kratzte sich am Kopf –, »ich erinnere mich daran, dass ich meine Brille aufgesetzt und mir sogar schon die Zähne geputzt habe. Aber es kann einfach nicht sein, weil ich ganz offensichtlich träume.« Edmund summte die Eröffnungstakte, die Claire gerade gespielt hatte. »Und, denkst du, dass du die nächste Passage hinkriegst? Das ist nämlich der knifflige Teil.«

»Ist das eine Herausforderung, Maestro Washburn?« Edmund lächelte verschmitzt.

In diesem Augenblick klingelte das Telefon. Edmund hob das schnurlose Telefon im Treppenhaus ab. »Da bist du gerade noch mal davongekommen«, grummelte er. »Es ist das Institut. Am Sonntagmorgen, Claire. Können die dich denn *nie* in Ruhe lassen?« Claire nahm das Telefon. Es war Freddie Rodriguez, ein Mitarbeiter der Gerichtsmedizin. Claire hörte eine Weile zu und legte dann auf.

»Mein Gott, Edmund... in der Stadt hat es eine Explosion gegeben. Lindsay ist verletzt.«

Ich weiß nicht, was da plötzlich in mich gefahren ist. Vielleicht war es der Gedanke an die drei getöteten Menschen im Haus oder die Scharen von Cops und Feuerwehrleuten am Ort der Unglücks. Ich starre den Ranzen an, und mein Instinkt sagte mir laut und deutlich, dass etwas daran faul war – oberfaul. »Alles zurücktreten!«, schrie ich noch einmal. Ich ging auf die Tasche zu. Noch wusste ich nicht, was ich tun würde, aber die Umgebung musste unbedingt geräumt werden.

»Nix da, Lindsay.« Jacobi packte meinen Arm. »Das ist nicht dein Job.« Ich riss mich von ihm los. »Schaff sie alle weg von hier, Warren.« »Ich stehe zwar im Dienstgrad unter dir, Lindsay«, sagte Jacobi, jetzt schon leicht erregt, »aber ich habe vierzehn Jahre mehr Diensterfahrung. Ich sage dir, lass die Finger von der Tasche.«

Der Feuerwehrhauptmann kam auf uns zugelaufen. »Verdächtiges Objekt, möglicherweise Sprengsatz«, bellte er in sein Funkgerät. »Schaffen Sie die Leute aus der Gefahrenzone und schicken Sie Magitakos vom Sprengkommando her.«

Keine Minute später drängte sich Niko Magitakos, der Leiter des städtischen Sprengkommandos, zusammen mit zweien seiner Profis an mir vorbei. Mit ihrer schweren Schutzkleidung näherten sie sich der roten Schultasche. Niko holte ein kastenförmiges Gerät hervor, einen Röntgenscanner. Ein klobiges Panzerfahrzeug, das aussah wie ein riesiger Kühlschrank, kam herangerollt. Ein Anblick, der nichts Gutes verhieß.

Der Spezialist mit dem Röntgenscanner richtete das Gerät aus einem Meter Abstand auf den Schulranzen. Ich war mir sicher, dass die Tasche einen scharfen Sprengsatz enthielt – oder dass der Täter sie zumindest absichtlich zurückgelassen hatte. *Bitte, lass sie nicht losgehen*, flehte ich. »Holt sie in den Lkw.« Niko wandte sich mit ernster Miene um. »Das Ding sieht scharf aus.«

In den nächsten Minuten wurden Abdeckschürzen aus verstärktem Stahl vom Lastwagen geladen und als Schutzwall um die Tasche herum aufgestellt. Einer der Spezialisten näherte sich der Tasche mit einem fahrbaren Greifer. Falls wirklich eine Bombe darin war, konnte sie jede

Sekunde losgehen.

Ich saß im Niemandsland fest und wagte nicht, mich zu rühren. Eine Schweißperle rann mir über die Wange.

Der Mann erfasste die Tasche mit dem Greifer und transportierte sie zu dem Panzerfahrzeug.

Nichts passierte.

»Ich habe keinen Messwert«, sagte der Mann mit dem Elektrosensor.

»Wir müssen sie wohl von Hand aufmachen.«

Sie hoben den Ranzen in das Panzerfahrzeug, wo Niko ihn in Empfang nahm. Er kniete sich davor und öffnete mit ruhigen, sicheren Bewegungen den Reißverschluss.

»Da ist keine Sprengladung drin«, sagte Niko. »Es ist bloß ein verdammtes Radio.«

Ein kollektiver Seufzer der Erleichterung war zu vernehmen. Ich löste mich von den Umstehenden und lief hin. Am Riemen der Tasche hing ein Namensschild – einer dieser Plastikanhänger. Ich hob es an und las. RUMMS! IHR SCHWEINE.

Ich hatte Recht gehabt. Der Täter hatte die Tasche absichtlich zurückgelassen. Im Inneren fand sich neben einem gewöhnlichen Radiowecker noch ein gerahmtes Foto. Es war ein Computerausdruck einer Digitalaufnahme. Das Gesicht eines gut aussehenden Mannes um die vierzig.

Eine der verkohlten Leichen im Haus, da war ich mir sicher.

MORTON LIGHTOWER, lautete die Aufschrift, EIN FEIND DES VOLKES.

»DIE STIMME DES VOLKES SOLL GEHÖRT WERDEN.«

Darunter ein gedruckter Name. AUGUST SPIES.

Gütiger Himmel, das war eine Hinrichtung!

Mein Magen verkrampfte sich.

Wir hatten ziemlich schnell alles über das Haus herausgefunden. Es gehörte tatsächlich dem Mann auf dem Bild, Morton Lightower, und seiner Familie. Der Name kam Jacobi bekannt vor. »Hat der nicht diese Firma gehabt – X/LSystems?«

»Keine Ahnung.« Ich schüttelte den Kopf.

»Na, du weißt schon – dieser Internet-Zampano. Hat sich mit rund sechshundert Millionen aus dem Staub gemacht, während die Firma den Bach runtergegangen ist. Die Aktien haben mal sechzig Dollar gekostet, jetzt stehen sie bei so was wie sechzig Cent.«

Plötzlich fiel mir ein, dass ich davon in den Nachrichten gehört hatte.

»Der König des Raubtier-Kapitalismus.« Er hatte versucht, Baseballteams aufzukaufen, hatte feudale Villen gesammelt wie andere Leute Briefmarken und seine Residenz in Aspen mit einem 50000-Dollar-Sicherheitstor ausgestattet, während er zugleich seine eigenen Anteile verschleudert und die Hälfte seiner Belegschaft auf die Straße gesetzt hatte.

»Ich habe ja schon von erzürnten Reaktionen enttäuschter Investoren gehört«, meinte Jacobi kopfschüttelnd, »aber das geht doch ein bisschen zu weit.«

Hinter mir hörte ich eine Frau rufen, man solle sie durchlassen. Ich drehte mich um und sah, wie Inspector Paul Chin ihr einen Weg durch das Labyrinth von Übertragungswagen und Fernsehtteams bahnte. Dann stand sie vor dem zerbombten Haus.

»O Gott!«, stöhnte sie und schlug die Hand vor den Mund. Chin führte sie zu mir. »Lightowers Schwester«, sagte er. Sie hatte die Haare straff zurückgebunden und trug einen Kaschmirpullover, Jeans und genau die gleichen Slipper von Manolo Blahnik, die ich schon mal zehn Minuten lang im Schaufenster von Neiman's angeschmachtet hatte.

»Kommen Sie«, sagte ich und geleitete die schwankende Frau zu einem offenen Streifenwagen. »Ich bin Lieutenant Boxer von der Mordkommission.«

»Dianne Aronoff«, murmelte sie abwesend. »Ich hab es in den

Nachrichten gehört. Mort? Charlotte? Die Kinder... Ist überhaupt jemand lebend da rausgekommen?«

»Wir haben einen Jungen gerettet, ungefähr elf Jahre alt.«

»Eric«, sagte sie. »Geht es ihm gut?«

»Er liegt auf der Verbrennungsstation im Cal Pacific. Ich glaube, er wird bald wieder auf den Beinen sein.« »Gott sei Dank!«, rief sie. Doch dann vergrub sie ihr Gesicht wieder in den Händen. »Wie kann denn so was passieren?«

Ich kniete mich vor Dianne Aronoff auf den Boden und nahm ihre Hand. Ich drückte sie sanft. »Ms Aronoff, ich muss Ihnen ein paar Fragen stellen. Das hier war kein Unfall. Haben Sie irgendeine Idee, wer Ihrem Bruder das angetan haben könnte?«

»Kein Unfall«, wiederholte sie. »»Die Medien springen mit mir um, als ob ich bin Laden wäre«, hat Mortie oft gesagt. ›Niemand versteht mich. In meinem Geschäft geht es doch nun einmal darum, Geld zu machen.«« Jacobi legte einen Gang zu. »Ms Aronoff, es sieht so aus, als habe das Zentrum der Explosion im Obergeschoss gelegen. Wissen Sie vielleicht, wer alles Zugang zum Haus hatte?«

»Sie hatten eine Haushälterin«, antwortete sie und trocknete sich das Gesicht. »Viola.«

Jacob seufzte. »Ich fürchte, bei ihr dürfte es sich um die dritte Leiche handeln, die wir gefunden haben. Unter den Trümmern vergraben.«

»Oh...« Dianne Aronoff schluchzte erstickt auf.

Ich drückte ihre Hand. »Hören Sie, Ms Aronoff, ich habe die Explosion beobachtet. Diese Bombe hat irgendjemand *im* Haus gelegt. Entweder wurde der Täter hineingelassen, oder er hatte einen Schlüssel. Denken Sie bitte scharf nach.«

»Sie hatten auch ein Kindermädchen«, murmelte sie. »Ich glaube, sie hat manchmal bei ihnen übernachtet.«

»Dann hat sie verdammt viel Glück gehabt.« Jacobi verdrehte die Augen.

»Wenn sie da drin bei Ihrem Neffen gewesen wäre...«

»Nicht für Eric.« Dianne Aronoff schüttelte den Kopf. »Für Caitlin.«

Jacobi und ich wechselten einen Blick. »Für wen?«

»Caitlin, Lieutenant. Meine Nichte.«

Als sie unsere verständnislosen Mienen sah, erstarrte sie.

»Sie haben doch gesagt, Sie hätten nur Eric gerettet, und da habe ich

angenommen...« Wir starrten uns immer noch an. Im Haus war sonst niemand gefunden worden.

»O mein Gott – sie ist doch erst sechs Monate alt!«

Es war noch nicht ausgestanden.

Ich rannte zu Captain Noroski, dem Feuerwehrhauptmann. Er stand vor dem Haus und rief seinen Männern, die noch in den Trümmern suchten, Anweisungen zu. »Lightowers Schwester sagt, es sei noch ein sechs Monate altes Baby drin gewesen.«

»Da ist niemand mehr drin, Lieutenant. Meine Leute sind gerade mit dem Obergeschoß fertig. Oder wollen Sie vielleicht selbst noch mal reingehen und sich umsehen?«

Plötzlich fiel mir wieder ein, wie die Zimmer im Erdgeschoß verteilt waren. Ich konnte es direkt vor mir sehen. Den Flur, an dessen Ende ich den Jungen gefunden hatte. Mein Herz machte einen Satz. »Nicht im Obergeschoß, Captain – im Erdgeschoß.« Es war möglich, dass da noch ein Kinderzimmer war.

Noroski rief über Funk einen der Männer, die noch im Haus waren. Er dirigierte ihn in den Flur im Erdgeschoß.

Wir standen vor der rauchenden Ruine, und ich hatte plötzlich ein ganz flaues Gefühl im Magen. Der Gedanke, dass da noch ein Baby drin sein könnte – ein Kind, das ich hätte retten können. Wir warteten voller Ungeduld, während Captain Noroskis Männer die Trümmer durchkämmten.

Endlich kam ein Feuerwehrmann aus dem zerstörten Erdgeschoß nach draußen geklettert. »Nichts«, rief er uns zu. »Wir haben das Kinderzimmer gefunden. Ein Bettchen und ein Babykorb, alles unter einem Haufen Schutt vergraben. Aber kein Baby.«

Dianne Aronoff stieß einen Freudenschrei aus. Ihre Nichte war nicht im Haus. Aber dann trat Panik in ihre Augen, und ihre Miene verriet einen völlig neuen, furchtbaren Gedanken: *Wenn Caitlin nicht im Haus war, wo war sie dann?*

Charles Danko stand am Rand der Menschenmenge und verfolgte das Geschehen. Er war wie ein Radprofi gekleidet, und ein älteres Rennrad lehnte an seiner Seite. Der Helm und die Schutzbrille würden ihn auf jeden Fall hinreichend tarnen, falls die Polizei die Schaulustigen filmen sollte, was durchaus vorkam.

Es hätte kaum besser laufen können, dachte Danko, während er den Tatort beobachtete. Die Lightowers waren tot, in Stücke gerissen. Er hoffte, dass sie sehr gelitten hatten, bevor sie in den Flammen umgekommen waren – selbst die Kinder. Das war ein Traum von ihm gewesen; ein Albtraum vielleicht, aber jetzt war er Wirklichkeit geworden. Eine Wirklichkeit, die die braven Bürger von San Francisco in Angst und Schrecken versetzen würde. Er hatte all seinen Mut zusammennehmen müssen, um dieses Inferno zu inszenieren, aber jetzt hatte er endlich einmal etwas *getan*. Dort, die Feuerwehrleute, die Sanitäter, die städtische Polizei – alle waren sie gekommen, um sein Werk zu bewundern. Oder vielmehr seine bescheidenen Anfänge. Eine von ihnen hatte seinen Blick aufgefangen, eine Blondine – offenbar eine ziemlich hochrangige Polizistin. Sie schien auch eine gehörige Portion Mut zu besitzen. Er beobachtete sie, und er fragte sich, ob sie wohl seine Widersacherin werden würde. War sie eine würdige Gegnerin?

Er erkundigte sich bei einem der Schutzpolizisten an der Barrikade. »Die Frau, die gerade ins Haus gegangen ist, das ist doch Inspector Murphy, oder? Ich glaube, ich kenne sie.«

Der Polizist machte sich noch nicht einmal die Mühe, ihm in die Augen zu sehen. Typische Bullen-Arroganz. »Nein«, sagte er, »das ist Lieutenant Boxer. Von der Mordkommission. Angeblich ein beinhartes Luder.«

In dem viel zu kleinen Büro im zweiten Stock, in dem die Mordkommission untergebracht war, ging es zu wie in einem Taubenschlag – so etwas hatte ich an einem Sonntagmorgen noch nicht erlebt.

Im Krankenhaus hatte man mir bescheinigt, dass mir nichts fehlte, worauf ich gleich ins Büro gefahren war. Hier musste ich feststellen, dass das komplette Team sich bereits versammelt hatte. Es gab ein paar Hinweise, denen wir nachgehen konnten, auch wenn die Ergebnisse der Spurensicherung vom Ort der Explosion noch nicht vorlagen. Ein Bombenanschlag geht gewöhnlich nicht mit einer Kindesentführung einher. *Wir müssen das Baby finden*, sagten mir sämtliche Instinkte, *dann finden wir auch den, der für diese entsetzliche Tat verantwortlich ist.*

Ein Fernseher lief. Die Livebilder zeigten Bürgermeister Fiske und Polizeichef Tracchio am Ort des Geschehens. »Das ist eine furchtbare Tragödie und ein schändlicher Racheakt«, sagte der Bürgermeister, der schnurstracks vom ersten Loch des Olympic-Golfclubs herbeigeeilt war. »Morton und Charlotte Lightower gehörten zu den großzügigsten und engagiertesten Bürgern unserer Stadt. Und sie waren auch meine Freunde.«

»Und potente Spender, vergiss das nicht«, warf Jacobis Partner Cappy McNeil ein.

»Ich möchte allen Mitbürgerinnen und Mitbürgern sagen, dass unsere Polizei bereits energisch den ersten konkreten Hinweisen nachgeht«, fuhr der Bürgermeister fort. »Und ich möchte Ihnen allen versichern, dass es sich bei diesem Anschlag um einen isolierten Vorfall handelt.« »X/L...« Warren Jacobi kratzte sich am Kopf. »Ich glaube, von denen habe ich auch ein paar Aktien in diesem Scheißteil, das sich mein Pensionsfonds schimpft.«

»Ich auch«, sagte Cappy. »In welchem Fonds bist du denn?«

»Ich glaube, er nennt sich ›Langfristiges Wachstum‹, aber der Typ, der das Ding so getauft hat, muss wohl einen ziemlich kranken Humor gehabt haben. Vor zwei Jahren hatte ich –«

»Wenn ihr zwei Finanzgenies eventuell mal einen Moment Zeit habt«, rief ich. »Es ist Sonntag, die Börsen haben heute geschlossen. Wir haben drei Tote, ein vermisstes Baby und ein Haus, das durch einen mutmaßlichen Bombenanschlag komplett abgebrannt ist.«

»Definitiv durch einen Bombenanschlag«, fiel Steve Fiori ein, der Pressesprecher der Abteilung. In Jeans und Turnschuhen hatte er sich bereits mit Anfragen von zig Redaktionen und Nachrichtenagenturen herumschlagen müssen. »Der Chef hat gerade die Bestätigung vom Sprengstoffkommando bekommen. Sie haben die Überreste von einem Zeitzünder und Spuren von C-4-Plastiksprengstoff von den Wänden gekratzt.«

Die Nachricht überraschte uns nicht sonderlich. Aber die Erkenntnis, dass in unserer Stadt eine Bombe hochgegangen war, dass da draußen Mörder mit C-4-Sprengstoff frei herumliefern und ein sechs Monate altes Baby vermisst wurde, ließ den ganzen Raum in betroffenes Schweigen verfallen.

»Scheiße«, seufzte Jacobi theatralisch. »Den Nachmittag können wir uns abschminken.«

»Lieutenant«, rief jemand vom anderen Ende des Büros, »Telefon für Sie – Chief Tracchio.«

»Was hab ich gesagt«, meinte Cappy grinsend.

Ich hob ab und machte mich schon mal darauf gefasst, einen Anschiss zu kassieren, weil ich den Tatort vorzeitig verlassen hatte. Tracchio war im Grunde nur ein hoch bezahlter Erbsen zähler. Das letzte Mal, dass er so hautnah mit einer Ermittlung zu tun gehabt hatte, musste vor fünfundzwanzig Jahren bei einer Fallanalyse auf der Polizeiakademie gewesen sein.

»Lindsay, ich bin's, Cindy.« Ich hatte natürlich mit dem Chef gerechnet und war überrascht, ihre Stimme zu hören. »Nicht sauer sein«, sagte sie.

»Es war die einzige Möglichkeit, zu dir durchzukommen.«

»Nicht gerade der günstigste Zeitpunkt«, entgegnete ich. »Ich dachte schon, es ist dieses Arschloch von Tracchio, das mich in der Luft zerreißen will.«

»Die meisten Leute finden, dass *ich* so ein Arschloch bin, das immer versucht, die anderen in der Luft zu zerreißen.«

»Aber dieses spezielle Arschloch unterschreibt nun mal meine Gehaltsschecks«, erwiderte ich und erlaubte mir zum ersten Mal an diesem Tag, einigermaßen entspannt durchzuatmen.

Cindy Thomas gehörte zu meinem engsten Vertrautenkreis, zusammen mit Claire und Jill. Nebenbei arbeitete sie auch beim *Chronicle* und war eine der führenden Polizeireporterinnen der Stadt.

»Mein Gott, Lindsay, ich hab's gerade eben gehört. Ich bin hier im Yogakurs. War gerade mitten im ›Fliegenden Hund‹, als das Telefon geklingelt hat. Mensch, da gucke ich gerade mal zwei Stunden lang nicht hin, und schon beschließt du, dass du die Helden spielen musst! Bist du okay?«

»Ja, abgesehen davon, dass meine Lungen sich anfühlen, als hätte man sie mit Benzin getränkt und angezündet... Nein, mir fehlt nichts«, sagte ich. »Im Moment kann ich dir nichts weiter über den Fall sagen.«

»Ich rufe ja auch nicht wegen der Explosion an, Lindsay. Ich wollte nur hören, wie's *dir* geht.«

»Mir fehlt nichts«, wiederholte ich, aber ich wusste nicht, ob das die Wahrheit war. Ich bemerkte, dass meine Hände noch zitterten. Und im Mund hatte ich nach wie vor den bitteren Rauchgeschmack, der mich an die Flammenhölle erinnerte.

»Willst du dich mit mir treffen?«

»Du würdest höchstens bis auf zwei Blocks rankommen. Tracchio hat angeordnet, dass nichts nach draußen geht, solange wir nicht genau wissen, was Sache ist.«

»Ist das eine Herausforderung?«, meinte Cindy kichernd.

Ich musste lachen. Ich war Cindy zum ersten Mal begegnet, als sie sich in die Penthouse-Suite des Grand Hyatt eingeschlichen hatte, den am schärfsten bewachten Tatort seit Menschengedenken. Dieser Coup hatte ihre Karriere erst so richtig ins Rollen gebracht.

»Nein, es soll keine Herausforderung sein, Cindy. Aber mir geht's wirklich gut, ich schwör's.«

»Okay, also, wenn meine ganze liebevolle Fürsorge sowieso für die Katz ist – was *ist* denn nun mit dem Tatort? Es war doch ein Anschlag, oder, Lindsay?«

»Du meinst, ob nicht vielleicht doch ein Gartengrill am Sonntagmorgen um neun Uhr Feuer gefangen hat? Also, ich denke, was das betrifft, darfst du mich ruhig zitieren. Komisch, ich dachte, du wärst gar nicht auf dem Laufenden über die Sache, Cindy.« Es verblüffte mich jedes Mal wieder, wie schnell sie von solchen Dingen Wind bekam.

»Jetzt bin ich's aber«, meinte sie nur. »Und wo wir schon mal dabei sind, es geht auch das Gerücht, du hättest heute einem Kind das Leben gerettet. Du solltest nach Hause gehen. Du hast genug geleistet für heute.«

»Ich kann nicht. Wir haben ein paar Spuren, denen wir nachgehen müssen. Ich wünschte, ich könnte darüber reden, aber das geht nicht.«

»Ich habe gehört, dass ein Baby aus dem Haus entführt wurde. Wohl irgend so ein kranker Kidnapper?«

»Wenn es so ist«, erwiderte ich achselzuckend, »dann ist das eine ganz neuartige Methode, mit den Lösegeldzahlern umzugehen.«

Cappy McNeil steckte den Kopf zur Tür herein. »Lieutenant, die Gerichtsmedizinerin will Sie sprechen. In der Leichenhalle. Jetzt gleich.«

Wer sonst als Claire, ihres Zeichens Leiterin der Gerichtsmedizin von San Francisco und seit zwölf Jahren meine beste Freundin, hätte inmitten dieses ganzen Wahnsinns genau die Worte sprechen können, die mir schließlich doch die Tränen in die Augen trieben? »Charlotte Lightower war schwanger.«

Claire sah abgespannt und hilflos aus in ihrer orangefarbenen OP-Kluft. »Anfang dritter Monat. Die arme Frau hat es wahrscheinlich selbst noch nicht gewusst.«

Ich weiß nicht, warum ich das so traurig fand, aber so war es nun einmal. Vielleicht ließ es mich die Lightowers noch mehr als eine Familie sehen, brachte sie mir menschlich näher.

»Ich hatte ja gehofft, dich heute irgendwann noch zu erwischen.« Claire sah mich mit einem müden Lächeln an. »Aber so hatte ich mir das nicht vorgestellt.«

»Klar.« Ich lächelte ebenfalls und wischte mir eine Träne aus dem Augenwinkel.

»Ich habe gehört, was du getan hast«, sagte Claire. Sie kam auf mich zu und umarmte mich. »Das war ganz schön mutig von dir, Schätzchen. Und außerdem bist du ein ziemliches Dummenchen, weißt du das?«

»Es gab einen Moment, da war ich mir nicht sicher, ob ich da noch mal lebend rauskommen würde, Claire. Es war alles voller Rauch. Er war überall – in meinen Augen, in meinen Lungen. Ich konnte überhaupt nichts mehr sehen. Ich hab nur den kleinen Jungen festgehalten und gebetet.«

»Du hast das himmlische Licht gesehen, und es hat dir den Weg gewiesen?« Claire lächelte.

»Nein. Es war nur der Gedanke, für wie blöd ihr mich alle halten würdet, wenn ich mich dort in dem Haus hätte rösten lassen wie ein Spanferkel.«

»Das hätte unseren Margarita-Abenden schon einen gewissen Dämpfer aufgesetzt«, meinte sie nickend.

»Habe ich dir schon mal gesagt« – ich hob den Kopf und lächelte verschmitzt –, »dass du ein ausgeprägtes Talent hast, einen auf den Boden der Tatsachen zurückzuholen?«

Die sterblichen Überreste der Lightowers lagen Seite an Seite auf zwei Rollbahnen. Selbst an Weihnachten ist die Leichenhalle ein einsamer Ort, aber an diesem Sonntagnachmittag – sämtliche Mitarbeiter waren bereits nach Hause gegangen; die antiseptischen Wände waren mit drastischen Autopsiefotos und medizinischen Warnhinweisen gepflastert; ein widerlicher Geruch hing in der Luft – schien er mir trostloser als je zuvor.

Ich ging auf die Leichen zu.

»Also, du hast mich hergerufen«, sagte ich. »Was wolltest du mir zeigen?«

»Ich hab dich hergerufen«, antwortete sie, »weil ich mir dachte, dass du mal kräftig geknuddelt gehörst.«

»Das kann ich allerdings gut gebrauchen«, sagte ich. »Aber eine sensationelle medizinische Enthüllung wäre auch nicht übel.«

Claire ging zu einem Tisch und begann ihre Latexhandschuhe abzustreifen. »Eine sensationelle medizinische Enthüllung?« Sie verdrehte die Augen. »Was erwartest du denn von mir, Lindsay? Diese drei Menschen wurden in die Luft gejagt, das ist alles.«

Eine Stunde später gaben Tracchio und ich auf der Vortreppe des Justizpalasts eine angespannte, höchst emotionsgeladene Pressekonferenz. Cindy war ebenfalls erschienen, und mit ihr die halbe Reporterschaft der Stadt.

Im Büro hatte Jacobi unterdessen den Namen auf dem Foto, August Spies, mit der CCI-Datenbank und der FBI-Datei abgeglichen. Ergebnis: null. Keine Personen oder Gruppen dieses Namens. Cappy versuchte so viel wie möglich über das verschwundene Kindermädchen herauszubekommen. Wir hatten die Beschreibung, die Lightowers Schwester uns geliefert hatte, aber wir wussten nicht, wie wir sie finden sollten. Die Schwester hatte uns noch nicht einmal den Nachnamen des Mädchens sagen können.

Ich zog die Gelben Seiten aus dem Regal und ließ den dicken Wälzer mit einem lauten Knall auf Cappys Schreibtisch fallen. »Hier, fangen Sie am besten mit K wie Kindermädchen an.«

Es war kurz vor sechs am Sonntagnachmittag. Wir hatten ein Team in die Büroräume von X/L geschickt, aber alles, was wir erreichen konnten, war die Zusage eines Pressefuzzis der Firma, dass wir morgen früh um acht mit jemandem sprechen könnten. Sonntag ist schlicht ein Scheißtag, wenn man ein Verbrechen aufzuklären hat.

Jacobi und Cappy klopften an meine Tür. »Wieso gehen Sie nicht heim?«, fragte Cappy. »Wir halten hier die Stellung.«

»Ich wollte gerade Charlie Clapper anrufen.« Sein Spurensicherungsteam suchte immer noch den Tatort ab.

»Wir meinen es ernst, Lindsay. Wir haben alles im Griff. Und außerdem siehst du wirklich zum Fürchten aus«, sagte Jacobi.

Plötzlich wurde mir klar, wie total erschöpft ich war. Neun Stunden waren vergangen, seit das Haus in die Luft geflogen war. Ich hatte nach wie vor meine Joggingklamotten an und war über und über mit Dreck und Ruß verschmiert.

»Ach, übrigens, Lieutenant.« Cappy drehte sich noch einmal um. »Wie ist denn der Abend mit Franklin Fratelli gelaufen? Ihr großes Date?« Da standen die beiden und grinsten sich einen ab wie zwei zu groß

geratene Teenager. »Nichts ist gelaufen«, sagte ich. »Würden Sie mich das auch fragen, wenn Ihr Vorgesetzter ein Typ wäre?«

»Na klar würde ich fragen«, antwortete Cappy. »Und wenn ich noch was hinzufügen darf – dafür, dass Sie meine Vorgesetzte sind« – der kräftige Detective warf seinen kahlen Kopf in den Nacken –, »sehen Sie verflucht gut aus in der Trikothose. Dieser Fratelli muss ein ziemlicher Trottel sein, wenn Sie mich fragen.«

»Ist angekommen, danke.« Ich lächelte. Es hatte eine ganze Weile gedauert, bis ich endlich das Gefühl gehabt hatte, bei diesen Burschen tatsächlich das Sagen zu haben. Jeder der beiden hatte doppelt so viele Dienstjahre auf dem Buckel wie ich. Ich wusste, auch sie hatten sich erst einmal mit dem Gedanken anfreunden müssen, dass die Mordkommission erstmals von einer Frau geleitet wurde.

»Möchten Sie dem noch etwas hinzufügen, Warren?«, fragte ich.

»Nee.« Er wippte auf den Absätzen. »Nur eins: Müssen wir morgen in Anzug und Krawatte antanzen, oder darf ich in Tennis-Shorts und Turnschuhen kommen?«

Ich schob mich kopfschüttelnd an ihm vorbei. Da hörte ich noch einmal meinen Namen. »Lieutenant?«

Ich wandte mich ungehalten um. »Ja, Warren?«

»Das haben Sie gut gemacht heute.« Er nickte. »Diejenigen, auf die es ankommt, wissen das.«

Die Fahrt nach Potrero Hill, wo ich eine Zweizimmerwohnung habe, dauerte nur zehn Minuten. Als ich eintrat, kam Martha mir schwanzwedelnd entgegen. Einer der Polizisten am Tatort hatte sie für mich heimgefahren.

Die Anzeige des Anrufbeantworters blinkte. Jills Stimme: »Lindsay, ich habe dich im Büro zu erreichen versucht. Ich habe es gerade gehört ...« Fratelli: »Hören Sie, Lindsay, falls Sie heute Zeit haben...« Ich löschte die Nachricht, ohne mir seine Ausrede anzuhören.

Ich ging ins Schlafzimmer und zog die Joggingsachen aus. Heute Abend wollte ich mit niemandem reden. Ich legte eine CD auf – Reverend Al Green. Dann stellte ich mich unter die Dusche und trank einen Schluck von dem Bier, das ich mir mit ins Bad genommen hatte. Ich lehnte mich zurück und ließ den wärmenden Strahl auf mich niederprasseln, und er schwemmte den Staub, den Ruß und den Aschegeruch aus meinen Haaren und von meiner Haut, bis die ganze Brühe gurgelnd zu meinen Füßen verschwand. Irgendwie war mir zum Heulen zumute.

Ich fühlte mich so allein.

Ich hätte heute sterben können.

Ich wünschte, ich hätte jemanden gehabt, der mich in den Arm nahm. Claire hatte ihren Edmund, der sie an einem Abend wie heute trösten konnte, nachdem sie drei verkohlte Leichen zusammengestückelt hatte. Jill hatte ihren Steve – na ja... Und sogar Martha hatte jemanden – nämlich mich!

Zum ersten Mal seit langer Zeit musste ich an Chris denken. Es wäre so schön gewesen, ihn heute Abend hier bei mir zu haben. Achtzehn Monate war es jetzt her, dass er gestorben war. Ich war inzwischen so weit, dass ich die Vergangenheit hinter mir lassen und mich wieder jemandem öffnen konnte – wenn sich denn jemand gefunden hätte. Kein dramatischer Trommelwirbel. Kein »*And the winner is...*«. Nur diese kleine Stimme in meinem Herzen, *meine* Stimme, die mir sagte, dass es an der Zeit war.

Und dann schweiften meine Gedanken ab zu der Szene in der Marina. Ich sah mich auf der Straße stehen, mit Martha an der Leine. Der

wundervolle, windstille Morgen. Das schmucke Wohnhaus. Der rothaarige Junge, der mit seinem Kickboard Pirouetten vollführte. Der orangefarbene Lichtblitz.

Ein ums andere Mal lief der Film vor meinem inneren Auge ab, und er endete immer an derselben Stelle.

Du hast etwas übersehen. Irgendetwas hatte ich herausgeschnitten. Die Frau, die unmittelbar vor der Explosion um die Ecke gebogen war. Ich hatte sie nur ganz kurz von hinten gesehen. Blond, mit Pferdeschwanz. Irgendetwas in ihren Armen. Aber das war es nicht, was mich störte.

Sondern die Tatsache, dass sie nicht wieder aufgetaucht war.

Bis jetzt hatte ich nicht darüber nachgedacht. Nach der Explosion... Der Junge mit dem Kickboard war da gewesen. Und viele andere. Aber die blonde Frau war nicht darunter gewesen. Niemand hatte sie befragt. Sie war nicht mehr aufgetaucht... Wieso?

Weil das verdammt Luder weggelaufen war.

Dieser Moment blitzte ständig erneut vor meinem geistigen Auge auf.

Das Etwas in ihren Armen. Sie war auf der Flucht.

Es war das Kindermädchen.

Und das Bündel in ihren Armen?

Das war das Lightower-Baby!

Ihr Haar fiel in dicken blonden Büscheln auf die Badezimmerfliesen. Sie nahm die Schere und schnitt noch eine Strähne ab. Ab jetzt würde nichts mehr so sein wie vorher. Wendy war für ewig in der Versenkung verschwunden. Ein neues Gesicht begann vor ihr im Spiegel aufzutauchen. Sie verabschiedete sich von dem Kindermädchen, das sie die letzten fünf Monate gewesen war.

Mit den Haaren schnitt sie auch ihre Vergangenheit ab. Wendy war ein Name aus *Peter Pan*, er hatte in der wirklichen Welt nichts verloren. Im Schlafzimmer schrie das Baby. »Schsch, Caitlin. Bitte, Schätzchen!« Sie musste sich etwas einfallen lassen. Was sollte sie mit dem Baby machen? Sie wusste nur eins: Sie konnte es nicht einfach sterben lassen. Den ganzen Nachmittag hatte sie die Berichte in den Nachrichten verfolgt. Alle Welt war hinter ihr her. Sie sprachen von einem kaltblütigen Mörder. Nannten sie eine Bestie. Aber sie konnte doch keine solche Bestie sein, oder? Sie hatte schließlich das Baby gerettet. »Du findest nicht, dass ich eine kaltblütige Bestie bin, nicht wahr, Caitlin?«, rief sie dem weinenden Kind zu.

Michelle hielt den Kopf ins Waschbecken und kippte sich eine ganze Flasche Red-Sunset-Haarfarbe darüber, die sie in ihre kurz geschorenen Haare einmassierte.

Wendy, das Kindermädchen, war verschwunden.

Malcolm würde jeden Moment kommen. Sie hatten ausgemacht, dass sie sich erst wieder treffen würden, wenn sie sicher wären, dass niemand ihr gefolgt war. Aber sie brauchte ihn. Gerade jetzt, wo sie bewiesen hatte, was in ihr steckte.

Sie hörte, wie jemand an der Haustür rüttelte. Michelles Herz machte einen Satz.

Was, wenn sie doch nicht vorsichtig genug gewesen war?

Wenn jemand beobachtet hatte, wie sie mit dem Kind ins Haus gegangen war? Wenn sie in diesem Moment die Tür eintraten!?

Und dann kam Malcolm herein. »Du hast gedacht, es sind die Bullen, wie? Ich hab dir doch gesagt, die sind zu blöd!«, begrüßte er sie.

Michelle lief auf ihn zu und sprang in seine Arme.

»O Mal, wir haben es geschafft! Wir haben es geschafft!« Sie küsste ihn ungefähr hundertmal auf die Wangen und auf den Mund. »Ich hab alles richtig gemacht, nicht wahr?«, fragte sie. »Ich meine, weil sie im Fernsehen sagen, wer das getan hat, war eine Bestie.«

»Ich habe dir doch gesagt, du musst stark sein, Michelle.« Mal strich ihr übers Haar. »Die beim Fernsehen sind doch alle gekauft, die sind auch nicht besser als all die anderen. Aber sag mal... du siehst ja so anders aus.«

Plötzlich ertönte ein Schrei aus dem Schlafzimmer. Mal riss eine Pistole aus dem Gürtel. »Scheiße, was war das?«

Sie folgte ihm auf dem Fuß, als er ins Schlafzimmer stürmte. Entsetzt starrte er auf Caitlin herab.

»Mal, wir können sie doch hier behalten, wenigstens für ein Weilchen. Ich kümmere mich um sie. Sie hat doch nichts getan.«

»Du blöde Kuh«, sagte er und stieß sie aufs Bett. »Jeder Polizist in der Stadt wird nach diesem Kind suchen.«

Da war es wieder, das Pfeifen in ihren Bronchien, wie jedes Mal, wenn Mals Stimme diesen harten Ton annahm. Sofort begann sie in ihrer Handtasche nach dem Inhalator zu kramen. Da bewahrte sie ihn immer auf. Ohne ihn ging sie nirgendwohin. Gestern Abend hatte sie ihn doch noch gehabt. *Wo war nur das verdammte Ding?*

»Ich kann mich um sie kümmern, Malcolm«, sagte Michelle noch einmal. »Sie hat mir nun mal Leid getan; ich habe gedacht, du würdest das verstehen...«

Malcolm packte sie und stieß sie mit dem Gesicht vor das Baby. »Na klar – und was *du* verstehen musst, ist das hier: *Mor-gen fröh* ist dieses Kind verschwunden. Du sorgst dafür, dass es aufhört, so rumzuplärrn. Steck ihm die Titten in den Mund, leg ihm ein Kissen aufs Gesicht, scheißegal. Morgen früh ist das Baby verschwunden.«

Charles Danko hielt nichts von unnötigen Risiken. Aber er war ebenso felsenfest davon überzeugt, dass jeder Soldat ersetzbar war, und das galt auch für ihn selbst. Er hatte unentwegt gepredigt: *Es wird immer neue Soldaten geben.*

Und so rief er von einem Münzfernsprecher aus im Mission District an. Sollte der Anruf abgehört werden, sollte er zurückverfolgt werden, dann war es eben so.

Es läutete mehrmals, ehe jemand in der Wohnung abhob. Er erkannte die Stimme von Michelle, dem wunderbar kaltherzigen Kindermädchen. Was für eine Show sie abgezogen hatte!

»Ich bin stolz auf dich, Michelle. Bitte sag jetzt nichts. Gib mir einfach nur Malcolm. Aber du sollst wissen, dass du eine Helden bist.«

Michelle legte den Hörer hin, und Danko musste ein Lachen unterdrücken, als er daran dachte, wie brav sie seine Anweisungen befolgten.

Es war einfach köstlich, und es verriet so viel über die menschliche Natur. Es konnte vielleicht sogar Hitlers Propagandaerfolge erklären. Das waren ja keine dummen Leute, die meisten hatten sogar einen College-Abschluss, aber kaum einer von ihnen stellte je seine Anordnungen in Frage.

»Hallo, ich bin's.«

Er hörte Malcolms mürrische Stimme. Dieser Knabe war brillant, aber er war ein echter Killer, wahrscheinlich ein Psychopath; selbst Danko war er manchmal nicht recht geheuer.

»Hör zu. Ich will nicht zu lange reden; ich wollte dich nur auf den neuesten Stand bringen. Alles läuft fantastisch. Es könnte gar nicht besser sein.« Danko hielt einen Moment lang inne.

»Mach's noch einmal«, sagte er schließlich.

Ein gewaltiges Logo in Form der ineinander verschlungenen Buchstaben X und L prangte auf dem Backsteingebäude mit Glasfront, das auf einer in die Bucht ragenden Landzunge stand. Drinnen führte eine adrett gekleidete Empfangsdame Jacobi und mich in einen Besprechungsraum. Über die gesamte Länge der getäfelten Wände zogen sich Zeitungsartikel und Coverotos von Magazinen mit dem strahlenden Antlitz von Morton Lightower. Eine Schlagzeile auf dem Titel von *Forbes* stellte die Frage: »KANN IRGENDJEMAND IN SILICON VALLEY DIESEN MANN AUFHALTEN?«

»Was stellt die Firma eigentlich her?«, fragte ich Jacobi.

»Hochgeschwindigkeitsschalter oder so was in der Art. Für die Datenübertragung im Internet. Das war, bevor die Leute gemerkt haben, dass sie eigentlich gar keine Daten haben, die sie übers Internet verschicken müssen.«

Die Tür des Besprechungsraums wurde geöffnet, und zwei Männer traten ein. Der eine hatte grau meliertes Haar und einen rötlichen Teint; er trug einen gut geschnittenen Anzug. Typ Anwalt. Der andere war schwergewichtig, hatte eine be ginnende Glatze und trug sein kariertes Hemd offen. Typ Techniker.

»Chuck Zinn«, stellte der Anzugstyp sich vor und drückte Jacobi eine Karte in die Hand. »Ich bin der CLO von X/L. Und Sie sind Lieutenant Boxer?«

»Ich bin Lieutenant Boxer.« Ich starrte die Karte an und rümpfte die Nase. »Was ist denn ein CLO?«

»Chief Legal Officer – Leiter der Rechtsabteilung.« Er verbeugte sich entschuldigend. »Das ist Gerry Cates, der Mort bei der Gründung der Firma zur Seite gestanden hat. Selbstverständlich sind wir hier alle zutiefst entsetzt über das Geschehen.« Wir nahmen alle am Konferenztisch Platz. »Die meisten von uns kennen Mort schon seit den frühen Tagen. Gerry hat mit ihm in Berkeley studiert. Ich möchte Ihnen zunächst die uneingeschränkte Kooperation des Unternehmens zusichern.«

»Gibt es schon irgendwelche Spuren?«, fragte Cates. »Wir haben gehört,

dass Caitlin vermisst wird.«

»Wir tun, was wir können, um das Verschwinden des Babys aufzuklären. Wie uns mitgeteilt wurde, hatte die Familie ein Kindermädchen – das ebenfalls vermisst wird. Können Sie uns vielleicht helfen, sie zu finden?«

»Vielleicht kann Helene Ihnen da behilflich sein. Morts Sekretärin.« Cates sah den Anwalt an.

»Ich denke, das ist machbar.« Zinn kritzelt etwas auf seinen Notizzettel. Wir begannen mit den üblichen Fragen: Hatte Lightower irgendwelche Drohungen erhalten? Wussten Sie von irgendwelchen Personen, die ein Interesse daran gehabt haben könnten, ihm zu schaden?

»Nein.« Gerry Cates schüttelte den Kopf und warf erneut einen Seitenblick auf den Anwalt. »Natürlich wurden Morts Finanzangelegenheiten in sämtlichen Medien breitgetreten«, fuhr er fort. »Bei den Aktionärsversammlungen kommt es ab und zu mal vor, dass jemand ausrastet. Die passen auf jeden Cent auf wie die Schießhunde. Mein Gott, es genügt schon, dass man sich eine neue Küche zulegen will – schon heißt es, man würde das Unternehmen schröpfen.«

Jacobi rümpfte die Nase. »Ist doch nicht so abwegig, dass der eine oder andere Aktionär sauer ist, wenn der Boss Anteile im Wert von sechshundert Millionen Dollar verhökert und gleichzeitig durchs Land zieht und allen Leuten erzählt, dass die Firma für zehn zu haben ist.«

»Wir haben keinen Einfluss auf den Aktienkurs, Inspector«, erwiderte Cates, offensichtlich verärgert über die Frage.

Ein angespanntes Schweigen legte sich über den Tisch.

»Sie werden uns eine Liste aller Ihrer Kunden zusammenstellen«, sagte ich.

»Machbar.« Der Anwalt machte sich wieder eine Notiz.

»Und wir müssen Zugang zu allen seinen privaten Computern erhalten; E-Mails, Korrespondenz – alles.« Ich hatte dem CLO eine Handgranate vor die Füße geworfen.

Diesmal hielt sein Stift knapp über dem Papier inne. »Diese Unterlagen sind privat, Lieutenant. Ich denke, ich muss zuerst die rechtliche Grundlage klären, ehe ich dem zustimmen kann.«

»Ich dachte, Sie *sind* die rechtliche Grundlage«, meinte Jacobi grinsend.

»Ihr Chef wurde ermordet, Mr Zinn. Ich fürchte, die Unterlagen sind

jetzt unsere Angelegenheit. Das hier wurde am Ort der Explosion gefunden«, sagte ich. Ich schob ihm eine Kopie des Fotos hin. »Morton Lightower wird darauf als ›Feind des Volkes‹ bezeichnet. Unten steht ein Name – August Spies. Sagt Ihnen das irgendetwas?«

Zinn blinzelte nervös. Cates holte tief Luft; sein Blick ging ins Leere.

»Ich muss Sie ja nicht daran erinnern, dass es sich hier um Ermittlungen in einem Mordfall handelt«, fuhr ich fort. »Falls einer von Ihnen etwas weiß, was er bisher nicht gesagt hat, dann wäre jetzt der Zeitpunkt...«

»Niemand hat hier irgendetwas zu verbergen«, sagte Cates steif.

»Sie möchten jetzt sicher mit Helene sprechen.« Der CLO schob seine Papiere zusammen, als sei die Besprechung beendet.

»Was ich *möchte* ist, dass Lightowers Büro versiegelt wird, und zwar sofort. Und ich will Zugang zu der kompletten Korrespondenz, einschließlich aller Computerdateien und E-Mails.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob das machbar ist, Lieutenant.« Chuck Zinn lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

»Ich will Ihnen sagen, was machbar ist, Mr Zinn.« Ich heftete den Blick auf sein pseudo-verbindliches Grinsen. »Es ist machbar, dass wir in zwei Stunden mit einem Durchsuchungsbeschluss wieder hier sind, und dann fällt alles, was innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden aus diesen Dateien gelöscht wurde, unter die Kategorie ›Behinderung der Ermittlungen in einem Mordfall‹. Und machbar ist ebenso, dass alles, was wir in diesen Unterlagen an weniger schmeichelhaften Enthüllungen über X/L finden, den gierigen Haien im Büro des Staatsanwalts zum Fressen vorgeworfen wird. Finden Sie nicht auch, dass das *machbar* ist, Mr Zinn?«

Gerry Cates beugte sich zu seinem Anwalt herüber. »Chuck, ich denke, wir könnten da eine Lösung finden.«

»Natürlich können wir eine Lösung finden.« Zinn nickte. »Aber ich fürchte, für mehr haben wir heute einfach keine Zeit. Und Sie sind sicherlich auch sehr beschäftigt. Also, wenn das alles ist – er stand lächelnd auf –, »dann würden Sie jetzt bestimmt gerne mit Helene sprechen.«

Ich brauchte vielleicht sechs Sekunden, um aus dem X/L-Gebäude zu stürmen, das Handy herauszuholen und Jill anzurufen. Hastig schilderte ich ihr das frustrierende Gespräch, das wir gerade hinter uns gebracht hatten.

»Du willst also einen Durchsuchungsbeschluss«, unterbrach mich Jill, »um an Lightowers Unterlagen ranzukommen?«

»Du hast es erfasst, Jill – und zwar fix, ehe sie es machen wie bei Enron und rasch noch ein bisschen das Büro aufräumen.«

»Irgendwelche Anhaltspunkte dafür, dass sich in Lightowers Computern etwas finden könnte, das diese Aktion rechtfertigt?«

»Ich bin womöglich ein bisschen misstrauisch, Jill, aber wenn ein Typ sich bei der Vernehmung windet wie ein Fisch an der Angel, dann machen die kleinen Polizeiantennen hinter meinen Ohren immer *doing*.«
»Wie machen die?«, glückste Jill.

»*Doing*«, wiederholte ich bestimmt. »Komm schon, Jill, ich mach keinen Scheiß.«

»Gibt's noch irgendwelche anderen Hinweise darauf, dass sie mit etwas hinterm Berg halten, außer dass bei dir bestimmte Körperteile in Schwingungen geraten?«

Das Blut in meinen Adern begann zu kochen. »Du willst mir also nicht den Gefallen tun, wie?«

»Ich *kann* dir den Gefallen nicht tun, Lindsay. Und wenn ich es täte – ohnehin würde nichts von dem, was du eventuell finden könntest, zur Anklage zugelassen werden. Hör zu, ich könnte versuchen, mit ihnen einen Deal zu machen.«

»Jill, ich habe einen dreifachen Mord aufzuklären!«

»Dann würde ich an deiner Stelle versuchen, ein bisschen Druck auszuüben, ohne gleich mit dem Gesetz zu wedeln.«

»Würdest du das bitte noch mal sagen, und zwar so, dass ich's verstehe?« Jill schnaubte. »Ich dachte, du hättest da gewisse Beziehungen zur Tagespresse...«

»Du meinst, die Herrschaften wären vielleicht etwas mitteilsamer, wenn ihre Firma ein paar negative Schlagzeilen auf der Titelseite des

Chronicle bekäme?«

»Du hast es erfasst, Linds ...« Ich hörte Jill kichern.

In diesem Moment begann mein Handy zu fiepen.

Es war Cappy McNeil, der aus dem Büro anrief. »Lieutenant, wir brauchen Sie hier auf dem Revier, und zwar schnellstmöglich. Wir haben eine heiße Spur zu dem Kindermädchen.«

Zwei Frauen saßen im Vernehmungsraum 1, als ich in den Justizpalast zurückkam. Wie ich von Cappy erfuhr, handelte es sich um die Inhaberinnen einer kleinen Vermittlungsagentur für Kindermädchen und Haushaltshilfen mit Namen »Liebe Nanny!«.

»Wir haben gleich angerufen, nachdem wir gehört hatten, was passiert war«, erklärte mir Linda Cliborne, die einen pinkfarbenen Kaschmirpulli trug. »Wir haben Wendy Raymore diesen Job vermittelt.«

»Wir hatten den Eindruck, dass sie genau die Richtige dafür war«, warf ihre Partnerin Judith Hertan ein. Judith zog eine gelbe Mappe aus der Tasche und schob sie über den Tisch. Sie enthielt ein ausgefülltes Bewerbungsformular der Agentur, einige Empfehlungsschreiben sowie einen Studentenausweis der University of California in Berkeley mit Foto.

»Die Lightowers waren ganz begeistert von ihr«, sagte Linda. Ich betrachtete das lamierte Passfoto von Wendy Raymore. Sie hatte blondes Haar, hohe Wangenknochen und ein Lächeln, das ihr ganzes Gesicht erstrahlen ließ. Ich rief mir das Bild von den Sekunden vor der Explosion ins Gedächtnis zurück: Die junge Frau mit der Latzhose, die vom Tatort fortgeilt war. Möglich, dass sie es gewesen war.

»Wir überprüfen alle unsere Mädchen sehr sorgfältig. Wendy schien ein richtiges Goldstück zu sein. Attraktiv, immer fröhlich, eine rundum sympathische junge Frau.«

»Und die Lightowers haben gesagt, ihr kleines Baby hätte sie gleich ins Herz geschlossen«, fügte ihre Partnerin hinzu. »Wir fragen immer nach.« »Und diese Empfehlungsschreiben... haben Sie die auch überprüft?«

Judith Hertan zögerte. »Mag sein, dass wir nicht allen Angaben im Einzelnen nachgegangen sind. Ich habe aber an der Uni nachgefragt, um mich zu vergewissern, dass ihr Ruf untadelig ist. Ihr Studentenausweis lag uns natürlich vor.«

Ich las die Adresse: 17 Pelican Drive. Auf der anderen Seite der Bucht, in Berkeley.

»Ich glaube, sie hat gesagt, dass sie nicht auf dem Campus wohnt«, sagte Linda Cliborne. »Wir haben ihr die Bestätigung an eine Postfachadresse

geschickt.«

Ich ging mit Cappy und Jacobi hinaus. »Ich alarmiere die Kollegen in Berkeley. Und Tracchio.«

»Wie wollen Sie an die Sache rangehen?« Cappy sah mich fragend an. Was er meinte, war: *Welche Mittel dürfen wir einsetzen, um sie zu schnappen?*

Ich starrte das Foto an.

»Mit allem, was wir haben«, sagte ich.

Vierzig Minuten später standen wir an der Straßenecke schräg gegenüber von Nr. 17 Pelican Drive in Berkeley. Es war ein heruntergekommener Altbau mit blauem Anstrich in einer Reihe ähnlicher Häuser, etliche Blocks vom Campus entfernt. Zwei Streifenwagen hatten die Straße bereits abgesperrt. Ein Van des Sondereinsatzkommandos SWAT parkte daneben. Ich hatte keine Ahnung, was uns erwartete, aber ich wollte kein Risiko eingehen.

Wir trugen alle kugelsichere Westen unter unseren Polizeijacken. Es war elf Uhr fünfundvierzig. Die Kollegen vom Revier Berkeley hatten das Haus observiert. Sie teilten uns mit, dass niemand es verlassen habe; allerdings sei vor dreißig Minuten eine junge Schwarze mit einer Cal-Berkeley-Tasche hineingegangen.

»Kommt, suchen wir das verschwundene Baby«, sagte ich zu den Männern.

Jacobi, Cappy und ich schlichen uns im Schutz der am Straßenrand parkenden Autos an das Haus heran. Hinter den Fenstern schien sich nichts zu rühren. Wir wussten, dass uns da drin eine Sprengfalle erwarten konnte.

Die zwei Inspectors rückten lautlos zu den Eingangsstufen vor. Im Hintergrund wartete ein Mann vom SWAT-Team mit einer Ramme, für den Fall, dass wir die Tür aufbrechen müssten. Es herrschte eine unheimliche Stille.

Dann gab ich das Zeichen. *Gehen wir rein.*

»Aufmachen! Polizei San Francisco!« Cappy hämmerte mit aller Kraft an die Tür.

Ich hielt den Blick starr auf das Fenster neben dem Eingang gerichtet und versuchte auszumachen, ob sich drinnen etwas rührte. Diese Leute hatten schon einmal eine Bombe gezündet. Ich war mir sicher, dass sie nicht zögern würden, das Feuer auf uns zu eröffnen. Aber es tat sich nichts.

Plötzlich hörte ich auf der anderen Seite Schritte, die sich der Tür näherten; dann das Geräusch eines Schlosses, das aufgesperrt wurde. Als die Tür sich öffnete, richteten wir unsere Waffen auf die Person, die

jeden Moment dahinter auftauchen musste.

Es war eine junge Schwarze mit einem Cal-Berkeley-T-Shirt – dieselbe Frau, die unsere Kollegen von Berkeley zuvor hatten hineingehen sehen. Als sie das Einsatzteam erblickte, schrie sie erschrocken auf.

»Wendy Raymore?«, blaffte Cappy sie an und zerrte sie über die Schwelle.

Das Mädchen war so geschockt, dass es keinen Ton herausbrachte. Cappy stieß sie einem wartenden SWAT-Mann in die Arme. Sie deutete zitternd auf die Treppe. »Ich glaube, sie ist da oben.«

Zu dritt stürmten wir hinein. Oben stießen wir auf zwei Zimmer, beide unverschlossen – und leer. Fehlanzeige. Am Ende des Flurs war noch eine geschlossene Tür.

Cappy kloppte an. »Wendy Raymore? Polizei San Francisco.«

Keine Antwort.

Das Adrenalin brannte in meinen Adern. Cappy warf mir einen Blick zu und überprüfte seine Waffe. Jacobi ging in Stellung. Ich nickte.

Cappy trat die Tür auf. Wir stürmten hinein und schwenkten unsere Waffen im Halbkreis.

Ein Mädchen in einem T-Shirt fuhr erschrocken vom Bett auf. Sie blinzelte ein paar Mal schlaftrunken, dann fing sie an zu schreien: »O mein Gott, was ist denn passiert?«

»Wendy Raymore?« Cappy zielte immer noch mit der Pistole auf sie. Das Mädchen war leichenblass im Gesicht, ihre Augen schossen panisch hin und her.

»Wo ist das Baby?«, schrie Cappy.

Das passt nicht! Das passt hinten und vorne nicht, dachte ich.

Das Mädchen hatte lange schwarze Haare und einen dunklen Teint. Die Beschreibung, die Dianne Aronoff uns gegeben hatte, passte absolut nicht auf sie. Und sie glich auch kein bisschen dem Foto auf Wendy Raymores Studentenausweis. Oder der Frau, die ich vom Ort der Explosion hatte weglaufen sehen. Ich glaubte zu wissen, was passiert war. Dieses Mädchen hatte offenbar seinen Studentenausweis verloren, oder er war ihr gestohlen worden. Aber wer hatte ihn jetzt?

Ich ließ die Waffe sinken. Wir hatten eine andere Frau vor uns. »Das ist nicht das Kindermädchen«, sagte ich.

Lucille Cleamons blieben noch exakt siebzehn Minuten von ihrer Mittagspause, um Marcus das Ketchup aus dem Gesicht zu wischen, die Zwillinge in die Tagesstätte zu bringen und mit dem 27er-Bus zur Arbeit zurückzufahren, ehe Mr Darmon ihr die Zeit von ihren 7,85 Dollar die Stunde (macht 13 Cent pro Minute) abzuziehen begann.

»Marcus, *bitte*«, sagte sie seufzend zu ihrem fünfjährigen Sohn, der bis zum Haaransatz mit Ketchup verschmiert war. »Für so was hab ich heute keine Zeit.« Sie wischte an seinem kleinen weißen Oberhemd herum, das inzwischen eine gewisse Ähnlichkeit mit einem seiner ganz besonders chaotischen Fingerfarben-Bilder hatte, und – verdammt! – der Fleck wurde einfach nicht kleiner.

Cherisse rutschte auf ihrem Stuhl hin und her und zeigte mit dem Finger. »Kann ich ein Eis haben, Mama?«

»Nein, Kind, das kannst du nicht. Mama hat keine Zeit.« Sie sah auf ihre Uhr, und ihr blieb fast das Herz stehen. *O Gott...*

»Komm, Junge.« Lucille stopfte die leeren Happy-Meal-Kartons auf dem Tablett ineinander. »Ich muss zusehen, dass ich dich sauber kriege, und zwar schnell.«

»Bitte, Mama, es ist ein McSundae«, jammerte Cherisse.

»Du kannst dir selber ein McSundae kaufen oder was auch immer, wenn es einmal deine eigenen Einsfünfundsechzig sind, die über den Ladentisch wandern. Und jetzt kommt beide mit und wascht euch die Hände. Mama muss los.«

»Aber ich *bin* sauber«, protestierte Cherisse.

Lucille zerrte sie von der Sitzbank und lief mit ihnen zu den Toiletten.

»Ja, aber dein Bruder sieht aus, als käme er gerade aus dem Krieg zurück.«

Sie öffnete die Tür der Damentoilette. Niemand würde es stören, dass sie den Jungen mit hineinnahm – sie waren hier schließlich bei McDonald's. Sie hob Marcus auf den Waschtisch, feuchtete ein Papierhandtuch an und begann an seinem versauten Kragen herumzuwischen.

Der Junge zappelte und wand sich.

»Himmel, wenn du schon so eine Schweinerei veranstaltest, musst du

auch mit den Konsequenzen leben. Cherisse, musst du Pipi machen?«
»Ja, Mama«, antwortete das Mädchen.

Sie war die Reinlichere von den zweien. Beide waren sie fünf Jahre alt, aber Marcus konnte sich noch kaum allein den Reißverschluss aufmachen. Der Ketchup-Fleck wurde zum Glück schon etwas kleiner.
»Cherisse«, rief Lucille streng, »setzt du dich jetzt endlich auf die Schüssel, oder was?«

»Geht nicht, Mama«, antwortete das Kind.

»Wie, *geht nicht*? Wir haben keine Zeit für solche Scherze. Jetzt zieh schon deine Strumpfhose runter und mach Pipi.«

»Ich kann nicht, Mama. Du sollst kommen und dir das angucken.« Lucille seufzte. Wer auch immer den Spruch ›Die Zeit ist auf deiner Seite‹ geprägt hatte, konnte keine Zwillinge gehabt haben. Sie warf einen raschen Blick in den Spiegel und seufzte noch einmal. Nie blieb ihr nur eine Sekunde für sich. Sie half Marcus vom Waschtisch herunter und öffnete die Tür der Kabine, in die Cherisse gegangen war.

»Also, was gibt's denn da zu plärren, Kind?«, sagte sie ungehalten. Das kleine Mädchen starrte die Toilette an.

»Mein Gott.« Lucille schnappte erschrocken nach Luft.
Dort auf dem Klodeckel stand ein Babykorb, und darin lag in eine Decke gehüllt – ein Säugling.

Dann und wann gibt es in unserem Job Momente, da scheint einfach alles zu klappen. Der Tag, an dem das Lightower-Baby in der McDonald's-Toilette gefunden wurde, gehörte dazu. Das gesamte Präsidium schien einen tiefen Seufzer der Erleichterung und Dankbarkeit auszustoßen.

Ich rief Cindy an und bat sie um einen Gefallen. Sie meinte, sie würde es mit Freuden übernehmen, den Leuten von X/L ein bisschen Druck zu machen.

Als ich das Gespräch mit Cindy gerade beendet hatte, klopfte Charlie Clapper an meine Bürotür. »Darf ich Sie mir kurz greifen, Boxer?« »Ganz schön sexistische Bemerkung, selbst für Ihre Verhältnisse«, erwiderte ich lächelnd.

Clapper lachte. Sein Spurensicherungsteam hatte die letzten anderthalb Tage fast ausschließlich mit der akribischen Untersuchung der Explosionstrümmer zugebracht. Charlie sah erschöpft aus.

»Sie kriegen es als Allererste zu sehen«, meinte er und bedeutete mir mit einer Kopfbewegung, ihm zu folgen. »Aber nur wegen Ihrer schönen blauen Augen. Da kann Tracchio nicht mithalten.«

»Ich wusste doch, dass die mich nicht ohne Grund zum Lieutenant befördert haben.«

Charlie führte mich in sein Büro am Ende des Korridors. Niko vom Sprengkommando war dort. Er hatte es sich auf Charlies altem Hartholz-Lehnstuhl bequem gemacht und stocherte in einem Essenskarton vom China-Service herum.

»Okay, wir haben uns ein einigermaßen brauchbares Bild von dem verwendeten Sprengsatz zusammengebastelt.« Charlie zog einen Stuhl für mich heran. Auf einem Flipchart hatte jemand einen Grundriss des Lightower-Hauses skizziert. »Überall waren Spuren von C-4. Mit einem halben Pfund von dem Zeug kann man schon ein Passagierflugzeug vom Himmel holen; nach der Stärke der Explosion zu urteilen, muss es in unserem Fall etwa fünfmal so viel gewesen sein. Der Täter hat es in so ein Teil hier gepackt – er hielt eine schwarze Nike-Sporttasche hoch – »und das Ganze in einem der Zimmer deponiert.«

»Woher wissen wir das?«, fragte ich.

»Das war leicht.« Clapper grinste. Er zeigte mir einen schwarzen Nylonfetzen mit dem geschwungenen Nike-Logo. »Das haben wir gefunden – es klebte an der Wand.«

»Gibt's eine Chance, dass ihr ein paar Fingerabdrücke von der Tasche abkratzen könnt?«

»Tut mir Leid, Lindsay.« Clapper glückste. »Das hier *ist* die Tasche.«

»Die Bombe wurde mittels einer ziemlich ausgefeilten Technik gezündet«, erklärte Niko. »Ferngesteuert. Die Zündkapsel war mit einem Handy verbunden.«

»Es gibt einen Markt für C-4, Lindsay. Wir könnten überall da nachforschen, wo etwas von einer Baustelle gestohlen wurde oder militärisches Inventar abhanden gekommen ist.«

»Können Sie gut mit Babys umgehen, Charlie?«

»Wenn das Baby achtzehn Jahre oder älter ist...«, erwiderte der Chef der Spurensicherung grinsend. »Wieso, haben Sie's sich endlich doch anders überlegt?«

Wäre Clapper einen Kopf größer, einen halben Zentner leichter und nicht seit dreißig Jahren verheiratet gewesen, dann wäre ich vielleicht eines Tages tatsächlich auf seine hartnäckigen Flirtversuche eingegangen. »Tut mir Leid, das Baby, das ich meine, ist ein bisschen jünger.«

»Sie meinen das Lightower-Baby?« Charlie verzog das Gesicht.

Ich nickte. »Ich will, dass Sie es nach Spuren untersuchen. Das Kind, die Decke, den Babykorb – alles, was Sie finden können.«

»Ist dreißig Jahre her, dass ich zuletzt 'ne Windel gewechselt hab.« Clapper blies die Backen auf; er war plötzlich ein bisschen grün im Gesicht. »Ach, das hätte ich ja fast vergessen...« Er zog einen nummerierten Plastikbeutel unter einem Stapel Papiere auf seinem Schreibtisch hervor. »Hinter dem Kinderzimmer im Erdgeschoss war noch ein Raum. Irgendjemand hat dort die Nacht verbracht. Eine Person, über deren Verbleib derzeit nichts bekannt ist.«

Das Kindermädchen, dachte ich.

»Freuen Sie sich nicht zu früh«, meinte Charlie bedauernd. »Es war alles völlig verkohlt. Aber das hier haben wir neben dem Bett gefunden.«

Er warf mir den Beutel zu. Er enthielt einen kleinen, verbeulten Metallbehälter, sieben oder acht Zentimeter lang.

Ich hielt den Beutel hoch. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, was es war.

»Muss alles komplett weggeschmolzen sein.« Clapper zuckte mit den Achseln. Er griff hinter sich, kramte in den Taschen seiner Jacke, die er über die Lehne gehängt hatte, und zog einen ähnlich aussehenden Gegenstand hervor.

»Proventil, Lindsay.« Er nahm die Verschlusskappe seines eigenen Behälters ab und setzte sie auf den aus dem Beweismittel-Beutel. Er passte genau. Dann drückte er zweimal das Mundstück nieder. Zwei Wölkchen stoben hervor.

»Wer auch immer in diesem Bett geschlafen hat, hatte Asthma.«

Lange, nachdem alle anderen gegangen waren, saß Jill Bernhardt noch in ihrem abgedunkelten Büro. Vor ihr auf dem Tisch lag aufgeschlagen eine Prozessakte. Plötzlich merkte sie, dass sie schon seit zehn Minuten dieselbe Seite anstarrte. Sie hatte sich angewöhnt, an Tagen, wenn Steve weder unterwegs war noch länger arbeitete, einfach im Büro zu bleiben. Sie tat, was sie konnte, um ihm aus dem Weg zu gehen. Auch wenn sie gerade keinen Prozess vorzubereiten hatte.

Jill Meyer Bernhardt. Die Super-Anwältin. Die Überfliegerin. Sie traute sich nicht nach Hause.

Langsam massierte sie die schmerzhafte Prellung an ihrem Rückgrat. Der neueste blaue Fleck. Wie konnte das sein? Sie war es gewohnt, Frauen, denen es so ging wie ihr jetzt, vor Gericht zu vertreten, anstatt sich selbst mit einem solchen Geheimnis im Dunkeln zu verkriechen. Eine Träne rann ihr übers Gesicht. *Es ging los, nachdem ich das Baby verloren hatte*, dachte sie. Da hatte alles angefangen.

Aber nein, die Probleme mit Steve hatten schon viel früher begonnen, das wusste sie sehr wohl. Als sie gerade mit dem Ju rastudium fertig gewesen war und er sein BWL-Diplom gemacht hatte. Es fing damit an, dass er ihr vorschreiben wollte, was sie anziehen durfte und was nicht. Entweder war es nicht nach seinem Geschmack, oder es ließ zu viel von ihren Narben sehen. Dann die Dinnereinladungen, bei denen seine Meinung – zur Politik, ihrer Arbeit, egal, was – so viel mehr zu gelten schien als ihre. Wo er so tat, als hätten sie die Anzahlung für ihr Haus in der Stadt und den BMW allein von *seinem* Gehalt finanziert.

Du kannst das nicht, Jill. Das hatte sie pausenlos zu hören bekommen, seit sie ihn kannte. *Verdammt.* Sie fuhr sich mit dem Handrücken übers Gesicht. Sie war die ranghöchste stellvertretende Bezirksstaatsanwältin dieser Stadt. Was musste sie denn noch beweisen?

Das Telefon klingelte. Das schrille Geräusch ließ sie zusammenfahren. War es Steve? Allein beim Klang seiner Stimme drehte sich ihr schon der Magen um. Dieser widerliche, ach-sobesorgte, ach-so-beflissene Ton: »He, Schatz, was machst du denn da noch? Komm doch nach Hause und lass uns eine Runde laufen.«

Zu ihrer Erleichterung meldete ihr das Display, dass der Anruf von einem Staatsanwalt aus Sacramento kam. Er rief zurück wegen der Genehmigung zur Vorladung eines Kronzeugen, der im Staatsgefängnis einsaß. Sie ließ den Anrufbeantworter anspringen.

Dann klappte sie die dicke Akte zu. Das war das letzte Mal, schwor sie sich. Als Erstes würde sie Lindsay alles erzählen. Es tat ihr weh, ihrer Freundin gegenüber nicht aufrichtig zu sein. Lindsay hielt Steve sowieso für ein Arschloch. Sie war ja nicht auf den Kopf gefallen.

Während sie ihre Unterlagen in die Aktentasche stopfte, klingelte das Telefon erneut. Diesmal hatte das Läuten diesen ganz eigenen, unverwechselbaren Klang, der ihr durch Mark und Bein ging.

Geh nicht dran, Jill. Sie war schon fast zur Tür hinaus. Aber irgendetwas brachte sie dazu, einen Blick auf die Digitalanzeige zu werfen. Die bekannte Nummer leuchtete auf. Jill spürte, wie ihr Mund trocken wurde. Langsam hob sie den Hörer ab. »Bernhardt«, hauchte sie und schloss die Augen.

»Machst du wieder mal Überstunden, Schatz?« Steves Stimme versetzte ihr einen Stich. »Wenn ich es nicht besser wüsste«, meinte er und klang dabei fast beleidigt, »würde ich ja fast vermuten, dass du Angst hast, nach Hause zu kommen.«

An diesem Abend hatte George Bengosian endlich einmal Glück. Er war klein, sein Haar schon recht schütter, und seine große, platt gedrückte Nase machte ihn nicht eben attraktiver. Schon zu Beginn seiner Assistenzzeit im Krankenhaus hatte er festgestellt, dass die Urologie doch nicht ganz das Richtige für ihn war, und er hatte seine wahre Berufung darin gefunden, schwächelnde regionale Versicherer zu riesigen Krankenversicherungsunternehmen zu bündeln. Und mit der Zeit war ihm klar geworden, dass er mit seinem Gerede von Gewinnplanungen und seinen schalen Insiderwitzchen nicht der Typ war, der eine schöne Frau für sich einnehmen konnte – gewiss nicht diese sexy Analytikerin, die er bei der von der Bank of America gesponserten Gesundheitskonferenz kennen gelernt hatte.

Es war, als lebte er den Traum eines anderen Mannes aus. Mimi war ganz fasziniert von ihm, und jetzt waren sie schon auf dem Weg zu seinem Hotel. »Die Penthouse-Suite – du wirst von der Aussicht begeistert sein«, scherzte er.

Voller Vorfreude fuhr George mit dem Finger den Saum ihres BHs nach, während er die Tür zu seiner Suite im Clift aufschloss. Er malte sich aus, wie ihre kecken kleinen Brüste vor seinem Gesicht tanzten und diese schmachtenden Augen ihn anhimmelten. Es hatte eben doch etwas für sich, wenn man mit Foto im Jahresbericht aufgeführt war.

»Sekunde, ich bin gleich wieder da«, sagte Mimi. Sie kniff ihn spielerisch in den Arm und verschwand im Bad.

»Aber lass mich nicht so lange warten«, erwiderte George schmollend. Mit hastigen, ungeschickten Bewegungen riss er die Stanniolhülle von der Flasche Roederer – eine kleine Aufmerksamkeit des Hauses – und füllte zwei Gläser. Sein vierundfünfzig Jahre alter Penis zappelte in seiner Hose herum wie ein Karpfen im Kescher. Am nächsten Morgen würde George schon wieder im Flieger sitzen, auf dem Weg zu einer Sitzung des Gesundheitsausschusses des Senats von Illinois. Die Mitglieder des Ausschusses waren, wie er wusste, bereits dahingehend beeinflusst worden, dass sie nicht allzu genau hinsehen würden, wenn er die ärmsten Einzelkunden und diejenigen mit dem höchsten Risiko von

seiner Liste strich. Hundertvierzigtausend Familien weniger im Plan, und jede einzelne würde sich positiv auf die Bilanz auswirken!

Mimi kam aus dem Bad zurück. Sie sah besser aus denn je. George hielt ihr ein Glas hin.

»Auf dich«, sagte er. »Oder vielmehr, auf uns beide. Auf heute Nacht.«

»Auf Hopewell.« Mimi setzte ihr strahlendes Lächeln auf, und sie stießen an.

»Du, willst du mal was ausprobieren?« Sie legte ihre Hand auf seinen Arm. »Das lässt deine Aktien garantiert *steil* in die Höhe schießen.« Sie nahm ein kleines Fläschchen aus ihrer Handtasche. »Du musst einfach nur die Zunge rausstrecken.«

George tat wie geheißen, und sie trüpfelte zwei Tropfen auf seine Zunge. Bitter. Und so scharf, dass ihm fast die Tränen in die Augen traten.

»Können die das Zeug nicht mit Kirschgeschmack herstellen?«

»Noch einen.« Ihr Lächeln war bezaubernd. »Nur um ganz sicherzugehen, dass du bereit bist für mich. Für *uns*.« George streckte wieder die Zunge heraus. Sein Herz raste wie wild.

Mimi ließ noch einen Tropfen aus dem Fläschchen fallen. Ihr Lächeln wurde plötzlich ganz anders. Kälter. Sie packte ihn am Kinn, drückte seine Wangen zusammen und drehte das Fläschchen ganz auf den Kopf. Georges Mund füllte sich mit der Flüssigkeit. Er versuchte sie auszuspucken, doch sie riss seinen Kopf zurück, und er musste schlucken. Die Augen traten ihm aus dem Kopf. »Scheiße, was soll das?«

»Es ist toxisch«, sagte Mimi und ließ das leere Fläschchen wieder in ihre Handtasche fallen. »Ein ganz besonderes Gift für einen ganz besonderen Mann. Der erste Tropfen hätte ausgereicht, um dich binnen weniger Stunden zu töten. Du hast gerade genug davon geschluckt, um ganz San Francisco zu entvölkern.«

Georges Champagnerglas fiel ihm aus der Hand und zersprang am Boden. Er versuchte die Flüssigkeit, die er geschluckt hatte, wieder herauszuwürgen. Dieses Weib war ja total durchgeknallt. Sicher wollte sie ihn nur verarschen. Aber dann schoss ihm plötzlich ein brutaler Schmerz durch den Leib.

»Das ist von all den Leuten, deren Leben Sie mit Ihrem Tun verpfuscht haben, Mr Bengosian. Nicht, dass Sie je einem von ihnen begegnet

wären. Es sind einfach nur Familien, denen keine andere Wahl blieb, als sich auf Sie zu verlassen. Auf Hopewell. Felicia Brown? Sie starb an einem Melanom, das heilbar gewesen wäre. Thomas Ortiz? Sagt Ihnen der Name was? Ihrem Risikomanagement-Team gewiss. Er hat sich eine Kugel durch den Kopf gejagt, weil ihn die Behandlungskosten für den Hirntumor seines Sohnes ruiniert hatten. Wir nennen es ›das Budget sanieren‹. Ist das nicht Ihr Lieblingsausdruck, Mr B.?«

Plötzlich begann sein Magen sich zu verkrampfen. Ein zäher Schaum bildete sich in seiner Mundhöhle. Er spuckte ihn aus, besudelte sein Hemd damit, doch es war, als ob scharfe Krallen sich von innen in seine Eingeweide senkten. Er wusste, was da in ihm vorging. Ein Lungenödem. Sofortiges Organversagen. *Schrei um Hilfe*, sagte er sich. *Lauf zur Tür*. Doch seine Beine gaben nach, als ob sie aus Gummi wären. Er sank zu Boden.

Mimi stand da und beobachtete ihn, ein höhnisches Lächeln auf den Lippen. Er streckte die Arme nach ihr aus. Er wollte sie schlagen, sie würgen, ihr die Seele aus dem Leib prügeln. Aber er konnte sich nicht von der Stelle rühren.

»Bitte...« Das war kein Scherz.

Sie ging in die Hocke und blickte auf ihn herab. »Na, was ist das für ein Gefühl, wenn man das Budget saniert kriegt, Mr Bengosian? Und jetzt seien Sie schön brav und machen Sie den Mund noch einmal weit auf. Ganz weit!«

Mit aller Gewalt versuchte George Luft in seine Lungen zu saugen, doch es ging nicht. Sein Unterkiefer klappte herunter. Die Zunge war grotesk angeschwollen. Mimi hielt ihm ein blaues Papier vors Gesicht. Jedenfalls kam es ihm blau vor – aber seine Augen waren schon gebrochen und glasig, und es fiel ihm schwer, die Farben zu unterscheiden. Nur ganz verschwommen konnte er das Hopewell-Logo ausmachen.

Sie knüllte das Blatt zusammen und steckte es ihm in den Mund.

»Danke, dass Sie sich an Hopewell gewandt haben, aber wie Sie dem Formblatt entnehmen können, wird der Antrag auf Kostenübernahme abgelehnt!«

Mein Handy piepste.

Es war mitten in der Nacht. Ich fuhr hoch und sah blinzelnd auf die Uhr.

Mist – vier Uhr morgens.

Schlauftrunken tastete ich nach dem Telefon. Die Nummer auf dem Display gehörte Paul Chin. »Hallo, Paul, was gibt's?«, knödelte ich. »Tut mir Leid, Lieutenant, ich bin hier im Hotel Clift. Ich glaube, Sie sollten lieber herkommen.«

»Haben Sie etwas gefunden?« Eine Vier-Uhr-Morgens-Frage. Ein Anruf um diese Zeit konnte nur eines bedeuten.

»Tja. Ich glaube, der Fall Lightower ist gerade noch ein Stück komplizierter geworden.«

Acht Minuten später – nachdem ich hastig in Jeans und Sweatshirt gestiegen und mir mit der Bürste ein paar Mal kräftig durch die Haare gefahren war – saß ich am Steuer meines Explorer und raste mit flackerndem Blaulicht durch die stille Nacht, die Vermont entlang in Richtung Seventh.

Drei schwarz-weiße Streifenwagen und ein Leichenwagen drängten sich vor dem hell erleuchteten neuen Eingang des Hotels. Das Clift, eines der großen alten Hotels der Stadt, war gerade ganz schick renoviert worden. Ich zeigte den Cops in der Eingangshalle, die staunend die luxuriöse Straußenedercouch und die Stierhörner an der Wand betrachteten, meine Dienstmarke. Dann ging ich weiter zum Lift, vorbei an ein paar geschockten Hotelangestellten, die hilflos herumstanden und nicht wussten, was sie mit sich anfangen sollten. Ich fuhr hinauf in die oberste Etage, wo Chin mich erwartete.

»Das Opfer heißt George Bengosian. Ein hohes Tier in der Gesundheitsbranche«, erklärte Paul, während er mich zur Penthouse-Suite führte. »Machen Sie sich auf was gefasst. Das meine ich ernst.«

Ich starrte den Toten an. Er lehnte am Bein eines Konferenztischs in dem üppig eingerichteten Salon.

Bengosians Haut hatte sich durch den Sauerstoffmangel grünlich-braun verfärbt und eine gallertartige Konsistenz angenommen. Die Augen

waren weit aufgerissen und traten aus den Höhlen. Schleim – oder irgendeine zähflüssige, orangefarbene Substanz – sickerte aus seinen Nasenlöchern und war auf dem Kinn wie ein bizarer Bart festgetrocknet.

»Mein Gott, was hat der denn angestellt?«, murmelte ich an den Sanitäter gewandt, der sich gerade über ihn beugte. »Hat er mit einem Alien gewettet, wer dem anderen zuerst das Leben aussaugen kann?« Der Sanitäter schien völlig ratlos. »Ich habe keinen blassen Schimmer.« »Sind Sie sicher, dass das ein *Mord* ist?«, wandte ich mich an Chin. »Die Rezeption hat um zwei Uhr fünfundvierzig einen Anruf von außerhalb des Hotels erhalten«, antwortete er achselzuckend. »Der Anrufer sagte, im Penthouse sei noch Müll, der entsorgt werden müsse.« »Gut, das reicht mir.« Ich rümpfte die Nase.

»Und dann noch *das hier*«, sagte Chin und hielt mir mit den Fingerspitzen seiner in Latexhandschuhen steckenden Hände ein zusammengeknülltes Stück Papier hin. »Das wurde in seinem Mund gefunden.«

Es sah aus wie ein Formular.

Ein geprägtes weißes Logo: Hopewell Gesundheitsfürsorge. Es war ein Leistungsbescheid. Ausgefüllt. Als ich den Text las, gefror mir das Blut in den Adern.

Wir haben den Agenten von Habgier und Korruption in unserer Gesellschaft den Krieg erklärt. Wir können nicht länger tatenlos zusehen, wie die Klasse der Mächtigen, deren einziges ererbtes Privileg ihre Arroganz ist, sich auf Kosten der Unterdrückten, Schwachen und Armen bereichert. Die Ära der ökonomischen Apartheid ist zu Ende. Wir werden euch finden, ganz gleich, wie groß eure Villen oder wie einflussreich eure Anwälte sind. Wir sind in euern Häusern, an euren Arbeitsplätzen, überall. Und wir verkünden euch: Euer Krieg findet nicht irgendwo da draußen statt, sondern hier. Und ihr führt ihn gegen uns. Ach du Scheiße. Ich sah Chin an. Das war kein gewöhnlicher Mord. Es war eine Hinrichtung. Eine Kriegserklärung. Und Chin hatte Recht – der Fall Lightower wurde dadurch tatsächlich ein gutes Stück komplizierter. Unterschrieben war die Mitteilung mit *August Spies*.

Zweiter Teil

26

Mein erster Anruf galt Claire.

Wir hatten etwa eine Stunde. Mehr Zeit blieb uns nicht, bevor dieser groteske, scheinbar willkürliche Mord die Schlagzeilen im ganzen Land beherrschen würde – als zweiter Mordfall in einer brutalen Terrorkampagne. Ich musste herausfinden, woran Bengosian gestorben war, und zwar schnell.

Der zweite Anruf galt Tracchio. Es war noch nicht fünf Uhr. Der Dienst habende Beamte der Nachschicht stellte mich durch.

»Hier spricht Lindsay Boxer«, sagte ich. »Sie sagten, Sie wollten sofort informiert werden, wenn sich etwas Neues ergäbe.«

»Ja«, hörte ich ihn knurren, während er mit dem Telefon herumhantierte. »Ich bin im Hotel Clift. Ich glaube, wir haben gerade das Motiv für die Lightower-Bombe gefunden.«

Ich konnte ihn geradezu vor mir sehen, wie er sich in seinem Pyjama kerzengerade aufrichtete und vor Aufregung seine Brille vom Nachtisch stieß. »Hat einer der X/L-Partner endlich ausgepackt? Es ging um Geld, nicht wahr?«

»Nein«, sagte ich und schüttelte den Kopf. »Krieg.«

Nachdem ich das Gespräch mit dem Polizeichef beendet hatte, sah ich mich in Bengosians Hotelsuite um. Kein Blut, keine Spuren eines Kampfes. Ein halb gefülltes Champagner glas stand auf dem Konferenztisch. Ein zweites lag zersprungen zu Bengosians Füßen. Sein Jackett war über die Couch geworfen. Eine offene Flasche Roederer.

»Besorgen Sie uns eine Beschreibung von der Person, mit der er aufs Zimmer gegangen ist«, wies ich Lorraine Stafford an, eine der Ermittlerinnen der Mordkommission. »Wenn wir Glück haben, gibt es hier in der Eingangshalle Überwachungskameras. Und außerdem wollen wir zu rekonstruieren versuchen, wie Bengosian den ersten Teil des Abends verbracht hat.«

Wir haben den Agenten von Habgier und Korruption in unserer

*Gesellschaft den Krieg erklärt..., begann die Botschaft.
Ein eiskalter Schauer durchfuhr mich. Es wird wieder passieren.
Ich wusste, dass ich in den nächsten paar Stunden so viel wie möglich
über Bengosian und die Firma Hopewell Gesundheitsfürsorge
herausfinden musste. Ich hatte keine Ahnung, womit er es verdient hatte,
auf diese Art und Weise ermordet zu werden.*

Ich griff nach dem zusammengeknüllten Brief.
*Wir werden euch finden, ganz gleich, wie groß eure Villen oder wie
einflussreich eure Anwälte sind. Wir sind in euren Häusern, an euren
Arbeitsplätzen, überall ... Euer Krieg findet nicht irgendwo da draußen
statt, sondern hier. Und ihr führt ihn gegen uns.*
Wer bist du, August Spies?

Zu der Zeit, als die meisten Menschen zu Hause die Frühnachrichten einschalteten, lagen uns verschiedene Beschreibungen einer »hübschen Brünetten in einem Kostüm« (der Nachtpörtier) vor, die »anscheinend ganz scharf auf den Typen war« (der Ober des Masa) und die Bengosian am Abend zuvor auf sein Hotelzimmer begleitet hatte.

Sie war entweder die Mörderin oder eine Komplizin, die den Mörder hereingelassen hatte. Nicht das Kindermädchen, das wir suchten, sondern eine andere Frau.

Ich blickte von den Papieren auf meinem Schreibtisch auf und sah Claire vor mir stehen. »Hast du mal 'ne Sekunde Zeit, Lindsay?«

Claire schaffte es, selbst bei den grausigsten Fällen stets ihren Optimismus zu bewahren, doch jetzt verriet ihre Miene deutlich, dass sie etwas herausgefunden hatte, was ihr ganz und gar nicht gefiel. »Ich schulde dir ein paar Stunden Schlaf«, sagte ich.

Nein, du schuldest mir gar nichts, signalisierte ihr beunruhigter Blick. »Ich mache diese Arbeit jetzt schon seit zehn Jahren.« Claire ließ sich auf den Stuhl vor meinem Schreibtisch sinken und schüttelte den Kopf. »In all der Zeit habe ich noch nie eine Leiche vor mir gehabt, deren Inneres so ausgesehen hat.«

»Ich höre«, sagte ich und beugte mich vor.

»Ich weiß noch nicht einmal, wie ich das überhaupt nennen soll«, fuhr sie fort. »Das war eine einzige gallertartige Masse da drin. Totaler Gefäß- und Lungenkollaps. Blutungen im gesamten Verdauungstrakt. Massive Nekrose von Milz und Nieren... *Völlige Zersetzung*, Lindsay«, fügte sie hinzu, als sie meinen verständnislosen Gesichtsausdruck registrierte.

Ich zuckte mit den Achseln. »Es handelt sich also um irgendein Gift, Claire?«

»Ja, aber mit einer Toxizität, die alles übertrifft, was ich je gesehen habe. Ich habe ein paar Fachzeitschriften durchgeblättert. Ich hatte mal ein Kind zu untersuchen, bei dem ein ähnlicher Fall von Gefäßkollaps und Ödemen vorlag; wir haben das damals auf eine negative Reaktion auf – man höre und staune – Rizinusöl zurückgeführt. Ich denke also gleich an

Rizinussamen. War aber nicht der Fall. Es ist *Rizin*, Lindsay! Lässt sich relativ leicht in großen Mengen herstellen. Ein Eiweißstoff, der aus den Samen des Rizinusstrauchs gewonnen wird.«

»Und der ganz offensichtlich giftig ist, was?«

»*Hochgiftig*. Um ein Mehrtausendfaches stärker als Zyankali«, erwiderte Claire nickend. »Wird schnell vom Organismus aufgenommen. Schon eine sehr geringe Menge führt zum Herzstillstand. Es kann auch der Luft beigemengt werden. Aber ich habe mir gedacht, Rizin allein würde einen Menschen nicht derart zurichten, es sei denn...«

»Was?«

»Es sei denn, es würde dem Organismus in solchen Unmengen zugeführt, dass der Prozess der Zersetzung um das Zehnfache... um das Fünfzigfache beschleunigt wird. Dieser Bengosian war praktisch schon tot, ehe ihm das Champagnerglas aus der Hand fiel. Rizin tötet über Stunden, ja Tage hinweg. Es fängt an mit schweren, grippeartigen Warnsymptomen, Magen-Darm-Schmerzen; die Lungen füllen sich mit Flüssigkeit. Dieser Typ kam um halb zwölf ins Hotel zurück, und um drei Uhr wurde der Mord gemeldet. Um drei.«

»Wir haben das zerbrochene Champagnerglas auf dem Boden gefunden und ins Labor geschickt. Die Substanz lässt sich doch nachweisen, nicht wahr?«

»Den Nachweis sehe ich nicht als das Problem, Lindsay. Warum tötet man einen Menschen auf diese Art und Weise, wenn ein *Zehntel* der Dosis ausgereicht hätte?«

Ich erkannte, worauf Claire hinauswollte. Wer auch immer die Morde begangen hatte, musste sich eingehend mit den Opfern beschäftigt haben. Beide Morde waren geplant, ja inszeniert. Und die Mörder besaßen Waffen, die ihnen erlaubten, ihren Terror weiter zu auszudehnen.

Wir sind in euren Häusern, an euren Arbeitsplätzen... Was sie uns sagen wollten, war: Wir haben das Zeug. Wir können Rizin in gewaltigen Mengen verbreiten, wenn wir nur wollen. »Mein Gott, es ist eine Warnung, Claire. Eine Kriegserklärung.«

Jetzt machten wir alle Stellen mobil. Die Medizinische Sondereinsatzgruppe. Das Amt für öffentliche Sicherheit. Das örtliche FBI Büro. Wir hatten es nicht mehr mit einem normalen Mordfall zu tun. Das war Terrorismus.

Die Spur des vermissten Kindermädchens hatte sich verloren. Jacobi und Cappy, die mit dem Foto der jungen Frau die Studentenlokale der Bay Area abgeklappert hatten, waren mit leeren Händen zurückgekommen. Eine Maßnahme hatte immerhin den gewünschten Effekt: der Artikel über X/L, den Cindy im *Chronicle* veröffentlicht hatte. Bedrängt von Reporterhorden und bedroht von Vorladung und Durchsuchungsbeschluss ließ mir Chuck Zinn ausrichten, dass er mit uns ins Geschäft kommen wolle. Eine Stunde später kreuzte er in meinem Büro auf.

»Sie können Ihren Zugang haben, Lieutenant. Ich kann Ihnen sogar die Mühe ersparen. Mort hat tatsächlich in den letzten Wochen eine Reihe von E-Mails erhalten. Wie übrigens der gesamte Vorstand. Niemand von uns hat diese Mails allzu ernst genommen, aber wir haben unseren hauseigenen Sicherheitsdienst darauf angesetzt.«

Zinn schnallte seine schicke Ledertasche auf und nahm eine orangefarbene Mappe heraus, die er mir über den Tisch zuschob. »Sie sind alle da drin, Lieutenant. Nach Eingangsdatum geordnet.«

Ich schlug die Mappe auf, und der Schock fuhr mir in die Glieder.

An den Vorstand von X/L Systems:

Am 25. Februar hat Ihr Geschäftsführer Morton Lightower 762000 Aktien seines eigenen Unternehmens im Gesamtwert von 3175000 Dollar verkauft.

Am selben Tag verloren 256000 Kleinaktionäre Ihres Unternehmens Geld, was einen Nettoverlust von 87% für das vergangene Jahr bedeutete.

35341 Kinder verhungerten auf der ganzen Welt.

In diesem Land starben am selben Tag 11174 Menschen an Krankheiten, die bei entsprechender medizinischer Versorgung als »vermeidbar« eingestuft werden.

An eben diesem Mittwoch brachten weltweit 4233768 Mütter ihre Babys in ärmlichen und hoffnungslosen Verhältnissen zur Welt.

In den vergangenen 24 Monaten haben Sie Firmenanteile im Wert von fast 600 Millionen Dollar abgestoßen und sich Häuser in Aspen, Colorado und in Frankreich gekauft, ohne der Menschheit dafür irgendetwas zurückzugeben. Wir fordern Spenden an Hungerhilfswerke und Gesundheitsorganisationen in gleicher Höhe wie sämtliche künftigen Aktienverkäufe. Wir fordern, dass der Vorstand von X/L ebenso wie die Vorstände aller Unternehmen über den Tellerrand ihrer expansionistischen Bestrebungen hinausblicken und endlich die Welt um sich herum wahrnehmen – eine Welt, die unter dem Joch der ökonomischen Apartheid schmachtet.

Dies ist keine Bitte. Es ist eine Forderung.

Genießen Sie Ihren Reichtum, Mr Lightower. Ihre kleine Caitlin zählt auf Sie.

Unterschrieben war die Nachricht mit *August Spies*.

Ich überflog die restlichen E-Mails. Sie wurden von Mal zu Mal kämpferischer, die Auflistungen der Übel dieser Welt immer drastischer. *Sie ignorieren uns, Mr Lightower. Der Vorstand hat sich unseren Forderungen nicht gefügt. Wir sind zum Handeln entschlossen. Ihre kleine Caitlin zählt auf Sie.*

»Wie konnten Sie es versäumen, uns diese Mails zu übergeben?« Ich starrte Zinn an. »Das alles hätte verhindert werden können.«

»Im Nachhinein verstehe ich durchaus, wie das wirken muss.« Der Anwalt senkte den Kopf. »Aber auch andere Firmen erhalten ständig Drohungen.«

»Das ist nicht einfach nur eine Drohung.« Ich warf die Mappe mit den E-Mail-Ausdrucken auf meinen Schreibtisch zurück. »Das ist Erpressung, das ist Nötigung. Sie sind doch Anwalt, Zinn. Die Anspielung auf seine Tochter ist eine unverhohlene Drohung. Sie sind gekommen, um mit uns einen Deal zu machen, Mr Zinn. Also, der Deal sieht folgendermaßen aus: Nichts von all dem gelangt an die Öffentlichkeit. Der Name unter diesen E-Mails bleibt unter uns. Aber wir schicken unser eigenes Team los, um herauszufinden, woher sie stammen.«

»Ich verstehe.« Der Anwalt nickte betreten und hielt mir die Mappe hin.

Ich überflog die E-Mail-Adressen. *Footsy123@hotmail.com*. *Chip@freeworld.com*. Beide mit demselben Namen gezeichnet. *August Spies*. Ich wandte mich an Jacobi. »Was denkst du, Warren? Können wir die zurückverfolgen?«

»Wir haben schon unsere eigenen Nachforschungen angestellt«, warf Zinn ein.

»*Sie* haben sie zurückverfolgt?« Ich blickte entsetzt auf.

»Wir sind schließlich im Bereich der Internet-Sicherheit tätig. Es handelt sich bei allen Adressen um kostenlose Internetanbieter. Die verlangen keine Rechnungsadresse vom Benutzer. Um einen Account zu eröffnen, muss man nur in eine öffentliche Bibliothek gehen, in einen Flughafen – wo immer es Computer-Terminals mit freien Internetzugang gibt –, und schon kann man sich so eine E-Mail-Adresse selbst zulegen. Diese Mail wurde aus einem Internetcafé im Flughafen Oakland geschickt. Und diese hier aus einem Kinko's-Kopierladen in der Nähe von Berkeley, an der University Avenue. Diese zwei stammen aus der dortigen öffentlichen Bibliothek. Es ist nicht möglich, den Absender zu identifizieren.«

Ich nahm an, dass Zinn sich mit der Materie auskannte und daher Recht hatte, aber eines fiel mir doch auf. Der Kopierladen, die Bibliothek, die Wohnung der echten Wendy Raymore...

»Wir wissen vielleicht nicht, *wer* sie sind, aber wir wissen, *wo* sie sind.«

»Die ›Volksrepublik Berkeley‹«, meinte Jacobi und rümpfte die Nase.

»Da soll mich doch gleich...«

Ich schlich mich in der Mittagspause davon, um rasch mit Cindy Thomas einen Happen zu essen – Dim Sum von der Long Life Noodle Company in Yerba Buena Gardens.

»Hast du heute Morgen schon den *Chronicle* gesehen?«, fragte sie. Ein Schweinefleisch-Bällchen rutschte ihr von den Essstäbchen. Wir saßen draußen auf einem Mauervorsprung. »Wir haben X/L eins vor den Latz geknallt.«

»Danke«, sagte ich. »Es ist nicht nötig, dass du da noch mal nachlegst.« »Also, dann wär's jetzt wohl angebracht, dass du mal ein bisschen was an Info rüberwachsen lässt.«

»Cindy, ich denke allmählich, dass das nicht mehr allzu lange mein Fall sein wird – *besonders*, falls irgendetwas davon an die Presse durchsickern sollte.«

»Dann verrat mir wenigstens« – sie sah mich unverwandt an –, »ob ich davon ausgehen darf, dass die beiden Mordfälle etwas miteinander zu tun haben.«

»Wie kommst du darauf?«

»Ach, hör doch auf«, prustete sie. »Zwei führende Wirtschaftsbosse werden innerhalb von zwei Tagen in derselben Stadt ermordet. Beide standen an der Spitze von Unternehmen, die in letzter Zeit eher durch negative Schlagzeilen aufgefallen sind.«

»Die Vorgehensweise der Täter war grundverschieden.« Ich blieb standhaft.

»Ach? Auf der einen Seite haben wir einen habgierigen Risiko-Kapitalisten, der zig Millionen einstreicht, während gleichzeitig die Verkaufszahlen in den Keller stürzen; auf der anderen einen Kerl, der arme Leute abzuzocken versucht und sich dazu hinter einem Haufen hoch bezahlter Lobbyisten versteckt. Und jetzt sind sie beide tot. Opfer von Gewaltverbrechen. Wie war noch mal die Frage, Linds? Wie ich darauf komme, dass es da eine *Verbindung* geben könnte?«

»Okay.« Ich ließ die Luft aus meinen Lungen entweichen. »Du kennst unsere Abmachung. Nichts, aber auch gar nichts geht ohne meine Zustimmung in Druck.«

»Jemand hat es auf diese Leute abgesehen, nicht wahr?« Sie meinte nicht die zwei, die bereits tot waren. Ich wusste, was sie sagen wollte.

Ich stellte meine Nudelschüssel ab. »Cindy, du kriegst doch mit, was auf der anderen Seite der Bucht so läuft, nicht wahr?«

»In Berkeley? Denke schon – wenn du damit meinst, dass ich ab und zu mal bei einem Journalismus-Seminar einspringe und den Studenten erzähle, wie man im ›wirklichen Leben‹ zu Ruhm und Erfolg kommt.«

»Ich meinte eher *unauffällige* Nachforschungen. Leute, die eventuell Ärger machen könnten.« Ich holte tief Luft und sah sie besorgt an.

»Diese Art von Ärger.«

»Ich weiß, was du meinst«, sagte sie. Sie schwieg einen Moment und zuckte mit den Achseln. »Da drüben brodelt es. Wir haben uns alle so daran gewöhnt, Teil des Systems zu sein, dass wir vergessen haben, wie es ist, auf der anderen Seite zu stehen. Es gibt Leute, die haben allmählich ... wie soll ich das ausdrücken... die Schnauze voll. Das sind Leute, die mit ihrer Botschaft einfach nicht durchdringen.«

»Mit welcher Botschaft?«, drängte ich sie.

»Die würdest du nicht hören wollen. Mein Gott, du bist nun mal bei der Polizei. Du bist Lichtjahre von alledem weg, Lindsay. Ich behaupte ja nicht, dass du kein soziales Gewissen hast. Aber was tust du denn, wenn du in der Zeitung liest, dass zwanzig Prozent der Bevölkerung keinerlei Krankenversicherung haben, oder dass in Indonesien zehnjährige Mädchen gezwungen werden, für einen Dollar pro Tag Nike-Schuhe zusammenzunähen? Du blätterst weiter – genau wie ich. Lindsay, wenn ich dir helfen soll, musst du mir vertrauen.«

»Ich werde dir einen Namen verraten«, sagte ich. »Der darf auf keinen Fall in der Zeitung erscheinen. Du kannst in deiner Freizeit damit hausieren gehen. Finde heraus, was du herausfinden kannst – aber keine Redakteure bitte. Kein ›Ich muss meine Quellen schützen‹. Du kommst zuerst zu mir. *Und nur zu mir.* Sind wir uns da einig?«

»Sind wir«, sagte Cindy. »Also, rück schon raus mit dem Namen.«

»Wunderbar«, flüsterte Malcolm, als er die Bombe auf dem Küchentisch mit zusammengekniffenen Augen durch die Operationslupe betrachtete. Mit ruhiger Hand bog er die dünnen Drähte zurecht, einer rot und einer grün, die von dem Klumpen Sprengstoff zur Anschlussklemme der Zündkapsel führten. Dann modellierte er das weiche, wachsähnliche C-4 so, dass es genau in das Futter der Aktentasche passte. »Eigentlich jammerschade, dass wir das Ding in die Luft jagen müssen«, rief er voller Bewunderung für sein Werk.

Michelle war in die Küche gekommen. Sie legte ihre zitternde Hand auf Mals Schulter. Er wusste, dass ihr so was eine Scheißangst machte – die ganzen Drähte, der Strom, von dem man nie genau wusste, wo er hinfloss.

»Entspann dich, Schatz. Kein Saft, keine Kraft. Im Moment ist es die sicherste Sache der Welt.«

Julia hockte am Boden und sah fern; die rotbraune Perücke hatte sie nach ihrem Auftrag von letzter Nacht in die Ecke gelegt. Das Programm war gerade für eine Eilmeldung über den Mord im Clift unterbrochen worden. »Hört mal.« Sie stellte den Apparat lauter.

»Zwar bringt die Polizei Bengosians Tod bislang nicht mit dem Bombenanschlag auf das Haus eines prominenten hiesigen Industriellen vom vergangenen Sonntag in Verbindung, doch aus ungenannten Quellen verlautet, dass es Hinweise gebe, die auf eine Beziehung zwischen beiden Vorfällen schließen lassen. Gefahndet wird nach einer attraktiven brünetten Frau von Anfang bis Mitte zwanzig, die laut Zeugenaussagen das Hotel zusammen mit George Bengosian betreten hat.«

Julia stellte den Apparat leiser. »Attraktiv?« Sie grinste. »Schätzchen, da kommen die nie drauf. Was meinst du?« Sie setzte sich die Perücke auf und warf sich in eine sexy Pose.

Michelle lachte gezwungen, aber insgeheim wünschte sie sich, sie wäre nicht so dumm gewesen, den verdammten Inhalator liegen zu lassen. Sie war nicht wie Julia, die gestern Nacht einen Mann getötet und ihm dabei direkt in die Augen gesehen hatte. Und jetzt lachte sie darüber, schien

sich diebisch zu freuen.

»Mica, Schatz.« Malcolm wandte sich zu ihr um. »Du musst jetzt ein tapferes Mädchen sein und deinen Finger auf diese Stelle hier legen.« Er befestigte die verdrahtete Zündkapsel mit Klebeband an dem weichen C-4 und drückte das präparierte Handy hinein. »Das ist der knifflige Teil. Du musst jetzt den grünen und den roten Draht halten, aber so, dass sie sich nicht berühren... Das wäre gar nicht gut.«

Mal machte sich ständig über sie lustig. Bloß ein Landei aus Wisconsin, sagte er immer und lachte dabei. Aber sie hatte gezeigt, was in ihr steckte. Sie legte den Finger auf den Draht; sie wollte ihm beweisen, wie mutig sie war. Sie war nicht mehr das naive Mädchen vom Lande.

»Keine Panik.« Malcolm zwinkerte ihr zu, als er merkte, wie nervös sie war. »Dieses ganze Theater mit den Drähten, die sich nicht berühren dürfen, das gibt's nur im Kino. Brenzlig wird's allerdings, wenn ich diese kleinen Drähte aus Versehen nicht mit dem Rufstromgeber, sondern mit der Handybatterie verbinde – dann zerreißt's uns so, dass sie die Stücke noch in Eau St. Claire aufsammeln können.« Das war ihre Heimatstadt. Michelles Finger zitterte. Sie wusste nicht, ob er sie aufzog oder nicht. »Geschafft.« Malcolm atmete durch und schob sich die OPLupe in die Stirn. Dann rollte er den Stuhl zurück. »Jetzt ist Saft drauf, wie man so sagt. Alles fix und fertig für den großen Knall. Damit könnte man glatt die Kuppel vom Rathaus wegpusten. Gar keine schlechte Idee, wenn ich's mir so überlege. Sollen wir mal 'ne kleine Testfahrt machen? Was meinst du?« Michelle zögerte. »Ach, komm«, sagte er und grinste. »Du guckst ja, als hättest du gerade ein Gespenst gesehen.«

Er drückte ihr ein zweites Handy in die Hand. »Die Nummer ist schon eingegeben. Aber vergiss nicht, ein Spiel ist es nur bis zum dritten Läuten. Das vierte ist absolut tabu. Das willst du lieber nicht hören. Auf geht's, Schätzchen. Setz dich ans Steuer und gib Gas.«

Michelle schüttelte den Kopf und gab ihm das Telefon zurück. Mal grinste nur.

»Keine Sorge, Baby. Kein Saft, keine Kraft. Es ist alles bereit.«

Michelle holte tief Luft und drückte auf die Sendetaste, nur um zu zeigen, dass sie es konnte. Eine Sekunde später klingelte das mit der Bombe verdrahtete Handy.

»Kontakt hergestellt.« Malcolm zwinkerte.

Es durchfuhr sie eiskalt. Mal war so selbstsicher. Er hatte alles geplant. Aber so etwas konnte auch schief gehen. Im Nahen Osten jagten sich auch ununterbrochen irgendwelche palästinensische Bombenleger selbst in die Luft.

Piep. Ihr Blick zuckte zu der Aktentasche. Zweites Läuten. Sie bemühte sich, ruhig zu erscheinen, doch ihre Hand zitterte. »Malcolm, bitte.« Sie versuchte ihm das Handy zurückzugeben. »Du siehst doch, dass es funktioniert. Ich mag das nicht. Bitte...«

»Bitte *was*, Mica?« Malcolm fasste sie am Handgelenk. »Traust du mir etwa nicht?«

Das Bomben-Handy tönte erneut. Drittes Läuten...

Michelle gefror das Blut in den Adern. »Lass den Scheiß, Mal.« Sie suchte mit fahriegen Fingern die Aus-Taste.

Das nächste Läuten würde den Kontakt auslösen. »Malcolm, bitte, du machst mir Angst.«

Anstatt nachzugeben, hielt Malcolm ihre Hand fest. Plötzlich wusste sie nicht mehr, was hier vorging. »Herrgott, Mal, es wird gleich –«

Piep. Viertes Läuten.

Der Ton zerriss die Stille im Raum wie ein Schrei. Michelles Augen hefteten sich auf das Telefon. Auf die Bombe.

Es begann zu vibrieren. *Scheiße...* Sie sah Malcolm in die Augen.

Ein Summer ertönte.

Keine Explosion. Kein Blitz. Nur ein scharfes Klicken.

An der Zündkapsel.

Malcolm grinste. Er hob die abmontierte Zündkapsel hoch, die er die ganze Zeit in der Hand gehalten hatte. »Ich hab's dir doch gesagt, Baby. Kein Saft, keine Kraft. Und, was meinst du? Ich finde, es läuft wie geschmiert.«

Michelles Muskeln entspannten sich. Innerlich schrie sie. Sie hätte Malcolm am liebsten ins Gesicht geschlagen. Aber sie war zu erschöpft. Ihr T-Shirt war klatschnass vor Schweiß.

Malcolm nahm die Zündkapsel und rollte den Stuhl wieder an den Sprengsatz heran. »Hast du echt geglaubt, ich würde das Prachtstück hier in die Luft jagen?« Er schüttelte den Kopf. »Nix da, Baby. Das Teil hat noch einen wichtigen Job zu erledigen. Diese Bombe wird ganz San Francisco von den Socken hauen.«

Gegen sieben saß ich wieder an meinem Schreibtisch. Mein Team war überall in der Region verstreut und verfolgte sämtliche Spuren, die wir hatten. Cindy hatte mir das Buch *Vampir-Kapitalismus* besorgt; sie sagte, es würde mir eine Vorstellung von dem neuen Radikalismus geben, der sich zunehmend durchsetzte.

Ich überflog die Kapitelüberschriften: »Das Scheitern des Kapitalismus.« »Ökonomische Apartheid.« »Vampir-Ökonomie.« »Das Armageddon der Habgier.«

Ich bemerkte zunächst gar nicht, dass Jill in meiner Tür stand. Als sie anklopfte, fuhr ich zusammen. »Wenn John Ashcroft dich nur sehen könnte. Die Stütze der städtischen Strafverfolgungs-Maschinerie... *Vampir-Kapitalismus?*«

»Pflichtlektüre«, sagte ich und lächelte ein wenig verlegen, »für den Serienmörder, der auf schlagende Argumente setzt.«

Sie trug einen eleganten roten Hosenanzug und eine Sommer-Regenjacke von Burberry; ihre Ledertasche war mit Akten voll gestopft. »Ich dachte mir, du könntest vielleicht einen Drink gebrauchen.«

»Könnte ich tatsächlich«, antwortete ich und klopfte mit dem Buch auf die Schreibtischkante, »aber ich bin leider noch im Dienst.« Ich hielt ihr stattdessen meine Tüte mit gerösteten Sojabohnen hin.

»Was hast du denn vor?«, meinte sie kichernd. »Bist du scharf darauf, die neue Abteilung für subversive Literatur zu leiten?«

»Sehr witzig«, sagte ich. »Ich wette, das hier hast du noch nicht gewusst: Bill Gates, Paul Allen und Warren Buffet haben im vergangenen Jahr mehr Geld verdient als die dreißig ärmsten Länder der Erde oder ein Viertel der Weltbevölkerung zusammengenommen.«

Jill lächelte. »Schön zu sehen, dass du allmählich ein soziales Gewissen entwickelst – bei deinem Job.«

»Etwas bereitet mir Kopfzerbrechen, Jill. Die Attrappe vor dem Lightower-Haus, die wir für einen zweiten Sprengsatz halten sollten. Und das zusammengeknüllte Formular in Bengosians Mund. Diese Leute haben ihre Motive deutlich gemacht. Aber sie scheinen zu versuchen,

sich über uns lustig zu machen. Warum spielen sie dieses Spiel?« Sie setzte sich und legte einen rotbeschuhten Fuß auf die Schreibtischkante. »Ich weiß nicht. Du bist doch diejenige, die sie schnappt, Schätzchen. Ich buchte sie nur ein.«

Es entstand eine Pause. Eine angespannte Pause. »Was dagegen, wenn wir das Thema wechseln?«

»Es sind *deine* Sojabohnen«, sagte sie achselzuckend und steckte sich eine in den Mund.

»Ich weiß nicht, ob das jetzt albern klingt, aber ich habe mir neulich ein bisschen Sorgen gemacht. Am Sonntag, nach dem Joggen. Diese blauen Flecken an deinen Armen, Jill. Ich bin ins Grübeln geraten.«

»Worüber hast du denn nachgegrübelt?«, fragte sie.

Ich sah ihr in die Augen. »Ich weiß, dass du dir diese blauen Flecken nicht an der Duschkabine geholt hast. Ich weiß genau, wie es ist, wenn man sich eingestehen muss, dass man auch nur ein Mensch ist, wie wir alle. Ich weiß, wie sehr du dir das Baby gewünscht hast. Dann ist dein Vater gestorben. Ich weiß, du tust stets so, als könntest du mit allem fertig werden. Aber vielleicht kannst du das nicht immer. Du willst mit niemandem darüber reden, nicht mal mit uns. Die Antwort lautet also: Ich weiß nicht, was es mit diesen blauen Flecken auf sich hat. Das musst *du* mir sagen.«

Die sture Entschlossenheit, die in ihrem Blick lag, schien plötzlich Risse zu bekommen, als ob ihr Widerstand jede Sekunde zusammenbrechen würde. Ich wusste nicht, ob ich zu weit gegangen war, aber das war mir so was von egal – sie war schließlich meine Freundin. Ich wollte doch nur, dass sie glücklich war.

»In einem Punkt hast du vielleicht Recht«, sagte Jill nach einer Weile.

»Vielleicht habe ich diese blauen Flecken *wirklich* nicht von der Duschkabine.«

Es gibt Verbrechen, die sind einfach nur brutal und unentschuldbar. Manchmal machen sie mich krank vor Wut, aber zumindest liegen die Motive offen zutage. Ab und zu kann ich sie sogar verstehen. Dann gibt es die versteckten Verbrechen, von denen niemand etwas mitbekommen soll. Die Grausamkeiten, die kaum die Haut des Opfers ritzen, aber kaputt machen, was darunter ist – jene kleine Stimme der Menschlichkeit in uns allen.

Und das sind die Verbrechen, die mich manchmal an meinem Beruf zweifeln lassen.

Nachdem Jill mir erzählt hatte, was sich zwischen ihr und Steve abgespielt hatte, nachdem ich mit ihr geweint hatte wie mit einer kleinen Schwester und ihre Tränen getrocknet hatte, fuhr ich wie betäubt nach Hause. Ein Schleier hatte auf ihrem Gesicht gelegen, eine bleiche Maske der Scham, die ich nie vergessen werde. *Jill, meine Jill.*

Mein erster Impuls war, noch an diesem Abend hinzufahren und Steve eine Anzeige um die Ohren zu hauen. Die ganze Zeit hatte dieses aalglatte, selbstgerechte Schwein sie schikaniert und drangsaliert, sie geschlagen.

Ich konnte an nichts anderes denken als an Jill und daran, wie sie mich angeschaut hatte, mit dem Gesicht eines kleinen Mädchens. Nicht die leitende stellvertretende Bezirksstaatsanwältin, die Jahrgangsbeste in Stanford, die durchs Leben zu spazieren schien. Die mit ihrem eisigen Blick Mörder hinter Gitter schickte. Meine Freundin.

Die ganze Nacht über wälzte ich mich schlaflos hin und her. Am nächsten Morgen musste ich all meine Kraft aufwenden, um mich auf den Fall konzentrieren zu können. Das Labor hatte im Lauf der Nacht Claires Ergebnisse bestätigt. Bei der Substanz, die George Bengosian eingenommen hatte, handelte es sich tatsächlich um Rizin.

Noch nie hatte ich im Justizpalast eine derart angespannte Atmosphäre erlebt. Überall schwirrten FBI-Typen in dunklen Anzügen und Presseleute herum. Ich hatte das Gefühl, schon gegen die Sicherheitsvorschriften zu verstößen, wenn ich nur Cindy und Claire anrief.

»Wir müssen uns treffen«, sagte ich ihnen. »Es ist wichtig. Sagen wir um zwölf im Susie's.«

Als ich das ruhige Selbstbedienungs-Café in der Bryant betrat, hockten Cindy und Claire schon an einem Ecktisch zusammen. Ihre Mielen waren besorgt.

»Wo ist Jill?«, fragte Cindy. »Ich dachte, sie käme mit dir.«

»Ich habe sie nicht dazugebeten«, erklärte ich und nahm gegenüber von den beiden Platz. »Es geht nämlich um Jill.« »Okay...«, nickte Claire verwirrt.

Ausführlich erzählte ich ihnen die ganze Geschichte – von meinem ersten Verdacht, nachdem ich beim Joggen die blauen Flecken an Jills Armen gesehen hatte; wie ich das ungute Gefühl nicht losgeworden war, dass da etwas nicht stimmte; und wie ich vermutet hatte, dass Jill sie sich nach dem Verlust ihres Babys selbst beigebracht haben könnte.

»Das ist doch längst vergessen und ausgestanden«, warf Cindy ein.

»Oder etwa nicht?«

»Hast du sie gefragt?«, wollte Claire wissen. Ihre Miene war todernst. Ich nickte und erwiderte ihren Blick.

»Und...?«

»Sie sagt: ›Und wenn ich mir diese blauen Flecken nun nicht selbst beigebracht hätte?‹«

Ich sah, wie Claire mich beobachtete und meine Miene zu deuten suchte. Wie Cindy ungläubig blinzelte, als ihr die Wahrheit zu dämmern begann.

»O mein Gott«, murmelte Claire. »Du redest doch nicht etwa von Steve...«

Ich nickte und schluckte krampfhaft.

Ein tiefes, bedrückendes Schweigen senkte sich auf unsere Runde. Die Bedienung kam, und wir bestellten mechanisch. Nachdem sie wieder gegangen war, sah ich die anderen an.

»Dieser Dreckskerl.« Cindy schüttelte den Kopf. »Ich würde ihm am liebsten die Eier abschneiden.«

»Willkommen im Club«, antwortete ich prompt. »Ich habe letzte Nacht auch an nichts anderes denken können.«

»Wie lange?«, fragte Claire. »Wie lange geht das schon so?«

»Das weiß ich nicht genau. Sie sagt immer wieder, es sei die Sache mit dem Baby gewesen. Als sie es verlor, gab unser Mr Einfühlungsam ihr die

Schuld. »Du hast es nicht geschafft, wie? Die große Überfliegerin – aber kriegt nicht hin, was jede andere Frau hinkriegt: ein Kind zur Welt bringen.««

»Wir müssen ihr helfen«, sagte Cindy.

Ich seufzte. »Und wie – irgendwelche Ideen?«

»Holen wir sie raus da«, sagte Claire. »Sie kann doch bei einer von uns wohnen. *Will* sie denn weg von ihm?«

Ich wusste es nicht. »Ich bin mir nicht sicher, ob sie schon so weit ist. Ich glaube, im Moment muss sie erst einmal mit der Scham und den Selbstvorwürfen fertig werden. Sie hat das Gefühl, alle enttäuscht zu haben. Uns. Vielleicht auch ihn. So seltsam es klingt, aber ich glaube, ein Teil von ihr will beweisen, dass sie die treu sorgende Ehefrau und Mutter sein kann, die seinem Bild von ihr entspricht.«

Claire nickte. »Also gut, wir reden mit ihr. Wann?«

»Heute Abend«, antwortete ich.

Ich sah Claire an. »Heute Abend«, stimmte sie zu.

Unser Essen kam, und wir stocherten ohne rechten Appetit darin herum. Die beiden hatten mich noch gar nicht nach dem Fall gefragt. Plötzlich schüttelte Claire den Kopf. »Als ob du nicht schon genug am Hals hättest.«

»Apropos« – Cindy hob ihre Tasche vom Boden auf –, »ich hab da was für dich.« Sie kramte einen Spiralblock hervor und riss ein Blatt heraus. Roger Lemouz. Dwinelle Hall. 555-0124.

»Der Typ sitzt in Berkeley. Institut für Linguistik.

Globalisierungsexperte. Aber ich warne dich – seine Weltanschauung ist, na sagen wir, mit deiner womöglich nicht ganz kompatibel.«

»Danke. Wie bist du da rangekommen?« Ich faltete den Zettel zusammen und steckte ihn ein.

»Hab ich dir doch gesagt«, meinte Cindy. »Lichtjahre von hier.«

Ich verdrängte die Sache mit Jill, so gut es ging, und rief die Nummer an, die Cindy mir gegeben hatte. Ich erwischte Roger Lemouz in seinem Büro, und nach einer Weile willigte er ein, mich zu empfangen.

Es war allein schon erfrischend, endlich mal wieder aus dem Büro herauszukommen. In letzter Zeit verschlug es mich nicht mehr allzu oft auf die andere Seite der Bucht. Ich parkte mein nen Explorer in der Nähe des Stadions an der Telegraph Avenue und ließ die fliegenden Händler, die Marihuana und Autoaufkleber feilboten, links liegen. Die Sproul Plaza lag im gleißenden Sonnenschein; Studenten mit Rucksäcken und Sandalen saßen lesend auf den Stufen.

Lemouz' Büro befand sich in Dwinelle Hall, einem streng wirkenden Betonblock, der an den Innenhof der Universität grenzte. »Herein, die Tür ist offen«, bekam ich auf mein Klopfen zu hören. Die Stimme hatte einen starken südländischen Akzent, mit einem leicht förmlichen, gebildeten Touch. Britisch?

In seinem kleinen, mit Büchern und Papieren voll gestopften Büro saß Professor Lemouz in entspannter Haltung hinter einem chaotischen Schreibtisch. Er hatte breite Schultern und einen dunklen Teint, lockiges schwarzes Haar, das ihm in die Stirn fiel, und einen Dreitagebart.

»Ah, Inspector Boxer«, begrüßte er mich. »Bitte, nehmen Sie doch Platz. Entschuldigen Sie das etwas spartanische Ambiente.« Die Luft war stickig, es roch nach Büchern und Zigarettenrauch. Auf dem Schreibtisch stand ein Aschenbecher, daneben lag eine Packung Rothmans ohne Filter.

Ich ließ mich auf einem Stuhl gegenüber von ihm nieder und nahm einen Notizblock aus der Tasche. Ich reichte ihm meine Karte.

»Mordkommission«, las Lemouz ab und spitzte scheinbar beeindruckt die Lippen. »Dann nehme ich an, dass es kein ungewöhnlich kniffliges Problem der Etymologie ist, das Sie zu mir führt?«

»Stimmt, eher ein anderes Interessengebiet von Ihnen«, sagte ich. »Sie haben natürlich von den Ereignissen auf der andern Seite der Bay gehört?«

Er seufzte. »Ja. Auch ein Mensch, der den ganzen Tag über seinen

Büchern brütet, hört ab und zu mal Nachrichten. Tragisch. Absolut kontraproduktiv. Wie Fanon sagte: »Die Gewalt richtet sich selbst.« Trotzdem kann man nicht sagen, dass es vollkommen überraschend kommt.«

Lemouz' gespielte Betroffenheit erweckte in mir ungefähr so viel Sympathie wie ein Zahnnarztbohrer. »Wären Sie so nett, mir zu erklären, wie Sie das meinen, Mr Lemouz?«

»Aber gewiss, Madam Inspector, wenn *Sie* so nett wären, mir zu erklären, weshalb Sie hier sind.«

»*Lieutenant*, bitte«, verbesserte ich ihn. »Ich leite die Mordkommission. Und Sie wurden mir als jemand genannt, der möglicherweise Informationen aus erster Hand über Dinge hat, die hier vorgehen. Die ideologische Szene. Leute, die es für eine akzeptable Form des Protests halten könnten, drei schlafende Menschen in die Luft zu jagen und dabei beinahe zwei unschuldige Kinder in den Tod zu reißen, oder auch das Gefäßsystem eines Menschen praktisch zum Explodieren zu bringen.«

»Mit ›hier‹ meinen Sie wohl die friedlichen akademischen Gefilde von Berkeley«, sagte Lemouz.

»Mit ›hier‹ meine ich *überall* dort, wo sich irgendjemand zu derart entsetzlichen Taten hinreißen lassen könnte, Mr Lemouz.«

»*Professor*, bitte«, entgegnete er. »Genauer gesagt, Inhaber der Lance-Hart-Professur für Romanische Sprachen.« Der Ansatz eines Lächelns spielte um seine Mundwinkel. »Wenn wir schon mit Titeln um uns werfen.«

»Sie sagten, Sie fänden diese Morde nicht sehr überraschend.«

»Warum sollten sie das sein?« Lemouz zuckte mit den Achseln. »Sollte der Patient überrascht sein, dass er krank ist, wenn sein ganzer Körper mit Geschwüren übersät ist? Unsere Gesellschaft ist krank, Lieutenant, und ausgerechnet die Leute, die die Krankheit selbst übertragen, drehen sich um und fragen erstaunt: ›Wer, ich?‹

Wussten Sie«, fuhr er fort und hob die Augenbrauen, »dass die großen multinationalen Konzerne inzwischen eine Produktionsleistung aufweisen, die das Bruttosozialprodukt von neunzig Prozent der Länder dieser Erde übersteigt? Sie haben die Regierungen als Träger sozialer Verantwortung in unserer Welt abgelöst.

Wie kommt es«, fragte er und lachte bitter, »dass wir so schnell bei der

Hand sind, wenn es darum geht, den moralischen Skandal der Apartheid zu verdammen? Weil sie unser eigenes problematisches Verhältnis zur Rassenfrage berührt. Und warum verschließen wir die Augen, wenn es um *wirtschaftliche* Formen der Apartheid geht? Weil wir die Dinge nicht mit den Augen der Unterdrückten sehen. Wir sehen sie nur durch die Brille der Mächtigen. Der Konzerne. Der Fernsehanstalten.«

»Entschuldigen Sie«, unterbrach ich ihn, »aber ich bin hier, weil vier Menschen auf grässliche Art und Weise ermordet wurden. Es geht um Leben und Tod.«

»Allerdings, Lieutenant. Genau das will ich damit sagen.«

Am liebsten hätte ich Lemouz am Kragen gepackt und kräftig geschüttelt. Stattdessen zog ich eine Kopie des Fotos von Wendy Raymores Studentenausweis aus der Tasche und legte sie auf den Tisch, zusammen mit einer Phantomzeichnung der Frau, die beim Betreten des Hotel Clift mit George Bengosian von der Überwachungskamera gefilmt worden war. »Kennen Sie diese beiden Frauen, Professor?«

Lemouz musste sich beherrschen, um nicht zu lachen. »Warum sollte ich Ihnen helfen? Der Staat ist der Urheber dieser Ungerechtigkeiten, nicht diese beiden Frauen. Sagen Sie mir bitte: Wer hat die größere Ungerechtigkeit begangen? Die beiden verdächtigen Frauen oder« – er warf mir den *Chronicle* über den Schreibtisch zu, mit der Titelseite nach oben – »diese leuchtenden Beispiele unseres Systems?«

Ich starnte auf die Fotos von Lightower und Bengosian.

»Wenn diese Menschen das Signal zum Ausbruch eines Krieges geben«, fuhr Lemouz lachend fort, »dann sage ich nur: Sollen die Dinge doch ihren Lauf nehmen. Wie lautet doch der neue Slogan, Lieutenant?« Er lächelte. »Der Satz, den sich die Amerikaner im Vollgefühl ihrer moralischen Überlegenheit nach dem 11. September zu Eigen gemacht haben? *Let's roll* – Packen wir's an.«

Ich raffte die Fotos zusammen, klappte meinen Notizblock zu und steckte alles in die Tasche. Dann stand ich auf. Ich fühlte mich erschöpft und beschmutzt, und ich beeilte mich, das Büro des Lance-Hart-Professors für Romanische Sprachen zu verlassen, ehe ich mich vergaß.

Während der ganzen Fahrt zurück ins Präsidium kochte ich vor Wut über Lemouz' scheinheilige Tiraden. Dazu kam der Frust über die fehlenden Fortschritte bei unseren Ermittlungen. Ich war immer noch stinksauer, als ich kurz nach sechs das Büro betrat. Als Erstes rief ich Cindy an und machte mit ihr ein Treffen im Susie's aus. Möglicherweise würden wir bei ein paar leckeren Hummer-Quesadillas wenigstens *irgendetwas* zustande bringen. Ich brauchte die Mädels bei dieser Sache.

Nachdem ich das Gespräch mit Cindy beendet hatte, kam Warren Jacobi zu mir ins Büro. »Yank Sing«, sagte er.

»Yank Sing?«

»Ist 'ne bessere Idee als Quesadillas. Ein Dim-Sum-Schuppen. Bei chinesischem Essen tauen alle Frauen auf. Das müsstest du doch wissen, Lindsay. Übrigens, angeblich war das Huhn mit Salz und Ingwer schuld am Niedergang der Qin-Dynastie. Wo bist du gewesen?« Er setzte sich. Er hatte was für mich. Ich kannte doch dieses verschlagene Grinsen.

»Drüben in der ›Volksrepublik‹. Reine Zeitverschwendung. Hast du irgendwas, abgesehen von deiner Restaurantkritik?«

»Wir haben bei der Fahndung nach Wendy Raymore einen Treffer gelandet«, antwortete er strahlend.

Das brachte blitzartig mein Blut in Wallung.

»Anruf von einem Safeway-Supermarkt auf der anderen Seite der Bay. Ein Verkäufer von der Nachschicht glaubt, ihr Gesicht erkannt zu haben. Ein Video ist unterwegs. Er sagte, sie habe jetzt rote Haare und trage eine Sonnenbrille. Aber die hat sie für einen Moment abgenommen, um ihr Geld zu zählen, und er schwört, dass sie es ist.«

»Wo genau auf der anderen Seite, Warren?«

»Harmon Avenue in Oakland.« Ich rief mir den Stadtplan ins Gedächtnis, und wir hatten beide die gleiche Erleuchtung. »In der Nähe des McDonald's, wo die kleine Caitlin gefunden wurde.«

Geografisch passte alles zusammen. »Lass das Foto in jedes Schaufenster in dem Viertel hängen.«

»Schon passiert, Lieutenant.« Da war dieses gewisse Funkeln in Jacobis Augen, das ihn zuverlässig verriet, wenn er mit etwas hinterm Berg hielt.

»Wir haben einen Haufen Anrufe bekommen«, sagte ich und sah Warren fragend von der Seite an. »Wieso bist du so sicher, dass dieser hier keine Niete ist?«

Er zwinkerte mir zu. »Weil sie so ein Asthma-Sprühding gekauft hat.«

Cindy, Claire und ich hatten unsere Coronas schon fast ausgetrunken und den Teller mit Chicken Wings weitgehend geleert, als Jill endlich kam. Sie hängte ihre Jacke auf und ging zögernd auf unseren Tisch zu. Ihr dünnes Lächeln ließ deutlich erkennen, wie nervös sie war.

»So«, sagte sie, indem sie ihre Aktentasche auf den Tisch warf und sich auf den Stuhl neben Claire fallen ließ, »wer will als Erste in meinen Wunden rumstochern?«

»Das Einzige, worin hier rumgestochert wird, sind die Hühnerflügel«, sagte ich und kippte ihr den Rest aus einer Bierflasche ins Glas.

»Cheers.«

Wir hoben alle unsere Gläser, Jill ein wenig widerstrebend. Und dann war es einen Moment lang still, während wir alle krampfhaft überlegten, was wir sagen sollten. Wie oft hatten wir schon so zusammengesessen? Am Anfang waren wir einfach nur vier Frauen mit knochenharten Jobs gewesen, die sich zusammengefunden hatten, um mit vereinten Kräften und Talenten ein Verbrechen aufzuklären.

»Auf die Freundschaft«, sagte Claire. »Auf vier Freundinnen, die immer füreinander da sein werden. In *allen* Lebenslagen, Jill.«

»Ich sollte wohl lieber austrinken«, meinte Jill, deren Augen schon feucht wurden, »bevor es mir noch aus der Nase ins Glas tropft.«

Dann leerte sie fast das halbe Glas mit einem tiefen Zug und holte tief Luft. »Okay, wir müssen ja wohl nicht um den heißen Brei herumreden, oder? Ihr wisst alle Bescheid?«

Wir nickten.

»Telefon, Telefax, Tele-Boxer.« Jill zwinkerte mir ironisch zu.

»Wenn du leidest, leiden wir alle mit«, sagte Claire. »Umgekehrt wäre es genau das Gleiche.«

»Das weiß ich doch«, erwiderte Jill nickend. »Ich schätze mal, als Nächstes werdet ihr mir sagen, dass ich so ganz und gar nicht in das Bild der typischen misshandelten Ehefrau passe.«

»Ich denke«, sagte ich und fuhr mir mit der Zunge über die Lippen, »das Nächste ist, dass du uns einfach erzählst, wie es dir geht.«

»Tja.« Sie atmete entschlossen durch. »Zunächst einmal: Ich werde nicht

misshandelt. Wir streiten uns. Steve ist ein Tyrann, aber er ist noch nie mit Fäusten auf mich losgegangen. Er hat mich nie ins Gesicht geschlagen.«

Cindy wollte protestieren, doch Claire hielt sie zurück.

»Ich weiß, das kann sein Verhalten nicht entschuldigen und rechtfertigt nichts. Ich wollte nur, dass ihr es wisst.« Sie biss sich auf die Unterlippe. »Ich kann gar nicht richtig beschreiben, was ich empfinde. Dabei habe ich genug derartige Fälle verhandelt, um die Bandbreite der Gefühle zu kennen. Vor allem schäme ich mich. Es ist mir peinlich, zugeben zu müssen, dass ich es bin, der so etwas passiert.«

»Wie lange geht das schon so?«, fragte Claire.

Jill lehnte sich zurück und lächelte. »Willst du eine ehrliche Antwort hören – oder die, die ich mir selbst in den letzten Monaten pausenlos eingeredet habe? Die Wahrheit ist: Es fing schon vor unserer Heirat an.« Ich merkte, wie ich die Zähne zusammenbiss.

»Ständig gab es irgendwas. Wie ich mich anzog; irgendetwas, das ich fürs Haus gekauft hatte und das nicht seinem Geschmack entsprach. Steve ist ganz groß darin, mir vorzuhalten, wie dumm ich bin.«

»Dumm?«, stieß Claire entgeistert hervor. »Du bist ihm doch geistig haushoch überlegen!«

»Steve ist ebenfalls kein Dummkopf«, sagte Jill. »Nur ein wenig eingeschränkt in seiner Sicht der Dinge. Anfangs hat er mich nur ein bisschen fest angepackt, hier an den Schultern zum Beispiel. Und dann hat er so getan, als sei es keine Absicht gewesen. Ein- oder zweimal hat er auch mit Sachen um sich geworfen, wenn er einen Wutanfall hatte. Einmal war es meine Handtasche, ein anderes Mal, daran erinnere ich mich noch genau – sie fing an zu lachen –, »dieses fette Stück Asiago-Käse.«

»Aber warum?« Cindy schüttelte ungläubig den Kopf. »Warum springt er so mit dir um?«

»Weil ich eine Rechnung zu spät bezahlt hatte. Weil ich teure Schuhe gekauft hatte, als wir beide gerade erst anfingen, Geld zu verdienen, und entsprechend knapp bei Kasse waren.« Sie zuckte mit den Achseln.

»Weil er es konnte.«

»Das geht schon so, seit wir uns kennen?«, fragte ich fassungslos. Jill schluckte. »Ich war wohl nicht ganz offen zu euch, hm?« Die

Bedienung hatte uns Quesadillas gebracht, und im Hintergrund lief ein Shania-Twain-Song. »Siehst ja fast so aus, als wolltet ihr mich bestechen.« Sie tunkte eine Quesadilla in die Guacamole und lachte. »Neue Verhörmethode. ›Ja, ich weiß, wo Osama bin Laden sich versteckt, aber könnte ich bitte noch eins von diesen kleinen Käsedingern haben...‹«

Wir lachten. Jill verstand es stets, uns zum Lachen zu bringen.

»Es sind nie die wirklich wichtigen Dinge«, sagte Jill. »Meistens dreht es sich um irgendwas ganz Banales. In den entscheidenden Fragen habe ich ehrlich das Gefühl, dass wir als Partner durchs Leben gehen. Wir haben schon einiges zusammen durchgemacht. Aber die kleinen Dinge... Ich nehme eine Essenseinladung von Leuten an, die er nicht leiden kann. Ich vergesse, der Haushälterin zu sagen, dass sie seine Hemden zum Waschen mitnehmen soll. Er gibt mir das Gefühl, ein dummes kleines Mädchen zu sein. Absolut gewöhnlich.«

»Du bist alles andere als gewöhnlich«, sagte Claire.

Jill wischte sich die Augen und lächelte. »Mein Fanclub... Ich könnte den Kerl abknallen, und ihr würdet noch meine Treffsicherheit loben.«

»Über die Möglichkeit haben wir schon gesprochen«, sagte Claire.

»Wisst ihr, ich habe tatsächlich schon darüber nachgedacht.« Jill schüttelte den Kopf. »Wer eigentlich beim Prozess gegen mich den Vorsitz führen würde. O je, ich fürchte, jetzt bin ich ein bisschen zu sehr ins Melodramatische abgeglitten.«

»Wozu würdest du einer Frau raten, die mit dem gleichen Problem zu dir käme? Ich meine jetzt die Staatsanwältin Jill, nicht die Ehefrau. Was würdest du ihr sagen?«

»Ich würde ihr sagen, dass sie ihm einen Prozess an den Hals hängen soll, und zwar so schnell, dass er nicht mehr dazu kommt, sich den Schlips gerade zu rücken«, sagte sie und lachte. Eine nach der anderen stimmten wir ein.

»Du sagst, du brauchst noch ein bisschen Zeit«, sagte ich zu Jill. »Wir sind nicht hier, um dir vorzuschreiben, dass du auf der Stelle dein Leben umkrepeln sollst. Aber ich kenne dich. Du bleibst bei ihm, weil du glaubst, dafür verantwortlich zu sein, dass diese Ehe funktioniert. Ich will, dass du mir etwas versprichst, Jill. Es muss nicht erst so weit kommen, dass er mit Fäusten auf dich losgeht. Noch *ein* solcher Vorfall,

und ich komme und packe eigenhändig deine Sachen. Du kannst zu mir ziehen, zu Claire, zu Cindy ... Na ja, vergiss Cindy mit ihrer Bruchbude... Aber du hast alle Möglichkeiten, Schätzchen. Versprich mir eins: Wenn er dich das nächste Mal auch nur *bedroht*, bist du weg.« Da war plötzlich dieses Strahlen in Jills Gesicht, dieser Glanz in ihren klugen blauen Augen. Irgendwie fand ich, dass sie noch nie so gut ausgesehen hatte. Ihre Ponyfransen kräuselten sich leicht über den Augen.

»Versprochen«, sagte sie schließlich und lächelte errötend.

»Wir meinen es ernst«, hakte Cindy nach.

Jill hob die Hand. »Großes Indianerinnen-Ehrenwort, wie damals bei den Pfadfinderinnen. Wenn ich meinen Schwur breche, soll ich ganz viele dicke fette Pickel im Gesicht kriegen.«

»Das dürfte genügen«, meinte Claire.

Jill fasste unsere Hände in der Mitte des Tischs. »Ich hab euch gern, Mädels, wisst ihr das?«

»Wir dich auch, Jill.«

»So, können wir jetzt vielleicht endlich mal bestellen?«, sagte sie. »Ich komme mir vor wie bei meinem allerersten Auftritt vor Gericht. Ich habe einen Bärenhunger!«

Vielleicht lag es daran, dass ich nicht geschlafen hatte – die ganze Nacht hatte ich mich ruhelos hin und her gewälzt, weil dieser Dreckskerl von Steve – der zuverlässig sofort mit von der Partie war, wenn irgendeiner seiner Kumpels den unbändigen Drang verspürte, zum Golfen zu gehen, und der in der Öffentlichkeit stets den treu ergebenen Ehemann spielte –, eine der klügsten Frauen dieser Stadt misshandelte. Eine meiner besten Freundinnen.

Egal, jedenfalls quälte mich der Gedanke an Steve auch noch am nächsten Morgen im Büro – so lange, bis ich es irgendwann nicht mehr aushielte, am Schreibtisch zu sitzen, Anrufe entgegenzunehmen und so zu tun, als wäre ich voll auf den Fall konzentriert.

Ich schnappte mir meine Handtasche. »Wenn Tracchio nach mir fragt, sagt ihm, ich bin in einer Stunde zurück.«

Zehn Minuten später hielt ich vor dem Eingang von 160 Beale Street, einem dieser verglasten Hochhäuser in einer Seitenstraße der Market Street, in dem es von Steuerberatern und Anwaltskanzleien nur so wimmelte. Dort war Steves Büro.

Ich kochte vor Wut, während ich in den einunddreißigsten Stock hochfuhr; fast hätte ich hyperventiliert. Oben angekommen, stürmte ich durch die Tür von Northstar Partnerships. Die hübsche Frau am Empfang lächelte mir zu.

»Steve Bernhardt«, sagte ich und hielt ihr meine Dienstmarke vor die Nase.

Ich wartete nicht, bis sie mich angemeldet hatte, sondern marschierte gleich weiter in das Eckbüro, in dem ich schon einmal mit Jill gewesen war. Steve flözte in seinem Sessel, angetan mit einem hellgrünen Lacoste-Hemd und Khakihosen, und telefonierte. Ohne im Satz innezuhalten, zwinkerte er mir lässig zu und zeigte auf einen Stuhl. *Ist angekommen, Freundchen.*

Ich wartete, bis er sein hochwichtiges dienstliches Telefonat beendet hatte. Mein Zorn schwoll noch mehr an, als ich hörte, wie er seine Rede mit überstrapazierten Insider-Floskeln würzte, wie etwa: »Hört sich an, als ob du da ein bisschen versuchst, den Ozean zum Sieden zu bringen,

Mann.«

Endlich legte er auf und schwang seinen Drehstuhl herum. »Lindsay«, sagte er und sah mich fragend an, als ob er nicht recht wüsste, was er von meinem Besuch halten sollte.

»Spar dir das Theater, Steve; du weißt, warum ich hier bin.«

»Nein, das weiß ich nicht.« Er schüttelte den Kopf. Dann probierte er einen neuen Gesichtsausdruck aus. »Ist irgendwas mit Jill?«

»Weißt du, Steve, ich muss mich schwer beherrschen, um nicht über den Schreibtisch zu springen und dir das verdammt Telefon um die Ohren zu hauen. Jill hat uns alles erzählt, Steve. *Wir wissen Bescheid.*«

Er zuckte mit den Achseln, setzte eine Unschuldsmiene auf und schlug die Beine übereinander, damit ich seine eleganten Mokassins von Bass bewundern konnte. »Bescheid – worüber?«

»Ich habe die blauen Flecken gesehen. Jill hat uns erzählt, was los ist.«

»Ach ja« – er lehnte sich zurück und zog die Augenbrauen hoch –, »Jill hat mir gesagt, dass sie gestern Abend mit ihrer Gang auf Achse war.« Er warf einen Blick auf seine Uhr. »Also, ich würde ja liebend gern noch eine Weile hier rumhocken und mit dir über unsren privaten Scheiß plaudern, aber ich habe um halb eins eine Besprechung drüben bei...«

Ich beugte mich über den Schreibtisch. »Jetzt hör mir mal zu. Und zwar ganz genau. Ich bin gekommen, um dir zu sagen, dass Schluss damit ist. Und zwar ab *heute*. Wenn du noch *ein* Mal Hand an sie legst... wenn sie einen eingerissenen Fingernagel hat, über den sie nicht reden will... oder wenn sie lediglich mit finsterer Miene ins Büro kommt – dann sorge ich persönlich dafür, dass du wegen Körperverletzung dran bist. Hast du mich verstanden, Steve?«

Er verzog keine Miene, sondern zwirbelte nur seine kurz geschnittenen Locken und sagte lachend: »Wow, Lindsay, ich hab zwar schon öfter gehört, dass du eine Männer mordende Emanze sein sollst, aber ich hatte ja keine Ahnung... Jill hat nicht das Recht, euch da mit reinzuziehen. Ich weiß, das kommt bei euch Vollzeit-Karrierefrauen mit Hund nicht so gut an, aber wir beide führen etwas, das man Ehe nennt. Und was da passiert, geht niemanden sonst etwas an.«

»Jetzt schon.« Ich funkelte ihn an. »Körperverletzung ist strafbar, Steve. Ich nehme Leute wie dich hoch.«

»Jill würde *niemals* gegen mich aussagen«, erwiderte er. Dann runzelte

er die Stirn. »Wie die Zeit vergeht... Wenn du mich jetzt bitte entschuldigen würdest, Lindsay, ich werde drüben erwartet.« Ich stand auf. Ich begriff absolut nicht, wie er so herzlos sein konnte. Wir redeten hier über Jill. »Ich will es so formulieren, dass du es auch verstehst«, sagte ich. »Wenn du ihr noch einmal wehtust, dann wirst du ganz andere Sorgen haben, als dass Jill gegen dich aussagen könnte. Wenn du joggen gehst, wenn du spätabends nach der Arbeit in die Tiefgarage kommst und ein Geräusch hörst, das dich zusammenzucken lässt... dann wirst du auch allen Grund dazu haben, Steve!« Ich ging zur Tür, ohne den Blick von ihm zu wenden. Steve saß da und schaukelte mit dem Oberkörper hin und her, halb geschockt, halb wutentbrannt. »Na, habe ich den Ozean ein bisschen zum Sieden gebracht, Steve?«

Cindy Thomas saß an ihrem Schreibtisch beim *Chronicle*. Sie hatte das Gefühl, ein bisschen neben sich zu stehen. Nachdem sie einen Schluck von ihrem Bio-Aprikosensaft getrunken hatte, nahm sie sich die heutige Zeitung vor und betrachtete die Titelseite. In der rechten Spalte war ein Artikel von ihr. Die Schlagzeile lautete: **ZWEITER MANAGER-MORD ZWINGT POLIZEI ZUM UMDENKEN IM ERSTEN FALL.**

Sie schaltete den Computer ein, um ihre E-Mails abzurufen. Vor ihr baute sich der knackige Typ im engen Muscle-Shirt und Werkzeuggürtel auf, der ihr als Bildschirmschoner diente. Cindy klickte ihr Mailprogramm an und wartete.

Zwölf neue Nachrichten.

Sie sah, dass auch eine Mail von Aaron darunter war, mit dem sie vor vier Monaten Schluss gemacht hatte. *Pumpkinseed Smith tritt am 22. Mai um 20 Uhr bei uns in der Kirche auf. Kannst du kommen?*

Pumpkinseed Smith war einer der besten Hornisten überhaupt! *Aber klar kann ich kommen, antwortete Cindy. Auch wenn das bedeutet, dass ich mir eine Predigt von dir anhören muss.*

Rasch klickte sie sich durch die restlichen Mails. Eine Antwort von einem Kollegen, der über Lightower und Bengosian recherchierte.

Letzterer hatte sich vor Gericht gegen eine Sammelklage von sechsundvierzig ehemaligen Versicherten zur Wehr setzen müssen, die alle in den vergangenen zwei Jahren rausgeschmissen worden waren.

Was für ein widerlicher Bastard!

Sie wollte gerade die letzte Mail löschen, deren Absender ihr unbekannt war, als ihr Blick auf die Betreffzeile fiel. *SLAM @hotmail.com.*

Überschrift: WAS ALS NÄCHSTES PASSIERT.

Cindy öffnete die Nachricht, bereit, sie mit dem nächsten Klick in den virtuellen Orkus zu schicken, wo aller Werbemüll landete. Sie trank noch einen Schluck Saft.

Fragen Sie nicht, woher wir Ihren Namen haben oder warum wir uns an Sie wenden. Wenn Sie etwas Gutes tun wollen, dann haben Sie jetzt die Gelegenheit dazu.

Cindy rollte ihren Stuhl näher an den Schreibtisch heran.

Die »tragischen« Ereignisse der letzten Woche sind nur ein Vorgeschmack auf das, was passieren wird.

Nächste Woche werden die Finanzminister der Welt zusammenkommen, um auch noch den letzten kläglichen Rest dessen, was von der »freien« Weltwirtschaft nach Bretton Woods übrig geblieben ist, den Wölfen zum Fraß vorzuwerfen.

Mit pochendem Herzen las Cindy weiter.

Wir sind bereit, alle drei Tage ein weiteres prominentes Blutsauger-Schwein abzuschlachten, wenn diese Leute nicht endlich zur Besinnung kommen und jenem globalen Virus abschwören, das sich das »System des freien Unternehmertums« nennt. Mit der großen Lüge, dass der Handel sie frei machen wird, hat dieses System die hilflosen Nationen der Erde in Ketten gelegt; es hat unsere Schwestern als Sklavinnen in die Ausbeutungsbetriebe der multinationalen Konzerne gezwungen und mit Hilfe eines Aktienmarkts, der nichts weiter als ein korruptes Insider-Komplott ist, den amerikanischen Arbeitern ihre Ersparnisse geraubt.

Wir sind nicht mehr nur isolierte Rufer in der Wüste.

Wir sind eine Armee, Tod bringend und einflussreich wie die Blutsaugenden Supermächte.

Cindy blinzelte ungläubig; sie war wie erstarrt. War das vielleicht irgendein Internet-Jux? Irgendjemandes verquere Vorstellung von Humor?

Sie klickte auf »Drucken« und las weiter, während sie mit der einen Hand ihren Schreibtisch frei räumte und mit der anderen den Telefonhörer unters Kinn klemmte.

Der Grund, weshalb wir Sie ausgewählt haben, ist der, dass die Mehrzahl der Medienanstalten inzwischen ebenso korrupt und von purem Eigeninteresse geleitet ist wie die Welt umspannenden Multis, die sie beherrschen. Sind Sie ein Teil dieser Korruption? Wir werden es bald erfahren.

Wir fordern die bedeutenden Persönlichkeiten, die sich nächste Woche in San Francisco treffen, die so genannten G 8, zu einer historischen Tat auf. Sprengt die Ketten. Erlasst die Schulden. Setzt euch für die Freiheit ein, nicht für den Profit. Bringt die Maschinerie der Kolonisation zum Stillstand. Öffnet die Volkswirtschaften der Welt.

Solange wir diese Stimme nicht hören, werden Sie die unsere hören. Alle drei Tage wird ein weiteres Schwein, das es nicht besser verdient hat, sterben.

Sie wissen, was Sie mit dieser Nachricht tun müssen. Vergeuden Sie Ihre Zeit nicht mit dem Versuch, den Absender zu ermitteln. Es sei denn, Sie wollen nicht mehr von uns hören.

Cindys Mund war staubtrocken. SLAM@hotmail.com. War die Mail echt? Oder nahm sie da jemand auf den Arm?

Sie rollte den Bildschirmausschnitt noch ein Stück weiter nach unten. Und dann saß sie ein paar Sekunden lang wie gelähmt da und starrte den Monitor an.

Die E-Mail war unterschrieben mit *August Spies*.

Als ich ins Büro zurückkam, warteten zwei Nachrichten auf mich, eine von Tracchio und eine von Jill.

»Und außerdem haben Sie Besuch vom *Chronicle*«, rief mir meine Sekretärin Brenda zu.

»Vom *Chronicle*?«

Ich blickte auf und sah Cindy, die x-beinig auf einem Stapel Aktenordner vor meinem Büro hockte. Als ich auf sie zog, rappelte sie sich eilig auf, doch ich hatte keine Zeit für sie.

»Cindy, ich kann jetzt nicht mit dir reden. Tut mir Leid. Wir haben gleich eine Lagebesprechung –«

»Nein«, unterbrach sie mich und trat mir in den Weg. »Ich muss dir etwas zeigen, Lindsay. Das ist jetzt wichtiger.«

»Ist alles in Ordnung?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, nein.«

Wir machten die Bürotür hinter uns zu, worauf Cindy ein Blatt Papier aus ihrem Rucksack hervorholte. Es sah aus wie ein E-Mail-Ausdruck.

»Setz dich«, sagte sie. Sie legte das Blatt vor mich auf den Tisch und nahm neben mir Platz. »Lies.«

Ein Blick in Cindys Augen, und ich wusste, dass es nichts Gutes sein konnte.

»Das habe ich heute Morgen in meiner Mailbox gefunden«, erklärte sie.

»Meine Adresse steht auf der Website des *Chronicle*. Ich weiß nicht, von wem die Mail kommt. Oder warum sie sie an mich geschickt haben. Aber jetzt kriege ich es doch ein bisschen mit der Angst zu tun.«

Ich begann zu lesen. *Fragen Sie nicht, woher wir Ihren Namen haben oder warum wir uns an Sie wenden...* Je weiter ich las, desto schlimmer wurde es. *Wir sind bereit, alle drei Tage ein weiteres prominentes Blutsauger-Schwein abzuschlachten...* Ich blickte auf.

»Lies weiter«, sagte Cindy.

Ich überflog den Rest der Nachricht und versuchte zu entscheiden, ob sie wohl echt war. Dann las ich den Namen, der darunter stand, und alle Zweifel waren ausgeräumt.

August Spies.

Ich spürte, wie sich in meiner Brust ein unerträglicher Druck aufbaute. Schlagartig war mir klar, worauf dies alles hinauslief. Sie nahmen die ganze Stadt in Geiselhaft. Das war eine Terrorbotschaft. Der G-8-Gipfel. Das war ihr Ziel. Er sollte am Zehnten dieses Monats steigen – in genau neun Tagen. Dann würden sich die Finanzminister der führenden Industriestaaten der Welt in San Francisco versammeln.

»Wer weiß davon?«, fragte ich.

»Nur du und ich«, antwortete Cindy. »Und diese Leute.«

»Sie wollen, dass du ihre Forderungen veröffentlicht«, sagte ich. »Sie wollen den *Chronicle* als Plattform benutzen.« Ich ging im Geiste die möglichen Szenarios durch. »Tracchio wird sich in die Hosen scheißen.« Der Countdown hatte schon begonnenen. *Alle drei Tage*. Heute war Donnerstag. Ich wusste, dass ich diese E-Mail nach oben weiterleiten musste. Und ich wusste genauso, dass es dann nicht mehr mein Fall sein würde. Aber zuerst musste ich noch etwas anderes tun.

»Wir können versuchen, die Adresse herauszufinden«, sagte Cindy. »Ich kenne da einen Hacker –«

»Das führt doch zu nichts«, unterbrach ich sie. »Denk nach«, drängte ich sie. »Wieso haben sie dich angeschrieben? Es gibt doch noch einen Haufen andere Reporter beim *Chronicle*. Es muss einen triftigen Grund geben.«

»Vielleicht, weil mein Name unter der Story steht. Vielleicht, weil ich einen Bezug zu Berkeley habe. Aber das ist zehn Jahre her, Lindsay.«

»Könnte es jemand aus dieser Zeit sein? Jemand, den du gekannt hast? Dieses Arschloch von Lemonz vielleicht?«

Wir starnten einander an. »Was soll ich deiner Meinung nach tun?«, fragte Cindy schließlich.

»Ich weiß nicht...« Sie hatten Kontakt aufgenommen. Ich hatte genug mit Mördern zu tun gehabt, um eines zu wissen: Wenn sie das Gespräch mit dir suchen, und wenn es auch nur die geringste Chance gibt, dass du so die nächste Gräueltat verhindern kannst, dann redest du mit ihnen.

»Ich denke, du solltest die Mail beantworten«, sagte ich.

Alle Spuren schienen auf der anderen Seite der Bucht zusammenzulaufen – in Berkeley. Die Quelle der Internet-Botschaften. Der Fundort des Lightower-Babys. Lemouz. Wendy Raymores gestohlener Ausweis. Die Uhr tickte. Alle drei Tage ein neues Opfer... Ich hatte es satt, ständig nur abzuwarten und die Dinge auf mich zukommen zu lassen. Ein Schwarm von FBI-Agenten war im Justizpalast eingefallen; sie verfolgten die E-Mail zurück, die Cindy erhalten hatte, analysierten und sezierten sie. Es wurde allmählich Zeit, dass wir den Leuten auf den Leib rückten, die für diese abscheulichen Morde verantwortlich waren.

Jacobi und ich spannten Joe Santos und Phil Martelli ein, zwei Kollegen aus Berkeley, die die Abteilung für Bandenwesen und verdeckte Ermittlungen leiteten. Santos war schon seit den Sechzigerjahren dabei – Raub, Morddezernat... einer dieser Veteranen vom alten Schlag, die schon alles mitgemacht hatten. Martelli war jünger und kam vom Drogendezernat.

»Na ja, dort in der ›Freien Republik‹ treibt sich so ziemlich jede Scheiß-Organisation rum, die Sie sich vorstellen können«, meinte Santos achselzuckend. Er steckte sich ein Pfefferminzbonbon in den Mund. »Da gibt's die Black Liberation Army, die IRA, Araber, Aktivisten für Redefreiheit und Freihandel. Jeder, der meint, irgendetwas zu sagen zu haben – und es auch möglichst laut sagt –, ist da vertreten.«

»Wie wir hören«, warf Martelli ein, »ist eine Abordnung von diesem widerlichen Seattle-Gesocks auf dem Weg hierher, um beim G-8-Gipfel für Chaos zu sorgen – all diese genialen Wirtschaftstheoretiker, diese unbelehrbaren Weltverbesserer.«

Ich nahm die Akte aus der Tasche und zeigte ihnen die grässlichen Fotos des abgebrannten Wohnhauses und der Leiche Bengosians. »Wir suchen hier nicht nach irgendwelchen Plakate schwenkenden Demonstranten, Phil.«

Martelli sah Santos an und lächelte. Er hatte kapiert. »Vor einer Weile«, sagte er, »haben wir unsere Undercover-Leute mal so einen Hurensohn beobachten lassen, der wegen *PG and E* Ärger gemacht hat.« *Pacific*

Gas and Electric. Unser Raubritter-Versorgungskonzern. Seit der Enron-Affäre war auch der letzte Kalifornier felsenfest davon überzeugt, von diesen Leuten übers Ohr gehauen worden zu sein – wahrscheinlich mit Recht.

»Jeder normale Mensch hat doch einen Hass auf diese Schweine«, meinte Jacobi. »Da schließe ich mich selbst nicht aus.«

»Aber dieser Typ macht ein bisschen mehr, als nur ab und zu mal beim Kundendienst anzurufen und zu meckern. Er hat vor der Konzernzentrale demonstriert und Flugblätter verteilt, auf denen er die Leute dazu auffordert, ihre Rechnungen nicht zu bezahlen. ›Initiative Energie für Freie Bürger‹ hat sich das Ganze geschimpft. Wir hatten den Eindruck«, fügte Santos lachend hinzu, »dass dieser spezielle Kunde *ziemlich* verärgert war.«

Martelli nahm den Faden auf. »Dieser Spinner rennt pausenlos mit so einer dicken Sporttasche rum. Wir denken natürlich, er hat da nur seine Flugblätter drin. Eines Tages stellt unser verdeckter Ermittler ihn und fordert ihn auf, die Tasche zu öffnen, und da schleppt der Kerl doch tatsächlich einen verdammt M-49-Raketenwerfer mit sich rum. Wir natürlich gleich sein Haus auf den Kopf gestellt – und was finden wir da? Granaten, C-4, Zündkapseln. ›Initiative Energie für Freie Bürger‹... Die wollten das verfluchte E-Werk in die Luft jagen, nur weil sie sich über ihre Rechnung geärgert hatten.«

»Um noch mal darauf zurückzukommen, Joe«, sagte ich und wechselte das Thema, »Sie sagten, es seien radikale Gruppen unterwegs nach San Francisco, die dieses G-8-Treffen stören wollen? Das ist doch ein Anfang.«

»Da wüsste ich noch was Besseres...« Santos warf ein weiteres Pfefferminzbonbon ein und zuckte mit den Achseln. »Einer unserer Undercover-Leute hat gemeldet, dass für heute eine Art Demo geplant ist. Vor einer Filiale der Bank of America an der Shattuck. Angeblich soll einer der führenden Köpfe mit von der Partie sein. Kommen Sie doch einfach rüber und schauen Sie es sich mit eigenen Augen an. Willkommen in unserem Albtraum.«

Zwanzig Minuten später hielten wir mit Santos' und Martellis zivilem Einsatzwagen rund zwei Blocks vor der besagten Filiale der Bank of America. Vor dem Eingang drängten sich etwa hundert Demonstranten; die meisten trugen primitiv gemalte Schilder. FREIER GELDFLUSS IST DAS KENNZEICHEN EINER FREIEN GESELLSCHAFT stand auf einem davon. STECKT DIE WTO MIT AIDS AN forderte ein anderes.

Ein Aktivist in T-Shirt und zerrissener Jeans stand auf dem Dach eines schwarzen Geländewagens und plärrte in ein Mikrofon: »Die Bank of America versklavt und unterdrückt junge Mädchen. Die Bank of America ist ein Blutsauger!«

»Wogegen protestieren diese Leute eigentlich?«, fragte Jacobi. »Gegen die *Hypothekenzinsen*?«

»Was weiß denn ich«, erwiderte Santos. »Kinderarbeit in Guatemala, die WTO, die Konzerne, die Scheiß-Ozonschicht. Die Hälfte davon sind wahrscheinlich irgendwelche gescheiterten Existenzen, die sie sich aus der Schlange vor dem Sozialamt greifen und mit 'ner Packung Kippen kaufen. Mich interessieren nur die Rädelsführer.«

Er holte eine Kamera hervor und machte sich daran, die Demonstranten zu fotografieren. Eine Ring aus etwa zehn Polizisten mit Knüppeln am Gürtel stand zwischen der Bank und der protestierenden Menge.

Cindys Worte kamen mir in den Sinn. Ihre Bemerkung, dass wir, die wir ein Leben in Komfort und Bequemlichkeit führen, einfach weiterblättern können, wenn wir von den Armen und den Menschen ohne Krankenversicherung lesen oder von den unterentwickelten Ländern, die in Schulden ertrinken. Und dass es andere Menschen gibt, die eben *nicht* einfach weiterblättern können. Lichtjahre entfernt, wie? Den Eindruck hatte ich jetzt nicht mehr.

Plötzlich stieg ein neuer Redner auf das Dach des Gelände wagens. Mit fielen fast die Augen aus dem Kopf. Es war Lemouz. Welch eine Überraschung.

Der Professor ergriff das Mikrofon und legte los. »Was ist die Weltbank? Ein Zusammenschluss von sechzehn Einzelinstituten aus aller Welt.

Eines davon ist die Bank of America. Wer hat Morton Lightower Geld geliehen? Wer hat das Unternehmen bei seinem Börsengang finanziell abgesichert? Die gute alte BA, Freunde!«

Plötzlich schlug die Stimmung in der Menge um. »Diese Schweine sollte man alle in die Luft jagen!«, schrie eine Frau. Ein Student versuchte einen Sprechchor zu starten: »*Hey, BA, hey, BA, how many girls did you kill today?*«

Ich beobachtete, wie an verschiedenen Stellen Gewalt aufflackerte. Ein Jugendlicher warf eine Flasche gegen das Schaufenster der Bank. Zuerst glaubte ich, es sei ein Molotow-Cocktail, aber es gab keine Explosion. »Jetzt sehen Sie, womit wir uns hier rumschlagen müssen«, sagte Santos. »Das Problem ist, dass die gar nicht mal so Unrecht haben.«

»Worauf Sie einen lassen können«, pflichtete Jacobi bei.

Ein paar Polizisten durchbrachen die Reihen der Demonstranten und versuchten den Flaschenwerfer einzukesseln, doch die Menge rückte zusammen und versperrte ihnen den Weg. Ich sah den jungen Burschen über die Straße davonlaufen. Dann waren plötzlich Schreie zu hören; Menschen lagen auf dem Boden. Ich konnte beim besten Willen nicht sagen, wo es angefangen hatte.

»Ach du Scheiße.« Santos legte seine Kamera weg. »Die Sache könnte aus dem Ruder laufen.«

Einer der Cops schwang seinen Knüppel, worauf ein langhaariger Jugendlicher in die Knie ging. Es flogen weitere Gegenstände – Flaschen, Steine. Zwei der Unruhestifter begannen auf die Polizisten loszugehen, die sie niederrangten und mit ihren Knüppeln auf den Boden drückten.

Lemouz blaffte ins Mikrofon: »Da seht ihr, zu welchen Mittel der Staat greifen muss – jetzt prügeln sie schon auf Mütter und Kinder ein!«

Mir platzte der Kragen. Ich konnte nicht länger herumsitzen und die Hände in den Schoß legen. »Die Jungs brauchen Hilfe«, sagte ich und wollte die Tür öffnen.

Martelli hielt mich zurück. »Wenn wir uns da einmischen, machen sie uns fertig.«

»Ich bin schon fertig«, sagte ich und schnallte meine Dienstwaffe vom Bein los. Dann rannte ich über die Straße. Martelli war nur ein paar Schritte hinter mir.

Die Polizisten wurden hin und her gestoßen und mit Steinen beworfen.
»Schweine! Nazis!«

Ich stürzte mich in die Menge. Eine Frau hielt sich ein Tuch an eine blutende Kopfwunde. Eine andere hatte ein schreiendes Baby auf dem Arm, das sie aus der Gefahrenzone zu schaffen versuchte. Zum Glück hatten nicht alle hier komplett den Verstand verloren.

Professor Lemouz fixierte mich. »Seht her, wie die Polizei auf eine harmlose Protestkundgebung reagiert! Sie rückt mit gezogenen Waffen an! – Na, Madam Lieutenant«, meinte er und grinste von seinem improvisierten Podium herab, »wie ich sehe, sind Sie immer noch bemüht, sich weiterzubilden. Was haben Sie denn heute gelernt?«

»Sie haben das alles geplant«, sagte ich. Am liebsten hätte ich ihn wegen ungebührlichen Benehmens hochgenommen. »Es war eine friedliche Demonstration. Sie haben die Leute aufgewiegelt.«

»Ist doch jammerschade, oder, dass über friedliche Demonstrationen nie in den Nachrichten berichtet wird? Aber schauen Sie nur...« Er deutete auf einen Übertragungswagen, der ein Stück weiter am Straßenrand hielt. Eine Reporterin sprang heraus, und ein Kameramann begann schon im Laufen zu filmen.

»Ich schaue lieber *Ihnen* auf die Finger, Lemouz.«

»Sie schmeicheln mir, Lieutenant. Ich bin nur ein bescheidener Professor eines obskuren Fachgebiets, das zurzeit nicht sonderlich angesagt ist. Wir sollten wirklich mal zusammen was trinken gehen. Das würde mir gefallen. Aber wenn Sie mich jetzt entschuldigen würden, ich muss mich um einen Fall von Polizeibrutalität kümmern.«

Er verbeugte sich mit einem hochmütigen Grinsen, bei dem sich mir die Nackenhaare aufstellten, dann warf er die Arme in die Luft, um die Menge aufzuwiegeln, und skandierte: »*Hey, BA, hey, BA, how many girls have you enslaved today?*«

Charles Danko betrat die deprimierend triste Eingangshalle des großen städtischen Gebäudes. Zu seiner Linken befand sich ein Kontrollposten, wo zwei Sicherheitsbedienstete oberflächlich Taschen und Pakete inspizierten. Seine Finger krampften sich um den Griff der ledernen Aktentasche.

Natürlich hieß er jetzt nicht mehr Danko, sondern Jeffrey Stanzer. Davor war er Michael O'Hara gewesen. Und davor Daniel Browne. Im Lauf der Jahre hatte er schon so viele Namen benutzt, nur um sich einen neuen zuzulegen, sobald er das Gefühl hatte, dass ihm jemand zu nahe gekommen war. Namen waren ohnehin austauschbar – sie zu wechseln, war nicht schwerer, als sich einen neuen Führerschein ausstellen zu lassen. Was geblieben war, das war der Glaube, der tief in seiner Seele brannte. Die Überzeugung, dass das, was er hier tat, sehr wichtig war. Dass er es den Menschen, denen er sich im Herzen verbunden fühlte, schuldig war – Menschen, die für eine Sache ihr Leben gelassen hatten. Aber das Erschreckende war – es stimmte alles nicht.

Weil Charles Danko an nichts glaubte als an den Hass, der in ihm loderte.

Er sah den Sicherheitsleuten eine Weile bei der Arbeit zu, doch da gab es nichts Neues. Das hatte er alles schon viele Male beobachtet. Er ging auf die Plattform zu und begann seine Taschen auszuleeren. So oft hatte er die Prozedur in den vergangenen Wochen mitgemacht, dass er schon fast als Angestellter in diesem Gebäude durchgehen konnte. *Die Tasche hierher:* Er formte die Worte mit den Lippen, noch bevor sie ausgesprochen wurden.

»Die Tasche hierher«, sagte der Mann vom Sicherheitsdienst und räumte eine Fläche auf dem Durchleuchtungstisch frei. Er schlug die Klappe der Aktentasche zurück.

»Regnet's schon?«, fragte er Danko, während er sie durch den Röntgenscanner schob.

Danko schüttelte den Kopf. Sein Herzschlag stockte nur für einen Sekundenbruchteil. Malcolm hatte diesmal ein Meisterwerk abgeliefert; der brisante Inhalt war genau in das Futter der Tasche eingepasst. Diese

Penner würden die Bombe niemals finden, selbst wenn sie gewusst hätten, wonach sie suchen mussten.

Danko ging durch die Metalldetektor-Schranke, und ein Alarmsignal ertönte. Er klopfte seine Jacke von oben bis unten ab und schien bass erstaunt, als er das Gerät aus einer der Taschen zog.

»Mein Handy«, sagte er entschuldigend. »Ich merke meistens gar nicht, dass ich's dabei habe, bis es irgendwann klingelt.«

»Meins klingelt nur, wenn's für die Kinder ist«, meinte der leutselige Wachmann grinsend.

Wie leicht es doch war. Wie tief und fest diese Leute schließen. Trotz all der Warnsignale um sie herum. Ein zweiter Wachmann schob seine Tasche ans Ende der Plattform. Er war drin. In der *Hall of Justice* – dem so genannten Justizpalast.

Er würde ihn in die Luft jagen! Er würde alle töten, die sich im Gebäude aufhielten – ohne Bedauern, ohne Reue.

Einen Moment lang stand Danko einfach nur da und sah den Menschen zu, wie sie geschäftig hin und her eilten. Der Anblick erinnerte ihn an all die Jahre, die er sich unauffällig im Hintergrund gehalten hatte, an das ruhige, banale Leben, das er hinter sich ließ. Seine Handflächen begannen zu schwitzen. In wenigen Minuten würden sie wissen, dass er überall zuschlagen konnte. Mitten im Zentrum ihrer Macht, im Herzen ihrer Ermittlungen.

Wir werden euch finden, ganz gleich, wie groß eure Villen oder wie einflussreich eure Anwälte sind...

Was er bei sich hatte, reichte aus, um eine ganze Etage wegzusprengen.

Er betrat den Fahrstuhl und drückte den Knopf für den zweiten Stock.

Die Kabine füllte sich mit Menschen, die aus der Mittagspause zurückkamen. Polizisten, Mitarbeiter der Staatsanwaltschaft, alles Marionetten des Staates. Mit ihren Familien, ihren Haustieren, ihren gemütlichen Abenden vor der Glotze kamen sie bestimmt nicht auf die Idee, dass sie für irgendetwas verantwortlich waren. Aber das waren sie. Selbst der Mann, der den Boden wischte. Sie waren alle verantwortlich, und wenn nicht – wen kümmerte das?

»Entschuldigung«, murmelte Danko, als der Lift im zweiten Stock hielt, und schob sich mit zwei oder drei anderen nach draußen. Zwei uniformierte Polizisten kamen ihm auf dem Flur entgegen. Er zuckte

nicht zurück. Im Gegenteil – er lächelte ihnen sogar zu. Wie leicht es doch war. Der Sitz des Bezirksstaatsanwalts, des Polizeichefs, des Ermittlungsteams.

Sie hatten ihn einfach hereinspazieren lassen! Diese Idioten!

Sie wollten demonstrieren, dass sie diese ganze G-8-Ge-schichte im Griff hatten. Er würde ihnen demonstrieren, dass sie keinen blassen Schimmer hatten.

Danko holte noch einmal tief Luft und blieb vor der Tür mit der Nummer 350 stehen. MORDKOMMISSION stand auf dem Schild.

Eine Weile stand er einfach nur da und tat so, als gehörte er irgendwie dazu. Doch dann machte er kehrt und ging zurück zum Aufzug.

Das war nur die Generalprobe, dachte er, als er mit der nächsten Kabine nach unten fuhr.

Übung macht den Meister. Und dann...

Rumms! Mit freundlichen Grüßen – August Spies.

Dritter Teil

42

Bis ich aus Berkeley zurück war und wieder das Büro betrat, war es vier Uhr. Meine Sekretärin Brenda fing mich auf dem Flur ab. »Sie haben zwei Nachrichten von Staatsanwältin Bernhardt, aber Sie brauchen sich's erst gar nicht bequem zu machen. Der Chef erwartet Sie oben.«

Als ich an Tracchios Tür klopfte, war in seinem Büro bereits ein Meeting des Krisenstabs im Gange. Ich war nicht sehr überrascht, Tom Roach von dem hiesigen FBI-Büro zu sehen. Die Jungs waren überall, seit Cindy am Morgen die E-Mail bekommen hatte. Dazu kamen Gabe Carr, der stellvertretende Bürgermeister für Polizeiangelegenheiten, und Steve Fiori von der Pressestelle.

Und jemand, der mit dem Rücken zu mir saß und den ich *nicht* kannte: dunkler Typ, mit dichtem braunem Haar, kräftig gebaut. Es war nicht schwer zu erraten, dass der Jemand zum Vorauskommando für das G-8-Treffen gehörte. *Es kann losgehen, legt schon mal die Magentabletten bereit!*

Ich nickte den Jungs, mit denen ich schon mal zu tun gehabt hatte, zur Begrüßung zu und sah den unbekannten Typ im Anzug von der Seite an. »Möchten Sie die Herren kurz über den Stand der Ermittlungen informieren, Lieutenant?«, sagte Tracchio.

»Sicher«, antwortete ich und nickte. Mir wurde ein wenig flau im Magen. Ich war eigentlich nicht darauf vorbereitet, ein Referat zu halten. Tracchio hatte mich mal wieder auf seine unnachahmliche Art auflaufen lassen.

»Einige Spuren führen nach Berkeley«, erklärte ich. Dann zählte ich die wichtigsten Aspekte auf, unter denen wir den Fall aufzurollen versuchten. Wendy Raymore, die Demonstration vor der Bank of America, Lemouz.

»Glauben Sie, dass dieser Mann etwas damit zu tun hat?«, fragte Tracchio. »Er ist Professor, nicht wahr?«

»Ich habe seinen Namen durchleuchtet und nichts Schwerwiegenderes

gefunden als ein paar verbotene Demonstrationen und Widerstand gegen die Festnahme«, sagte ich. »In allen Fällen wurden die Ermittlungen eingestellt. Er ist harmlos. Oder aber sehr, sehr gerissen.«

»Hat die Markierungssubstanz in dem C-4-Sprengstoff irgendwelche verwertbaren Spuren ergeben?«, fragte Tracchio. Ich hatte das Gefühl, dass er bei dem FBI-Typen im braunen Anzug Punkte sammeln wollte. Wer war er überhaupt?

»Wird gerade beim ATF untersucht«, sagte ich. Das Bundesamt für Alkohol, Tabak und Feuerwaffen.

»Und diese Leute nutzen weiterhin die öffentlich zugänglichen Internetanschlüsse, um uns Drohungen zu schicken«, sagte er.

»Was sollen wir denn tun – jeden einzelnen Computer mit freiem Internetzugang in der gesamten Bay Area überwachen?«, fragte ich.

»Wissen Sie, wie viele es davon gibt, Chief?«

»Zweitausendeinhundertsiebenundneunzig«, warf unvermittelt der FBI-Mann im Anzug ein. Er drehte ein Blatt Papier um.

»Zweitausendeinhundertsiebenundneunzig frei zugängliche Computerterminals mit Internetanschluss in der Bay Area – kommt natürlich auf die Definition an. Colleges, Bibliotheken, Cafés, Flughäfen. Das schließt auch zwei Terminals in Rekrutierungsbüros der Army in San Jose ein, aber ich glaube kaum, dass sie es da versuchen werden, falls das die Suche irgendwie einschränkt.«

»Klar«, sagte ich, als sich unsere Blicke endlich trafen, »das ist schon mal ein wunderbarer Anfang.«

»Tut mir Leid.« Der Mann rieb sich die Schläfen und entspannte seine Züge zu einem müden Lächeln. »Vor gerade mal zwanzig Minuten bin ich aus der Maschine von Madrid gestiegen, und ich habe eigentlich damit gerechnet, nur noch ein paar Sicherheitsfragen zum G-8-Gipfel nächste Woche durchgehen zu müssen. Jetzt frage ich mich, ob ich nicht mitten auf dem Schlachtfeld des Dritten Weltkriegs gelandet bin.«

»Lindsay Boxer«, sagte ich.

»Ich weiß, wer Sie sind«, erwiderte der FBI-Mann. »Sie haben letztes Jahr diesen Feuerüberfall auf die Kirche von La Salle Heights bearbeitet. Das ist im Justizministerium nicht unbemerkt geblieben. Gibt es eine Chance, dass wir diese Attacke innerhalb der nächsten Woche eindämmen können?«

»*Eindämmen?*« Das Wort klang nach Krieg, nach Spionagethrillern. »Machen wir uns doch nichts vor, Lieutenant. Wir haben es mit einem Gipfeltreffen der Finanzchefs der freien Welt in dieser Stadt zu tun. Und mit einer Bedrohung der öffentlichen Sicherheit. Und wie der Polizeichef bereits sagte, es bleibt uns nicht viel Zeit.«

Der Typ hatte eine direkte Art, die mir gefiel. Nicht der übliche Washington-Export.

»Also geht alles wie geplant über die Bühne?«, fragte Gabe Carr, der stellvertretende Bürgermeister.

»Wie geplant?« Der Mann aus Washington ließ seinen Blick durch den Raum schweifen. »Die Veranstaltungsorte sind sicher, nicht wahr? Wir haben ausreichend Personal zur Verfügung, oder, Chief?«

»Jeder Uniformierte in unserer Truppe steht Ihnen nächste Woche zur Verfügung.« Tracchios Augen begannen zu leuchten.

Ich räusperte mich. »Was ist mit den E-Mails, die wir erhalten haben? Was sollen wir damit machen?«

»Was *wollen* Sie denn damit machen, Lieutenant?«, fragte der Mann aus Washington.

Meine Kehle war wie ausgedörrt. »Ich will sie beantworten«, sagte ich. »Ich will einen Dialog beginnen. Die Orte, von denen aus sie antworten, in eine Karte eintragen und sehen, ob uns das irgendetwas verrät. Je länger wir mit ihnen kommunizieren, desto mehr könnten sie uns ungewollt verraten...«

Es trat eine zähe, gedehnte Pause ein. Ich hoffte inständig, dass sie mir den Fall nicht aus den Händen reißen würden.

»Korrekte Antwort.« Der FBI-Agent zwinkerte mir zu. »Wir müssen's ja nicht so dramatisch machen. Ich wollte bloß sehen, mit wem ich zusammenarbeiten werde. Joe Molinari«, sagte er lächelnd und schob mir seine Karte hin.

Ich bemühte mich, keine Miene zu verziehen, als ich sie las, aber mein Herz legte doch ein oder zwei Takte zu.

DEPARTMENT OF HOMELAND SECURITY, stand da. JOSEPH P. MOLINARI, VIZEDIREKTOR.

Das DHS – das Ministerium für Innere Sicherheit. *Scheiße, der Typ kam von ganz, ganz oben!*

»Also gut, fangen wir einen Dialog mit diesen Schweinen an«, sagte der

Vizedirektor.

Mir schwirrte der Kopf von der Begegnung mit Molinari, als ich zu meinem Büro zurückging. Auf dem Weg dorthin blieb ich vor Jills Tür stehen.

Ein Putzmann saugte auf dem Flur Staub, aber in ihrem Büro brannte noch Licht. Im Hintergrund lief dezent eine Eva-Cassidy-CD. Ich hörte Jills Stimme; sie sprach in ein Diktaphon. »Hey.« Ich klopfte an die Tür und bemühte mich, möglichst reumütig dreinzuschauen. »Ich weiß, du hast schon ein paar Mal bei mir angerufen. Es ist wohl keine Entschuldigung, wenn ich dir erzähle, was für einen Tag ich hinter mir habe.«

»Na ja, wie dein Tag *angefangen* hat, weiß ich ja«, erwiderte Jill. An ihrer Stimme hingen Eiszapfen.

Ich hatte es nicht besser verdient.

»Sieh mal, ich kann es dir wirklich nicht verdenken, wenn du ein bisschen sauer bist.« Ich trat ein und legte die Hände auf die Rückenlehne eines hohen Stuhls.

»Man könnte durchaus sagen, dass ich ein bisschen sauer war«, sagte Jill. »Heute Morgen.«

»Und jetzt?«

»Jetzt... müsste man wohl eher sagen, dass ich *sehr* sauer bin – *stinksauer*, Lindsay.«

Ihre Miene verriet keine Spur von Humor. Wenn man schon am Boden war und so richtig fix und fertig gemacht werden wollte, dann war Jill genau die Richtige.

»Du quälst mich«, sagte ich und setzte mich auf den Stuhl. »Mir ist klar, dass ich mit dem, was ich getan habe, ein gutes Stück zu weit gegangen bin.«

Jill lachte höhnisch auf. »Ich stelle lediglich fest, dass die Drohung, meinem Mann einen Auftragskiller auf den Hals zu hetzen, nicht nur ein bisschen daneben war – selbst für deine Verhältnisse, Lindsay.«

»Keinen Killer«, verbesserte ich sie. »Ich wollte ihm bloß jemanden schicken, der ihm als Warnung die Kniescheibe zertrümmert. Aber halten wir uns nicht mit technischen Details auf. Was soll ich sagen? Du

bist nun mal mit einem richtigen Arschloch verheiratet.« Ich rückte mit dem Stuhl an die Seite ihres Schreibtischs. »Hör mal, Jill, ich weiß, dass es falsch war. Ich bin nicht hingegangen, um ihm zu drohen. Sondern um dir zu helfen. Aber der Typ war so was von unausstehlich, so vollkommen vernagelt.«

»Vielleicht hat es dem *Typen* einfach nicht gefallen, dass du unsere Privatangelegenheiten vor ihm ausgebreitet hast wie einen Einkaufszettel. Was ich dir erzählt habe, war vertraulich, Lindsay.«

»Du hast Recht.« Ich schluckte. »Es tut mir Leid.«

Ganz allmählich begannen sich die Zornesfalten in ihrem Gesicht zu glätten. Sie stieß ihren Stuhl vom Schreibtisch zurück und rollte ihn auf mich zu, bis wir fast Knie an Knie saßen.

»Hör zu, Lindsay, ich bin eine erwachsene Frau. Lass mich meine eigenen Kämpfe ausfechten. In dieser Sache bist du meine Freundin und Vertraute, keine Polizistin.«

»Das sagen mir alle.«

»Dann hör auch auf sie, Schatz, denn ich brauche dich als *Freundin*. Und nicht als Überfallkommando.« Sie nahm meine Hände in ihre und drückte sie. »Eine Freundin hört einem normalerweise zu, lädt einen zum Lunch ein, verkuppelt einen vielleicht mit einem gut aussehenden Kollegen... Aber Leute, die in das Büro deines Mannes platzen und ihm androhen, dass ihm jemand die Kniescheiben zertrümmern wird... also, das Wort für Leute, die so was machen, ist doch eher *Feinde*, Lindsay.« Ich lachte. Zum ersten Mal sah ich den schwachen Abglanz eines Lächelns durch Jills eisige Maske hindurchschimmern. Aber nur ganz schwach.

»Okay, also, unter Freundinnen – wie läuft's zwischen dir und dem Arschloch, seit er dich das letzte Mal geschlagen hat?« Ich unterdrückte ein Schmunzeln, nach dem mir nicht wirklich zumute war.

Jill lachte und zuckte mit den Achseln. »Ganz okay, würde ich sagen... Wir haben überlegt, zur Eheberatung zu gehen.«

»Die einzige Beratung, die Steve braucht, ist die von seinem Anwalt, wenn er sich vor Gericht verantworten muss.«

»Nicht vergessen, Lindsay, du sollst meine *Freundin* sein... Na, ist auch egal, es gibt wichtigere Themen. Was gibt's sonst noch Neues?«

Ich erzählte ihr von der E-Mail-Botschaft, die Cindy am Morgen erhalten

hatte, und dass der Fall dadurch erheblich an Brisanz gewonnen hatte. »Hast du schon mal von einem Antiterror-Typen namens Joe Molinari gehört?«

Jill dachte nach. »Ich erinnere mich an einen Joe Molinari, der Staatsanwalt in New York war. Erstklassiger Ermittler. War mit dem Bombenanschlag auf das World Trade Center befasst. Übrigens dazu nicht gerade hässlich. Ich glaube, er ist später nach Washington gegangen und hat irgendeine Funktion in der Regierung übernommen.« »Irgendeine Funktion« ist gut. Er arbeitet beim DHS und ist neuerdings mein oberster Ansprechpartner bei diesem Fall.«

»Du hättest es schlechter treffen können«, meinte Jill. »Habe ich schon erwähnt, dass er nicht schlecht aussieht?«

»Lass den Quatsch.« Ich errötete.

Jill legte den Kopf schief. »Normalerweise stehst du doch gar nicht auf FBI-Typen.«

»Weil die meisten von denen doch nur an ihrer Karriere interessiert sind und unsere Quellen und Ermittlungsergebnisse missbrauchen, um sich eine Beförderung zu erschleichen. Molinari scheint echt ganz brauchbar zu sein. Eventuell könntest du ein bisschen für mich nachforschen...«

»Willst du wissen, wie er als Prozessanwalt ist?« Jill lächelte und sah mich durchdringend an. »Oder ob er verheiratet ist? Ich glaube, dieser Spezialagent hat's unserer Lindsay ganz schön angetan.«

»Er ist Vizedirektor.« Ich rümpfte die Nase.

»Oh... der Mann hat's wirklich zu was gebracht.« Jill nickte anerkennend. »Ich habe doch schon erwähnt, dass er ziemlich attraktiv ist, oder?« Sie grinste wieder, und dann lachten wir beide.

Nach einer Weile nahm ich Jills Hand. »Was ich getan habe, tut mir ehrlich Leid, Jill. Es würde mich total fertig machen, wenn ich dich zusätzlich zu allem, was du ohnehin schon durchmachst, noch belasten würde. Ich kann dir nicht versprechen, dass ich mich in Zukunft raushalten werde, jedenfalls nicht hundertprozentig. Du bist unsere Freundin, Jill, und wir machen uns schreckliche Sorgen um dich. Aber ich gebe dir mein Wort – ich werde ihm keinen Schläger auf den Hals hetzen. Nicht, ohne es vorher von dir absegnen zu lassen.«

»Abgemacht.« Jill nickte. Sie drückte meine Hand. »Ich weiß, dass du dir Sorgen um mich machst, Lindsay. Und glaube mir – dafür liebe ich

dich. Lass mich die Sache halt auf meine Art und Weise durchziehen.
Und lass bitte beim nächsten Mal die Handschellen zu Hause.«
»Abgemacht.« Ich lächelte.

Für einen Schweizer hatte Gerd Propp sich schon eine Menge amerikanische Vorlieben und Gewohnheiten angeeignet. Dazu gehörte auch das Lachsfischen. In seinem Zimmer im Governor Hotel in Portland breitete er voller Vorfreude die neue Ex-Officio-Anglerweste aus, die er sich gerade zusammen mit ein paar Hightech-Ködern und einem Gaff gekauft hatte.

Seinen Job als Ökonom bei der OECD in Genf hätte manch einer wohl als zäh und langweilig empfunden, aber immerhin führte er ihn mehrmals im Jahr in die Staaten, und durch ihn hatte er auch Männer kennen gelernt, die seine Leidenschaft für die Jagd nach Coho und Chinook teilten.

Und dieser Leidenschaft würde er morgen frönen – unter dem Vorwand, seine Rede beim G-8-Gipfel nächste Woche in San Francisco noch einmal überarbeiten zu müssen.

Er schlüpfte in die nagelneue Anglerweste und betrachtete sich im Spiegel. *Darin sehe ich wirklich wie ein Profi aus!* Als er die Mütze zurechtrückte und die Brust in seiner schicken Weste reckte, kam er sich so kraftvoll und männlich vor wie ein Hauptdarsteller in einem Hollywoodfilm.

Es klopfte an der Tür. Der Hoteldiener, nahm er an; er hatte an der Rezeption darum gebeten, dass ihm jemand eine Hosenpresse für seinen Anzug aufs Zimmer brachte.

Als er die Tür aufmachte, erblickte er zu seiner Überraschung einen jungen Mann, der nicht etwa eine Hoteluniform trug, sondern eine schwarze Fleecejacke und eine Mütze, die sein Gesicht zum Teil verdeckte.

»Herr Propp?«, fragte der junge Mann.

»Ja?« Gerd schob seine Brille hoch. »Was wünschen Sie?«

Ehe er noch ein weiteres Wort hervorbringen konnte, sah Gerd einen Arm auf sich zuschießen, der ihn voll am Hals erwischte. Ihm blieb die Luft weg. Dann wurde er zu Boden gestoßen und landete hart auf dem Rücken.

Gerd schüttelte benommen den Kopf. Seine Brille hatte er verloren, und

er fühlte, wie ihm das Blut aus der Nase rann. »Mein Gott, was soll das?«

Der junge Mann trat ins Zimmer und machte die Tür hinter sich zu. Urplötzlich hielt er einen dunklen, metallischen Gegenstand in der Hand. Gerd erstarrte. Ohne Brille konnte er nicht viel erkennen, doch es gab keinen Zweifel. Der Eindringling richtete eine Pistole auf ihn.

»Sind Sie Gerhard Propp?«, fragte der junge Mann. »Chefökonom der OECD in Genf? Versuchen Sie nicht, es zu leugnen.«

»Ja«, murmelte Gerd. »Was gibt Ihnen das Recht, hier hereinzuplatzen und –«

»Die hunderttausend Kinder, die jedes Jahr in Äthiopien sterben, geben mir das Recht«, unterbrach ihn der Mann. »Sie sterben an Krankheiten, die ohne weiteres verhütet werden könnten, wenn die Schuldentilgung ihres Landes nicht das *Sechsfache* der nationalen Gesundheitsausgaben betrüge.«

»W-was?«, stammelte Gerd.

»Die Aids-Patienten in Tansania geben mir das Recht«, fuhr der Mann fort, »die die Regierung elend verrecken lässt, weil sie zu sehr damit beschäftigt ist, die Schulden zurückzuzahlen, mit denen Sie und Ihre wohlhabenden Scheiß-Freunde sie überhäuft haben.«

»Ich bin nur ein Wirtschaftswissenschaftler«, sagte Gerd. Was glaubte dieser Mann denn, was er da tat?

»Sie sind Gerhard Propp, Chefökonom der OECD, deren Mission darin besteht, das Tempo zu beschleunigen, mit dem die wirtschaftlich führenden Nationen der Welt die Ressourcen der wirtschaftlich schwachen ausbeuten, um sie in Wohlstandsmüll der Reichen zu verwandeln.« Er nahm ein Kissen vom Bett. »Sie sind der Architekt des MAI-Abkommens.«

»Sie verstehen das völlig falsch«, entgegnete Gerd voller Panik.

»Abkommen wie dieses haben den rückständigen Ländern den Anschluss an die moderne Welt ermöglicht. Sie haben in Nationen, die sonst nie eine Chance gehabt hätten, international konkurrenzfähig zu werden, Arbeitsplätze geschaffen und einen Exportmarkt entstehen lassen.«

»Nein, *Sie* haben nicht verstanden«, schrie der junge Mann wie von Sinnen. Er ging zum Fernseher und schaltete ihn ein. »Alles, was es

diesen Ländern gebracht hat, ist Armut und Ausbeutung. Und diesen Fernseh-Mist.«

Es lief CNN, das internationale Wirtschaftsbulletin, was irgendwie passend schien. Gerds Augen weiteten sich, als er sah, wie der Eindringling neben ihm niederkniete, und er gleichzeitig die Stimme im Fernsehen sagen hörte, dass der brasilianische Real erneut unter Druck sei.

»Was tun Sie da?«, stieß Gerd hervor. Die Augen traten ihm aus dem Kopf.

»Ich werde tun, was Tausende aidskranke, schwangere Frauen mit Ihnen auch gerne tun würden, Herr Doktor.«

»Bitte«, flehte Gerd, »bitte... Sie machen einen schweren Fehler.«

Der Eindringling lächelte. Er warf einen Blick auf die Gerätschaften auf dem Bett. »Ah, wie ich sehe, angeln Sie gerne. Das kann ich gut gebrauchen.«

Am nächsten Morgen kam ich um halb acht ins Büro und war überrascht, Vizedirektor Molinari telefonierend hinter meinem Schreibtisch anzutreffen.

Irgendetwas musste passiert sein.

Er bedeutete mir, die Tür zu schließen. Soweit ich es mitbekam, sprach er mit seiner Zentrale an der Ostküste, die ihn über einen Fall informierte. Er hatte einen Stapel Akten auf dem Schoß und machte sich ab und zu Notizen. Das eine oder andere Wort konnte ich entziffern: *9 mm* und *Reiseroute*.

»Was ist passiert?«, fragte ich, als er auflegte.

Er deutete auf einen Stuhl, und ich setzte mich. »Ein Mord in Portland. Ein Schweizer Staatsbürger wurde in seinem Hotelzimmer erschossen. Wirtschaftswissenschaftler. Er wollte heute Morgen zu einem Angeltrip nach Vancouver aufbrechen.«

Ich wollte ja nicht gleichgültig klingen, aber wir hatten es schon mit zwei Mordfällen zu tun, die eine Bedrohung der nationalen Sicherheit darstellten, und die Regierungen der führenden Industrienationen beäugten argwöhnisch jeden unserer Schritte. »Entschuldigen Sie«, sagte ich, »aber inwiefern betrifft das uns?«

Molinari schlug einen der Ordner auf, die er auf dem Schoß hielt. Er enthielt Fotos vom Tatort, die ihm bereits aus Oregon zugefaxt worden waren. Sie zeigten einen Toten in einer Art Anglerweste, die zwei Einschusslöcher aufwies. Sein Hemd war aufgerissen, und es sah aus, als hätte jemand drei Buchstaben in seine entblößte Brust eingeritzt: *MAI*. »Das Opfer war Wirtschaftswissenschaftler, Lieutenant«, sagte Molinari, »bei der OECD.« Er sah mich an und lächelte angespannt. »Damit dürfte alles klar sein.«

Ich setzte mich. Mir wurde plötzlich ganz flau im Magen. *Sonnenklar*. Mord Nummer drei. Ich sah mir die Tatortfotos genauer an. Schüsse in die Brust und ein »Gnadenschuss« in die Stirn. Ein großer Angelhaken in einem Plastikbeutel für Beweismaterial. Die in die Brust des Toten eingeritzten Buchstaben *MAI*. »Sagen Ihnen diese Buchstaben *irgendetwas*?«

»Allerdings«, antwortete Molinari und nickte. Er stand auf. »Ich erkläre es Ihnen im Flieger.«

Der »Flieger«, den Molinari für uns organisiert hatte, war eine Gulfstream G-3 mit einem rotweiß-blauen Wappen auf dem Rumpf und der Aufschrift REGIERUNG DER VEREINIGTEN STAATEN. Der Vizedirektor stand ganz offensichtlich sehr weit oben in der Hackordnung.

Es war das erste Mal, dass ich im privaten Sektor des San Francisco International Airport einen Privatjet bestieg. Als die Türen sich hinter uns schlossen und die Motoren starteten, kaum dass wir unsere Plätze eingenommen hatten, musste ich mir eingestehen, dass ich das Ganze doch ziemlich aufregend fand. »Das ist schon eine feine Art zu reisen«, sagte ich zu Molinari. Er widersprach mir nicht.

Der Flug nach Portland dauerte etwas über eine Stunde. Die ersten paar Minuten telefonierte Molinari. Nachdem er sein Gespräch beendet hatte, wollte ich mit ihm reden.

Ich breitete die Tatortfotos aus. »Sie wollten mir doch sagen, was das bedeutet – dieses ›MAI‹?«

»Das MAI war ein geheimes Handelsabkommen«, erklärte er. »Es wurde vor einigen Jahren von den reichen Mitgliedsstaaten der WTO ausgehandelt und sollte den großen multinationalen Unternehmen Rechte einräumen, die teilweise diejenigen der nationalen Regierungen aufgehoben hätten. Manche sagen, dass damit die Jagd auf die kleineren Volkswirtschaften freigegeben wurde. Das Vorhaben wurde 1998 durch eine weltweite basisdemokratische Kampagne gestoppt. Aber wie ich höre, hat die OECD, für die Propp gearbeitet hat, an einer Neufassung gearbeitet und wollte die Chancen für einen zweiten Versuch sondieren. Und raten Sie mal, wo das geschehen sollte?«

»Beim G-8-Gipfel nächste Woche?«

»Genau... Übrigens« – er öffnete seine Aktentasche –, »ich glaube, hiermit können Sie bestimmt etwas anfangen.« Er übergab mir einige Akten, die sich als die geheimen Ermittlungsdossiers herausstellten, die ich aus Seattle angefordert hatte. Jede Akte trug den Stempel VERTRAULICH. EIGENTUM DES FBI.

»Passen Sie gut darauf auf«, sagte der Vizedirektor mit einem

Augenzwinkern. »Könnte ein bisschen peinlich für mich werden, wenn das an die Öffentlichkeit käme.«

Ich blätterte die Unterlagen aus Seattle durch. Einige der betroffenen Personen hatten Vorstrafen – von Anstiftung zum Aufruhr über Widerstand gegen die Festnahme bis hin zu un rechtmäßigem Waffenbesitz war alles vertreten. Andere waren offenbar Studenten, die nur in die Geschichte hineingerutscht waren. Robert Alan Rich hatte eine Interpol-Akte wegen Anstiftung zur Gewalt am Rande des Weltwirtschaftsforums in Gstaad. Terri Ann Gates war wegen Brandstiftung eingebuchtet worden. Ein Studienabbrecher von Reed College mit hagerem Gesicht und Pferdeschwanz namens Stephen Hardaway hatte in Spokane einen Banküberfall verübt.

»Ferngesteuerte Bomben, Rizin«, sagte ich. Ich dachte laut nach. »Die Technologie ist ziemlich hoch entwickelt. Hat irgendjemand von diesen Leuten die nötigen Verbindungen, um so etwas durchziehen zu können?« Molinari zuckte mit den Achseln. »Möglich, dass sich jemand einer bestehenden Terrorzelle angeschlossen hat. Die Technologie kann man kaufen. Oder wir könnten es mit einem Weißen Kaninchen zu tun haben.«

»Einem Weißen Kaninchen? Wie bei *Alice im Wunderland*?«

»So nennen wir jemanden, der sich sehr lange versteckt gehalten hat. Wie die ›Weathermen‹, die radikale Protestbewegung aus den Sechzigerjahren. Die meisten haben sich inzwischen angepasst und eine bürgerliche Existenz aufgebaut. Sie haben jetzt Familien und normale Berufe. Aber es gibt nach wie vor ein paar, die ihre alten Ziele nie aufgegeben haben.«

Eine Kabinentür ging auf, und der Kopilot teilte uns mit, dass wir jetzt zum Landeanflug ansetzen würden. Ich steckte die Akten in meine Tasche. Es beeindruckte mich, wie schnell Molinari auf meine Anfrage reagiert hatte.

»Noch irgendwelche Fragen, bevor wir landen?«, wandte er sich an mich, während er seinen Gurt straff zog. »Normalerweise werde ich unten gleich von einem Rudel FBI-Agenten in Beschlag genommen.«

»Nur eine.« Ich lächelte. »Wie möchten Sie angeredet werden?«

Vizedirektor klingt irgendwie so, als würden Sie ein Wasserkraftwerk in der Ukraine leiten.«

Er lachte. »Im Dienst heißtt es meist automatisch ›Sir‹. Aber außerhalb der Dienststunden höre ich am besten auf ›Joe‹.« Er erwiderte mein Lächeln. »Macht es das ein bisschen leichter für Sie, Lieutenant?« »Das wird sich noch herausstellen, *Sir*.«

Eine Polizeieskorte brachte uns unverzüglich von dem Privatflugplatz am Stadtrand von Portland ins Zentrum. Das Governor war ein restauriertes altes Western-Hotel, und dies war das Schlimmste, was dort jemals passiert war.

Während Molinari sich mit dem Leiter des örtlichen FBI-Büros beriet, ließ ich mich von Hannah Wood von der Mordkommission in Portland und ihrem Partner Rob Stone auf den neuesten Stand bringen.

Molinari ließ mich in aller Ruhe den Tatort inspizieren, der wirklich keinen schönen Anblick bot. Propp hatte seinem Mörder ganz offensichtlich selbst die Tür geöffnet. Der Ökonom war von drei Schüssen getroffen worden – zwei in die Brust und ein glatter Kopfdurchschuss; die Kugel war im Boden stecken geblieben. Aber Propp waren auch mehrere Schnittwunden zugefügt worden, vermutlich mit einem Messer mit gezackter Klinge, das noch am Boden lag.

»Die Spurensicherung hat das hier aus dem Parkett rausgeholt.« Hannah zeigte mir einen Beutel, der ein plattgedrücktes 9-mm-Geschoss enthielt. Außerdem hatten die Kollegen einen großen Gaffhaken in einer Tüte für uns aufgehoben.

»Fingerabdrücke?«, fragte ich.

»Ein paar Teilabdrücke vom Türknauf innen. Stammen wahrscheinlich von Propp. Das Schweizer Konsulat hat Propps Familie in Genf kontaktiert«, sagte Hannah. »Er war gestern Abend mit einem Bekannten zum Essen verabredet und hatte für heute Morgen einen Platz in der Sieben-Uhr-Maschine nach Vancouver reserviert. Abgesehen davon keine Anrufe und keine Besucher.« Ich streifte ein Paar Handschuhe über, öffnete die Aktentasche auf Propps Bett und kramte seine Papiere durch. Ein paar Bücher lagen im Zimmer herum, überwiegend Fachliteratur.

Ich ging ins Bad. Propps Toilettenbeutel lag offen neben dem Waschbecken. Weitere Anhaltspunkte gab es kaum. Hier war offenbar nichts angerührt worden.

»Wäre einfacher, wenn Sie uns sagen könnten, wonach Sie suchen, Lieutenant«, meinte Stone.

Das konnte ich jedoch nicht. Der Name August Spies wurde noch immer geheim gehalten. Ich betrachtete die Ausdrucke der Tatortfotos, die mit Tesafilm am Spiegel befestigt waren. Es war ein hässlicher, ein entsetzlicher Anblick. Überall Blut. Und dann die Warnung: MAI. Die Mörder hatten wieder einmal ihre Hausaufgaben gemacht, dachte ich. Sie wollten eine Plattform. Sie hatten sie bekommen. Aber wo zum Teufel war ihre Rede?

»Hören Sie, Lieutenant«, sagte Hannah unruhig, »es ist nicht schwer zu erraten, was Sie und der Vizedirektor hier tun. Diese schrecklichen Vorgänge in San Francisco – es gibt da eine Verbindung, habe ich Recht?«

Bevor ich ihr antworten konnte, kam Molinari mit Special Agent Thompson herein. »Na, haben Sie genug gesehen?«, fragte er mich. »Wenn niemand etwas dagegen hat, Sir« – der FBI-Mann zog ein Handy aus der Tasche –, »dann melde ich jetzt dem Anti-Terror-Ressort in Quantico, dass der Mörder wieder zugeschlagen hat.«

»Sind Sie damit einverstanden, Lieutenant?« Molinari schaute mich an. Ich schüttelte den Kopf. »Nein, ich glaube nicht.«

Der FBI-Mann starrte mich fassungslos an. »Könnten Sie das bitte wiederholen, Lieutenant?«

»Ich glaube, Sie sollten damit noch warten.« Ich betonte jedes einzelne Wort. »Ich glaube nicht, dass dieser Mord etwas mit den anderen zu tun hat. Inzwischen bin ich mir da fast hundertprozentig sicher.«

Der FBI-Mann hätte nicht entgeisterter dreinschauen können, wenn uns die Decke des Hotelzimmers auf den Kopf gefallen wäre. Es sprach für Molinari, dass er ausgesprochen gelassen und neutral reagierte. Er schien bereit, sich anzuhören, was ich zu sagen hatte.

»Sie wissen schon, womit Gerhard Propp seinen Lebensunterhalt verdient hat? Und wieso er überhaupt hier im Land war?«, fragte Special Agent Thompson.

»Das weiß ich allerdings«, antwortete ich.

»Und auch, wo er nächste Woche einen Vortrag halten sollte?«

»Ich bin informiert worden«, sagte ich. »Genau wie Sie.«

Thompson sah Molinari an und lächelte selbstgefällig. »Dann war das hier also ein *anderer* gemeingefährlicher Irrer, der es rein zufällig ebenfalls auf den G-8-Kreis abgesehen hat?«

»Ja«, antwortete ich. »Das ist genau meine Vermutung.«

Thompson lachte und klappte sein Handy auf. Er drückte die Kurzwahltaste.

Molinari fiel ihm in den Arm. »Ich würde gerne hören, was Lieutenant Boxer zu sagen hat.«

»Okay... Also, zunächst einmal unterscheidet sich dieses Verbrechen grundlegend von den beiden anderen. Erstens ist dieser Täter höchstwahrscheinlich männlich; das wird klar, wenn man bedenkt, mit welcher Kraft Propp zu Boden gestoßen wurde. Aber das ist es nicht, was ich meine. Sondern die Art, wie das Opfer zugerichtet wurde.

Bei den beiden ersten Morden sind die Täter kühl und distanziert vorgegangen.« Ich deutete auf das Tatortfoto am Spiegel. »Das hier war eine emotionale, persönliche Tat. Sehen Sie sich die Schnitte an. Der Täter hat sein Opfer entstellt. Er hat eine Handfeuerwaffe *und* ein Messer benutzt.«

»Sie wollen also sagen, das hier ist etwas ganz und gar anderes, als seine Opfer in die Luft zu jagen oder ihnen Domestos einzuflößen?«, sagte Thompson.

»Haben Sie jemals im Dienst Ihre Waffe abfeuern müssen, Special Agent?«

Er zuckte mit den Achseln und wurde rot im Gesicht. »Nein... na und?« Ich nahm das Foto von Propps Leiche ab. »Könnten *Sie* so etwas tun?« Der FBI-Mann schien zu zögern.

»Verschiedene Täter, verschiedene Temperamente«, warf Molinari ein.

»Das hier könnte ein geisteskranker Sadist gewesen sein.«

»Okay, und dazu kommt das Timing. In der gestrigen Botschaft wurde angekündigt, dass es alle drei Tage ein neues Opfer geben würde. Das nächste Mal wäre am Sonntag. Es ist noch zu früh.«

»Es war wohl eher so, dass die Gelegenheit gerade günstig war«, meinte der FBI-Mann. »Sie wollen doch wohl nicht sagen, dass Sie einen terroristischen Mörder beim Wort nehmen?«

»Genau das will ich sagen«, erwiderte ich. »Ich habe schon genug mit systematisch vorgehenden Serientätern zu tun gehabt; ich weiß, wie sie ticken. Sie stellen eine Art Übereinkunft mit uns her. Wenn wir sie nicht beim Wort nehmen können, wieso sollten wir dann irgendeine ihrer Botschaften ernst nehmen? Wie könnten wir sicher sein, dass immer dieselbe Gruppe hinter den Aktionen steht? Sie müssen vollkommen glaubwürdig erscheinen.«

Thompson sah Molinari Hilfe suchend an. Molinaris Blick war auf mich gerichtet. »Sie haben noch immer das Wort, Lieutenant.«

»Jetzt kommt das Wichtigste«, fuhr ich fort. »Es gibt keine Signatur. Die beiden Morde in San Francisco waren signiert. Wir sollen wissen, dass er es war. Man muss seinen Einfallsreichtum beinahe bewundern. Ein Schulranzen als Bombenattrappe vor dem Haus in der Marina. Ein Formular von Bengosians eigener Firma, das ihm in den Mund gestopft wurde.«

Ich sah Molinari an und zuckte mit den Achseln. »Sie hätten jeden Professor oder forensischen Experten oder meinewegen den kompletten Nationalen Sicherheitsrat hierher holen können... aber Sie haben *mich* geholt. Und ich sage Ihnen: *Das war nicht unser Mann.*«

»Ich bin bereit, den Anruf zu machen.«

Der FBI-Mann nickte Molinari zu, wobei er alles, was ich gerade gesagt hatte, komplett ignorierte. Das machte mich echt wütend.

»Ich will nur sichergehen, dass ich Sie richtig verstanden habe, Lieutenant«, sagte Molinari und fixierte mich. »Sie glauben also, dass hier ein anderer Mörder, ein Nachahmungstäter, am Werk war?«

»Es könnte ein Nachahmungstäter sein. Aber vielleicht auch irgendeine Art Splittergruppe. Glauben Sie mir, ich wünschte, ich könnte sagen, das hier war Mord Nummer drei – denn jetzt haben wir ein viel größeres Problem.«

»Ich verstehe nicht.« Jetzt schien auch der Vizedirektor ein wenig verwirrt.

»Wenn es nicht derselbe Täter war«, sagte ich, »dann heißt das, dass der Terror sich auszubreiten beginnt. Ich glaube, dass genau dieser Fall eingetreten ist.«

Molinari nickte bedächtig. »Ich werde Ihrer Behörde raten, Agent Thompson, diese Fälle als voneinander unabhängige Taten zu behandeln. Zumindest vorläufig.«

Agent Thompson seufzte.

»Inzwischen haben wir hier nach wie vor einen Mordfall aufzuklären. Der Mann ist schließlich tot«, sagte der Vizedirektor scharf. Er sah sich im Zimmer um, und sein Blick blieb an Thompson haften. »Hat irgendjemand ein Problem damit?«

»Nein, Sir«, antwortete Thompson. Er klappte sein Handy zusammen und steckte es zurück in die Jackentasche.

Ich war von den Socken. Molinari hatte sich hinter mich gestellt. Selbst Hannah Wood warf ihm schmachtende Blicke zu.

Den Rest des Tages verbrachten wir im Regionalbüro des FBI in Portland. Wir vernahmen den Angelpartner, mit dem Propp sich in Vancouver hatte treffen wollen, sowie seinen Bekannten, der Wirtschaftswissenschaftler an der Universität von Portland war. Molinari ließ mich außerdem bei zwei Telefonaten mit leitenden Ermittlern seiner Behörde in D.C. mithören. Dabei unterstützte er noch einmal meine

Theorie, wonach dies das Werk eines Nachahmungstäter war und der Terror sich möglicherweise auszubreiten begann.

Gegen siebzehn Uhr wurde mir allmählich klar, dass ich nicht mehr allzu lange hier bleiben konnte. Zu Hause warteten schließlich zwei ziemlich hochkarätige Fälle auf mich. Brenda fand für mich heraus, dass um halb sieben ein Southwest-Flug zurück nach San Francisco ging.

Ich klopfte an den mit grauem Teppichboden ausgelegten Verschlag, den Molinari als Büro benutzte. »Ich denke, wenn Sie mich hier nicht mehr brauchen, sollte ich mich allmählich auf den Heimweg machen. Hat Spaß gemacht, mal für einen Tag die FBI-Agentin zu spielen.«

Molinari lächelte. »Ach, wissen Sie, eigentlich hatte ich gehofft, dass Sie noch ein paar Stunden bleiben könnten. Um mit mir essen zu gehen.«

Ich stand da und gab mir alle erdenkliche Mühe, so zu tun, als ließen mich seine Worte kalt. Aber ganz unabhängig von meiner grundsätzlichen Meinung zu FBI-Agenten und sonstigen hohen Tieren aus Washington war ich schlichtweg neugierig. Wer wäre das nicht gewesen?

Doch mir fielen ebenso ein paar Gründe ein, wieso ich es besser *nicht* sein sollte. Wie etwa die ungelösten Mordfälle, die in meinem Büro an der Tafel standen. Und die Tatsache, dass Molinari der zweitmächtigste Vertreter der Strafverfolgungsorgane in diesem Land war. Und wenn ich das leichte Kribbeln, das mir in diesem Moment über den Rücken lief, richtig deutete, war es protokollarisch gesehen nicht gerade ratsam, mitten in den Ermittlungen in zwei viel beachteten Mordfällen die altbewährte chinesische Mauer zwischen den Behörden niederreißen zu wollen.

»Um elf Uhr geht noch eine Maschine nach San Francisco«, sagte Molinari. »Ich verspreche Ihnen, dafür zu sorgen, dass Sie rechtzeitig am Flughafen sind. Nun geben Sie sich schon einen Ruck, Lindsay.«

Als ich weiter zauderte, stand er auf. »Also, wenn Sie der Homeland Security nicht trauen können... wem dann?«

»Aber nur unter zwei Bedingungen«, sagte ich.

»Okay«, stimmte der Vizedirektor zu. »Wenn ich sie einhalten kann.«

»Fisch«, sagte ich.

Molinari ließ den Ansatz eines Lächelns sehen. »Da kenne ich genau das Richtige, glaube ich...«

»Und keine FBI-Agenten.«

Molinari warf den Kopf in den Nacken und lachte schallend. »*Das* kann ich Ihnen hundertprozentig garantieren.«

»Genau das Richtige« – das war, wie sich herausstellte, ein kleines Restaurant namens *Catch* in der Vine Street, die mich irgendwie an die Union Street bei uns in San Francisco erinnerte – voller Szenelokale und kitschiger Boutiquen. Der Oberkellner führte uns zu einem ruhigen Tisch im hinteren Teil.

Molinari fragte, ob ich ihm die Auswahl des Weins überlassen würde, und bestellte uns dann einen Pinot Noir aus Oregon. Er nannte sich einen »heimlichen Feinschmecker« und sagte, was er an seinem Leben am meisten vermisste, sei die Möglichkeit, einfach mal nur zu Hause zu bleiben und in der Küche herumzuwerkeln.

»Und das soll ich Ihnen jetzt glauben?« Ich grinste.

Er lachte lauthals. »Na, ich dachte, ich kann's ja mal versuchen.« Als der Wein kam, erhob ich mein Glas. »Vielen Dank. Dafür, dass Sie sich heute Nachmittag hinter mich gestellt haben.«

»Nichts zu danken«, entgegnete Molinari. »Ich war lediglich der Meinung, dass Sie Recht hätten.«

Wir bestellten das Essen, und dann unterhielten wir uns über alles Mögliche, nur nicht über die Arbeit. Er interessierte sich für Sport – was mir ganz recht war –, aber auch für Musik, Geschichte, alte Filme. Mir fiel auf, dass ich viel lachte und gebannt zuhörte, dass die Zeit wie im Fluge verging und dass für eine Weile all diese entsetzlichen Dinge Millionen von Meilen weit weg zu sein schienen.

Schließlich erwähnte er auch eine Exfrau und eine Tochter drüben in New York.

»Ich dachte, auf Ihrer Ebene müssten alle Staatsbediensteten eine treu sorgende Gattin zu Hause haben«, sagte ich.

»Wir waren fünfzehn Jahre verheiratet und vier geschieden. Isabel ist in New York geblieben, als ich in Washington anfing. Anfangs war es nur eine neue Stelle. Aber was soll's.« Er lächelte wehmütig. »Wenn ich könnte, würde ich es heute anders machen – wie so vieles. Und Sie, Lindsay?«

»Ich war auch einmal verheiratet«, sagte ich. Und dann überraschte ich mich selbst, indem ich Molinari meine ganze Geschichte erzählte – wie

ich, kaum fertig mit dem College, in die Ehe hineingeschlittert war, nur um drei Jahre darauf wieder geschieden zu sein. Seine Schuld? Meine Schuld? Was spielte das schon für eine Rolle? »Vor ein paar Jahren war ich wieder mal kurz davor... Aber daraus ist nichts geworden.«

»So was passiert eben«, meinte er seufzend. »Vielleicht war's ja besser so.«

»Nein«, sagte ich. »Er ist ums Leben gekommen. Im Dienst.«

»Oh«, sagte Molinari. Ich wusste, dass es ihm ein wenig peinlich war. Und dann tat er etwas ganz Rührendes. Er legte mir die Hand auf den Unterarm – die Geste hatte überhaupt nichts Dreistes oder Unangemessenes – und drückte leicht zu. Dann nahm er die Hand wieder weg.

»Um ehrlich zu sein, ich bin in letzter Zeit nicht sehr viel ausgegangen«, sagte ich und hob den Blick. Und dann, um die Stimmung nicht zu trüben, fügte ich lachend hinzu: »Das ist meine beste Essenseinladung seit langem.«

»Geht mir genauso«, sagte Molinari lächelnd.

Plötzlich piepste sein Handy. Er griff in die Jackentasche.

»Entschuldigung...«

Wer immer es war, er ließ Molinari kaum zu Wort kommen. »Natürlich, Sir, selbstverständlich ...«, sagte er fast pausenlos. *Sogar der Vizedirektor hat noch jemanden über sich.* Dann sagte er: »Ich verstehe. Ich werde mich melden, sobald ich etwas habe. Ja, Sir. Vielen Dank.« Er steckte das Handy wieder in die Tasche. »Washington...«, sagte er entschuldigend.

»Washington? Sie meinen, der *Direktor* des DHS?« Ich fand es irgendwie spannend, zu sehen, dass auch Molinari seinen Platz in der Hackordnung hatte.

»Nein.« Er schüttelte den Kopf und nahm noch einen Bissen von seinem Fisch. »Washington heißt in diesem Fall das Weiße Haus. Das war der Vizepräsident der Vereinigten Staaten. Er kommt zum G-8-Gipfel nach San Francisco.«

Was beweist, dass auch mir manchmal die Spucke wegbleiben kann. »Wenn ich nicht Lieutenant bei der Mordkommission wäre«, sagte ich, nachdem ich mich wieder gefangen hatte, »dann würde ich Ihnen das eventuell sogar glauben. Der *Vizepräsident* hat Sie gerade angerufen?« »Ich könnte ja *69 eingeben und es Ihnen zeigen«, erwiderte Molinari. »Aber ich finde es wichtiger, dass wir ein vertrauensvolleres Verhältnis zueinander entwickeln.«

»Arbeiten wir heute Abend nicht genau daran?«, fragte ich und musste unwillkürlich lächeln.

Was immer da gerade passierte, inzwischen ratterten diese kleinen Flipperkugeln in meiner Brust zwischen den Rippen hin und her, dass es sich anfühlte wie das Schlagzeug bei »Sunshine of Your Love«. Ich spürte, dass sich ein leichter Schweißfilm an meinem Haaransatz gebildet hatte, und mein Pulli begann auf der Haut zu jucken. Molinari erinnerte mich an Chris.

»Ich hoffe, wir fangen allmählich an, einander zu vertrauen«, sagte er schließlich. »Lassen wir es vorerst dabei bewenden, Lindsay.«

»Jawohl, Sir«, erwiderte ich.

Er zahlte und half mir in die Jacke. Dabei streifte ich seinen Arm, und – tja, es funkte ein bisschen. Ich sah nach der Uhr. Halb zehn. Vierzig Minuten Fahrt zum Flughafen; es blieb nicht mehr viel Zeit, wenn ich meinen Flug noch erwischen wollte.

Wir spazierten ein oder zwei Blocks die Vine Street entlang. Ich hatte kaum Augen für die Auslagen in den Schaufenstern. Die Abendluft war kühl, aber angenehm. Was tat ich hier eigentlich? Was taten *wir*?

»Lindsay« – er blieb stehen und sah mich an –, »ich will jetzt nichts Falsches sagen...« Ich war mir selbst nicht sicher, was ich als Nächstes hören wollte. »Mein Fahrer wartet an der Ecke, wenn Sie wollen... Aber es gibt auch noch einen Flug um sechs Uhr früh.«

»Hören Sie...« Ich hätte gerne seinen Arm berührt, aber ich tat es nicht. Ich weiß selbst nicht genau, warum.

»Joe«, sagte er.

»Joe.« Ich lächelte. »Haben Sie das gemeint, als Sie von ›außerhalb der

Dienststunden sprachen?«

Er nahm meine Tasche und sagte: »Ich dachte nur, es wäre doch zu schade, wenn Sie ganz umsonst Kleider zum Wechseln mitgenommen hätten.«

Ich vertraue ihm wirklich, dachte ich. Alles an Joe Molinari erweckte Vertrauen. Und ich mochte ihn, keine Frage. Aber ich war mir noch nicht sicher, ob es eine gute Idee war, und das war mir fürs Erste Entscheidungshilfe genug.

»Ich denke, ich werde Sie einfach in dem Glauben lassen, dass ich ein bisschen schwerer rumzukriegen bin, als ich es tatsächlich bin« – ich biss mir auf die Unterlippe –, »und zusehen, dass ich den Elf-Uhr-Flug noch erwische.«

»Ich verstehe...« Er nickte. »Sie haben das Gefühl, dass es nicht richtig wäre.«

»Das ist es nicht.« Ich berührte seine Hand. »Es ist bloß, weil ich nicht für Ihre Regierung gestimmt habe...« Molinari lachte schallend. »Aber nur der Vollständigkeit halber – Sie haben überhaupt nichts Falsches gesagt.«

Auch darüber musste er lächeln. »Es ist schon spät«, sagte er. »Und ich muss hier noch einiges erledigen. Wir sehen uns sicher bald wieder.« Und dann winkte Molinari seinen Wagen heran. Der schwarze Lincoln fuhr vor, der Fahrer stieg aus und öffnete mir die Tür. Immer noch unsicher, ob ich tatsächlich das Richtige tat, stieg ich ein.

Plötzlich fiel mir siedend heiß etwas ein. Ich drehte die Scheibe herunter.

»Übrigens, ich weiß ja gar nicht, mit welcher Maschine ich fliege.«

»Ist schon alles organisiert«, sagte Molinari. Dann winkte er und schlug die Tür zu. Der Wagen fuhr los.

Als wir auf dem Highway waren, schloss ich die Augen und ließ den Tag noch einmal Revue passieren. Vor allem aber mein Abendessen mit Molinari. Nach einer Weile sagte der Fahrer: »Wir sind da, Ma'am.« Ich blickte aus dem Fenster und sah, dass wir uns auf einem abgelegenen Teil des Flughafens befanden. Und wieder blieb mir die Spucke weg. Dort auf dem Rollfeld wartete der Gulfstream-G-3-Jet auf mich, mit dem wir am Morgen gekommen waren.

Jill hatte alles sorgfältig geplant. Und in ihrer Vorstellung lief auch alles wunderbar.

Sie war früher als sonst nach Hause gekommen, um eines von Steves Lieblingsgerichten zu kochen – Coq au Vin. Um ehrlich zu sein, abgesehen von rund einem halben Dutzend Zubereitungsmöglichkeiten für Eier war es so ziemlich das Einzige, was sie wirklich konnte – oder was sie sich sicher zutraute.

Vielleicht könnten sie heute Abend endlich einmal darüber reden, wie es weitergehen sollte. Eine Freundin hatte ihr die Adresse eines Therapeuten genannt, und Steve hatte versprochen, dass er diesmal mitgehen würde.

Das Gemüse kochte schon auf kleiner Flamme, und sie wollte eben den Wein dazugießen, als Steve nach Hause kam. Doch als er in die Küche trat, schien er durch sie hindurchzu schauen. »Ach, sieh an«, sagte er. »Man könnte meinen, wir wollten an einem Wettbewerb für das ideale Paar teilnehmen.«

»Versuchen kann man's ja«, sagte Jill. Sie hatte gebügelte Jeans und ein pinkfarbenes T-Shirt mit V-Ausschnitt angezogen, und sie trug ihr Haar offen – so, wie er es mochte.

»Die Sache hat nur einen Haken.« Steve warf die Zeitung auf den Tisch. »Ich muss noch mal weg.«

Jill kam sich vor, als hätte er ihr einen Schlag in die Magengrube versetzt. »Aber warum? Sieh mich an, Steve. Ich habe mir solche Mühe gemacht.«

»Frank muss unbedingt noch ein Angebot mit mir durchsprechen.« Steve griff nach der Obstschale und nahm sich einen Pfirsich. Ein Teil von ihm schien geradezu eine hämische Freude darüber zu empfinden, dass er den Abend ruiniert hatte.

»Kannst du dich nicht morgen im Büro mit Frank unterhalten? Ich habe dir doch gesagt, dass ich etwas mit dir besprechen muss. Du warst einverstanden. Und ich habe extra gekocht.«

Er biss in den Pfirsich und lachte. »Da machst du *ein* Mal vor acht Feierabend und setzt es dir in den Kopf, die Alice aus *Drei Mädchen und*

drei Jungen zu spielen, und dann bin *ich* es, der das Drehbuch versaut, wie?«

»Es gibt kein Drehbuch, Steve.«

»Wenn du reden willst – er biss schlüpfend noch ein Stück von seinem Pfirsich ab –, »nur zu. Aber falls du es vergessen hast – es ist immer noch mein Gehalt, von dem du dir diese Manolo-Blahnik-Schuhe leisten kannst. Bei der heutigen Marktsituation ist das Einzige, was noch seltener ist als eine Eiskönigin mit Lust auf Sex, ein wirklich viel versprechender Deal. Und wenn ich die Wahl habe, dann ist mir der Deal allemal lieber.«

»Das war wirklich gemein.« Jill funkelte ihn an. Sie war fest entschlossen, sich zusammenzureißen. »Ich wollte doch nur etwas Nettess machen.«

»Ist ja ganz nett.« Steve zuckte mit den Achseln und biss noch einmal in den Pfirsich. »Und wenn du dich beeilst, erwischst du vielleicht noch eine von deinen Freundinnen, damit du diesen ganz besonderen Moment mit jemandem teilen kannst.«

Sie sah ihr Spiegelbild im Fenster und kam sich plötzlich vollkommen lächerlich vor. »Du bist ein unglaubliches Arschloch.«

»Aua«, jammerte Steve.

Jill warf den Kochlöffel so heftig hin, dass die Bratensoße über die ganze Arbeitsplatte spritzte.

»Das ist eine Fünftausend-Dollar-Kalksteinplatte, die du da gerade neu streichst«, sagte Steve. »Du Scheißkerl!«, schrie Jill. Die Tränen stiegen ihr in die Augen. »Und ich mache mir so viel Arbeit für dich.« Der ganze Abend war im Eimer. Woran versuchte sie sich eigentlich noch festzuklammern?

»Du machst mich runter. Du kritisierst mich ständig. Du gibst mir das Gefühl, der letzte Dreck zu sein. Wenn du gehen willst – da ist die Tür! Geh, verschwinde aus meinem Leben. Die Leute halten mich sowieso schon für verrückt, weil ich unsere Ehe so hartnäckig zu retten versuche.«

»*Die Leute...*« Sie sah den giftigen Hass in seinen Augen aufblitzen – als wäre ein Schalter von einer Sekunde auf die andere umgelegt worden. Er packte ihren Arm und drückte fest zu; er riss Jill zu Boden. »Du lässt diese Scheißweiber über dein Leben bestimmen. *Ich* habe über dein

Leben zu bestimmen. *Ich, Jill...«*

Jill kämpfte gegen die Tränen an. »Du hast nichts mehr zu sagen, Steve. Es ist aus!«

»Es ist aus, wenn ich sage, dass es aus ist«, stieß er hervor. Sein Gesicht war Zentimeter von ihrem entfernt. »Wenn ich dir das Leben so richtig zur Hölle mache, wirst du mich anflehen, dich zu verlassen. Und genau das werde ich tun, Jill. Aber bis dahin bleibt alles so, wie es ist. Gar nichts ist *aus*, Schätzchen... Jetzt wird's erst richtig interessant.«

»Verschwinde!«, sagte sie und versuchte sich von ihm zu lösen.

Er hob die Faust, doch sie wich nicht zurück. Diesmal nicht. Sie zuckte nicht einmal mit der Wimper. Steve machte eine plötzliche Bewegung, als wolle er zuschlagen, und Jill rührte sich nicht von der Stelle.

»Verschwinde, Steve«, zischte sie erneut.

Das Blut schien aus Steves Gesicht zu weichen. »Mit Vergnügen«, sagte er und ließ von ihr ab. Er nahm sich noch einen Pfirsich aus der Schale und wischte ihn an seinem Hemd ab. Mit süffisantem Lächeln ließ er den Blick noch einmal über den Herd und die verspritzte Arbeitsplatte schweifen.

»Wenn was übrig bleibt, kannst du's mir ja aufheben.«

Sobald Jill die Haustür ins Schloss fallen hörte, brach sie in Tränen aus. Jetzt war es passiert! Sie wusste nicht, ob sie Claire oder Lindsay anrufen sollte. Aber zuvor musste sie noch etwas anderes erledigen. Sie nahm die Gelben Seiten aus dem Regal und blätterte sie hastig durch, dann wählte sie die erste Nummer, die sie fand.

Ihre Hand zitterte, aber diesmal gab es kein Zurück. *Bitte, geht vielleicht endlich mal jemand dran?*

»Gott sei Dank«, stieß sie hervor, als schließlich jemand abhob.

»Safe-More Schlüsseldienst...«

»Haben Sie auch einen Notdienst?«, fragte Jill. Ihre Stimme war tränenerstickt, aber entschlossen. »Ich brauche jemanden, und zwar sofort.«

Die Anzeige meines Anrufbeantworters blinkte.

Es war nach ein Uhr nachts, als ich endlich in meine Wohnung zurückkam.

Ich warf die Jacke über einen Stuhl, zog den Pullover aus und drückte die Wiedergabetaste am AB.

17.28 Uhr: Jamie, Marthas Tierarzt. Ich kann sie morgen früh gleich abholen.

19.05 Uhr: Jacobi – wollte sich nur mal kurz melden.

19.16 Uhr: Jill. Ein nervöses Zittern in ihrer Stimme. »Ich muss mit dir reden, Lindsay. Ich hab's auf dem Handy probiert, aber ich hab dich nicht erreicht. Ruf mich zurück, sobald du wieder zu Hause bist – egal, wie spät es ist.«

23.15 Uhr: Wieder Jill. »Lindsay? Ruf mich an, sobald du zurück bist. Ich bin noch wach.«

Da war irgendetwas passiert. Ich wählte hastig ihre Nummer, und beim zweiten Läuten hob sie ab. »Ich bin's. Ich war in Portland. Ist alles okay?«

»Ich weiß nicht«, sagte sie. Eine Pause. »Ich habe Steve heute Abend rausgeschmissen.«

Ich hätte beinahe den Hörer fallen lassen. »Das hast du wirklich getan?«
»Diesmal ist es mir ernst. Es ist aus mit uns.«

»Oh, Jill ...« Ich musste daran denken, wie sie das den ganzen Abend mit sich herumgetragen hatte, während sie darauf gewartet hatte, dass ich nach Hause kam. »Was hat er getan?«

»Ich will im Moment nicht darüber reden«, antwortete sie. »Nur so viel: Es war das letzte Mal. Ich habe ihn rausgeschmissen, Lindsay. Ich habe die Schlosser austauschen lassen.«

»Du hast ihn ausgesperrt? Wow! Und wo ist er jetzt?«

Jill lachte heiser. »Keine Ahnung. Er ist um sieben weggegangen, und als er so gegen halb zwölf zurückkam, hab ich ge hört, wie er an die Haustür gehämmert hat. Es wäre die ganze Scheiße der letzten zehn Jahre wert gewesen, einfach nur seinen Gesichtsausdruck zu sehen, als er gemerkt hat, dass der Schlüssel nicht passt. Er wird morgen

vorbeikommen, um seine Sachen zu holen.«

»Bist du allein? Hast du jemanden angerufen?«

»Nein«, antwortete sie. »Ich habe auf dich gewartet. Meine beste Freundin.«

»Ich komme sofort zu dir«, sagte ich.

»Nein«, wehrte sie ab. »Ich habe gerade was genommen; ich will jetzt nur schlafen. Ich habe morgen eine Verhandlung.«

»Ich bin stolz auf dich, Jilly.«

»Ich bin auch stolz auf mich. Es macht dir doch hoffentlich nichts aus, wenn ich dich in den nächsten Wochen ab und zu mal zum Händchenhalten brauche?«

»Es gibt kein Händchen, das ich lieber halten würde. Ich drücke dich ganz fest, Schätzchen. Jetzt schlaf dich erst mal aus. Und noch ein Tipp von deiner Freundin und Helferin: Schließ ja die Türen ab.«

Ich legte auf. Es war fast zwei Uhr früh, aber es war mir egal – ich wollte Claire und Cindy anrufen und ihnen die große Neuigkeit mitteilen.

Jill hat das Arschloch endlich vor die Tür gesetzt!

»He, Lieutenant«, rief Cappy McNeil, als ich am nächsten Morgen ins Büro kam. »Oprah Winfrey will Sie sprechen. Sie will wissen, ob Sie heute oder morgen in ihrer Show auftreten wollen.«

Ich hatte den Fehler begangen, Jacobi gestern Nacht noch vom Flugzeug aus anzurufen und ihm vielleicht ein bisschen zu ausführlich von meinem Tag zu berichten. Von den Schreibtischen ringsum war verstohlenes Kichern zu hören.

Ich goss mir heißes Wasser in einen Becher und ging damit zu meinem Schreibtisch. An meinem Telefon blinkte die Anzeige. Ich tippte die Zahlenkombination ein.

»Hör mal, Lindsay« – es war Jacobis Stimme –, »meine Frau und ich haben uns überlegt, dass wir im Juli für ein paar Tage nach Hawaii fliegen, und da wollte ich fragen, ob du uns vielleicht die G-3 besorgen kannst?«

Ich drückte die Stopptaste und hängte einen Beutel Kräutertee in meinen Becher.

»He, Lieutenant, *Telefon!*«, rief Cappy erneut.

Diesmal hob ich sofort ab und fauchte: »Damit das klar ist: Ich habe nicht mit ihm geschlafen, ich habe nicht um den Jet gebeten, und während ihr Penner hier rumgehängen und euch am Sack gekratzt habt, habe ich die Ermittlungen ein gutes Stück weiter gebracht.«

»Ich denke, das muss als Zusammenfassung genügen«, sagte Cindy lachend.

»O Gott...« Ich senkte den Kopf und spürte, wie ich errötete.

»Ob du's glaubst oder nicht, ich habe nicht angerufen, um dir eine Gardinenpredigt zu halten. Ich habe Neuigkeiten.«

»Ich auch«, erwiderte ich. Ich dachte an Jill. »Aber du zuerst.« Cindys Ton war dringlich, weshalb ich annahm, dass sie nicht von Jill sprach.

»Dein Faxgerät müsste jeden Moment anspringen.«

In diesem Moment klopfte Brenda auch schon an mein Fenster und reichte mir Cindys Fax herein.

Wieder eine E-Mail.

»Das war in meiner Mailbox, als ich heute Morgen ins Büro kam«, sagte

Cindy.

Mit einem Ruck wurde ich in die Wirklichkeit zurückgerissen. Diesmal lautete der Absender MarionDelgado@hotmail.com.

Die Mitteilung bestand nur aus einem einzigen Satz: *Für die Sache in Portland sind wir nicht verantwortlich.*

Unterschrieben: *August Spies.*

»Das muss ich dem Chef zeigen!«, sagte ich und schoss so plötzlich von meinem Stuhl hoch, dass ich fast die Telefonschnur aus der Wand gerissen hätte. Ich war schon auf halbem Weg zu Tracchios Büro, als mir einfiel, dass ich Cindy gar nichts von Jill erzählt hatte. Aber die Dinge überschlugen sich halt.

»Er hat die Tür zugemacht«, warnte mich seine Sekretärin. »Sie sollten lieber warten.«

»Das hier kann nicht warten«, sagte ich und riss die Tür auf. Tracchio war es gewohnt, dass ich so hereinplatzte.

Es saß am Besprechungstisch, mit dem Gesicht zur Tür. Zwei andere Männer hatten mir den Rücken zugewandt. Der eine war Tom Roach, der Verbindungsman des hiesigen FBIBüros.

Ich wäre fast umgekippt, als ich sah, dass der andere Molinari war.

Ich kam mir vor, als wäre ich ungebremst gegen eine Wand gerannt und am ganzen Leib vibrierend zurückgeprallt, wie eine Comicfigur.

»Ich sagte doch, wir werden uns bald wieder sehen«, meinte Molinari und stand auf.

»Ja, ich erinnere mich. Ich dachte, Sie hätten noch dringend in Portland zu tun?«

»Hatte ich auch, aber das ist inzwischen erledigt. Und hier haben wir schließlich einen Mörder zu fangen, nicht wahr?«

»Wir wollten Sie gerade anrufen, Lindsay«, warf Tracchio ein. »Der Vizedirektor hat mich darüber informiert, wie gut Sie die Situation in Portland gemanagt haben.«

»Welche Situation meinte er denn?« Ich warf Molinari einen Blick zu.

»Na, den Propp-Mord natürlich.« Er deutete einladend auf einen Stuhl.

»Er sagte, Sie hätten die Ermittlungen mit Ihrer Theorie über die Verbrechen sehr vorangebracht.«

»Okay« – ich übergab Tracchio Cindys E-Mail –, »dann dürfte Ihnen *das* hier ja gefallen.«

Tracchio betrachtete das Fax eingehend; dann reichte er es an Molinari weiter.

»Und die Mail wurde wieder an dieselbe *Chronicle*-Reporterin

geschickt?«, fragte er.

»Sieht aus, als wäre da schon ein regelrechter Chat in Gang gekommen«, meinte Molinari, nachdem er die Mail gelesen hatte. »Das könnten wir uns zu Nutze machen.« Er schürzte die Lippen. »Ich habe den Polizeichef gerade gefragt, ob wir nicht direkt zusammenarbeiten könnten. Ohne Ihre Basisarbeit hier kommen wir nicht weiter. Ich werde einen Arbeitsplatz hier im Haus brauchen. Ich wäre gerne mittendrin im Kampfgetümmel, Lieutenant; in Ihrer Abteilung, wenn möglich. So kann ich am besten arbeiten.«

Unsere Blicke trafen sich. Ich wusste, dass wir hier keine Spielchen spielten. Es ging um Fragen der nationalen Sicherheit.

»Wir werden Ihnen ein Büro besorgen, Sir. Mittendrin im Kampfgetümmel.«

Molinari wartete draußen auf dem Flur auf mich. Sobald die Fahrstuhltür sich hinter Roach geschlossen hatte, warf ich ihm einen vorwurfsvollen Blick zu. »*Wir werden uns sicher bald wieder sehen, hm?*«

Er folgte mir die Treppe hinunter zu meinem Büro. »Hören Sie, ich musste unbedingt noch die Leute vom dortigen FBIBüro beschwichtigen. Da ist halt eine Menge Politik im Spiel. Das wissen Sie doch.«

»Egal, ich bin jedenfalls froh, dass Sie hier sind«, sagte ich und hielt ihm die Treppenhaustür auf. Ich ließ sie hinter uns zufallen. »Ich bin noch gar nicht dazu gekommen, Ihnen für den Flug zu danken. Also, vielen Dank.«

Ich brachte Molinari in unser Dienstzimmer und räumte ein kleines Büro für ihn frei. Er sagte mir, er habe das Angebot ausgeschlagen, ein ruhigeres und seiner Position angemesseneres Zimmer im vierten Stock direkt neben dem Chef zu beziehen.

Wie sich herausstellte, war es gar nicht mal so schlecht, dass das DHS jetzt Hand in Hand mit uns zusammenarbeitete – wenngleich Jacobi und Cappy mich anschauten, als wäre ich zum Feind übergelaufen. Innerhalb von zwei Stunden hatte Molinari die jüngste E-Mail zu ihrem Ursprung zurückverfolgt – einem Internet-Café namens KGB-Bar in Hayward auf der anderen Seite der Bucht, einem beliebten Studententreff.

Und auch das Rätsel der neuesten Hotmail-Adresse, »Marion Delgado«, war bald gelöst.

Molinari legte mir ein Fax auf den Schreibtisch, frisch aus den FBI-Computern. Eine alte Agenturmeldung mit einem unscharfen Foto, das einen grinsenden kleinen Jungen mit Zahnlücken zeigte, der einen Bauernkittel trug und einen Ziegelstein in der Hand hielt. »Marion Delgado. Er hat 1947 als Fünfjähriger irgendwo in Kalifornien einen Güterzug zum Entgleisen gebracht, indem er einen Ziegelstein auf die Schienen warf.«

»Gibt es einen bestimmten Grund zu der Annahme, dass das von Bedeutung für unsere Ermittlungen ist?«

»Der Name war bei den Revoluzzern der Sechzigerjahre in aller Munde«, erklärte Molinari. »Ein Fünfjähriger, der einfach so einen Zug

angehalten hat. Marion Delgado wurde zu einem Codenamen, mit dem sie die Undercover-Überwachung austricksten. Beim Versuch, die Weathermen zu infiltrieren, hat das FBI wie verrückt Telefone angezapft. Was sie gekriegt haben, waren Hunderte von Nachrichten von einem gewissen Marion Delgado.«

»Was wollen Sie damit sagen – dass einer der alten Weathermen hinter diesen jüngsten Schweinereien stecken könnte?«

»Es kann nicht schaden, die Namen sämtlicher bekannten Mitglieder zu ermitteln, die derzeit nicht einsitzen.«

»Das ist eine gute Idee«, sagte ich. Ich öffnete die Schreibtischschublade und nahm meine Dienstwaffe heraus. »Aber zuerst würde ich mir gerne mal diese KGB-Bar anschauen. Hätten Sie Lust mitzukommen?«

In der langen Geschichte von Subkultur-Treffpunkten, in denen ein Cop ungefähr so willkommen war wie ein linker Bürgerrechtsaktivist bei einem Skinhead-Treffen, stellte die KGB-Bar einen neuen Tiefpunkt dar. Die Einrichtung bestand aus engen Reihen von Kiefernholztischen, an denen Aussteigertypen vor Computerbildschirmen hockten. Dazu allerlei kaputte Gestalten, die an der Bar saßen und an Zigarettenstummeln zogen. Sonst fiel mir zunächst nichts weiter ins Auge.

»Sind Sie sicher, dass Sie sich das antun wollen?«, flüsterte ich Molinari zu, als wir hineingingen. »Es würde mich in ziemliche Erklärungsnot bringen, wenn Sie hier drin eins auf die Nase kriegteln.«

»Ich war Staatsanwalt in New York«, sagte Molinari und trat vor. »So was hier ist genau meine Kragenweite.«

Ich ging auf den Barkeeper zu, einen mageren, mausgesichtigen Typen, dessen ärmelloses T-Shirt seine mit Tätowierungen übersäten Arme sehen ließ. Sein langes Haar war zu einem Pferdeschwanz gebunden. Nachdem er mich ungefähr fünfzehn Sekunden lang ignoriert hatte, beugte ich mich über die Theke und sah ihm in die Augen. »Wir sind nur zufällig hier vorbeigeschlendert und wollten mal fragen, ob irgendjemand eine kleine Spende für unsere Missionsstation im Tschad übrig hat.«

Ich konnte ihm nicht einmal den Ansatz eines Lächeln entlocken. Ungerührt schenkte er einem Schwarzen mit einem bunten afrikanischen Käppchen, der zwei Hocker weiter saß, ein Bier ein.

»Okay, wir sind Cops; Sie haben uns durchschaut«, sagte ich und zeigte meine Marke.

»Tut mir Leid, das hier ist ein privater Club«, erwiderte der Barmann.

»Sie müssen schon Ihren Mitgliedsausweis vorzeigen.«

»He, wie beim Buchclub«, sagte ich und sah Molinari an.

»Ja, wie beim Buchclub.« Der Barmann grinste.

Molinari beugte sich vor und ergriff die Hand unseres pferdeschwänzigen Freundes, als der gerade ein Bier zapfen wollte.

Dann hielt er dem Burschen eine Dienstmarke mit der Aufschrift

Department of Homeland Security vor die Nase. »Ich möchte, dass Sie

mir jetzt ganz genau zuhören. Ein Anruf von mir genügt, und ungefähr zehn Sekunden später platzt ein Team von FBI-Agenten hier herein und stellt die gesamte Bude auf den Kopf. Also, wenn ich mich hier so umschaue, sehe ich Computer im Wert von schätzungsweise fünfzehn-, zwanzigtausend Dollar – und Sie wissen ja, wie ungeschickt diese Bullen sich anstellen können, wenn sie so sperriges Beweismaterial in der Gegend rumschleppen müssen. Also, wir müssen Ihnen ein paar Fragen stellen.«

Der Pferdeschwanz starre ihn finster an.

»Was meinst du, Six-Pack«, meldete sich der Mann mit der afrikanischen Kappe zu Wort. »Ich denke, unter diesen Umständen können wir vielleicht mal ein Auge zudrücken, was den Mitgliedsausweis betrifft.«

Er drehte sich zu uns um, ließ ein fröhliches Grinsen sehen und sagte mit einem ausgeprägten britischen Akzent: »Amir Kamor. Six-Pack wollte nur seinen Wunsch zum Ausdruck bringen, das Niveau unserer Klientel auf dem gewohnt hohen Stand zu halten. Das ist noch lange kein Grund für irgendwelche rabiaten Drohungen. Dürfte ich Sie vielleicht in mein Büro bitten?«

»Six-Pack?« Ich warf einen Blick auf den Mann hinter der Theke und verdrehte die Augen. »Wie originell.«

Im hinteren Teil des Lokals befand sich ein winziges Büro, das gerade genug Platz für einen Schreibtisch und einen Stuhl bot. Die Wände waren mit Postern und Veranstaltungshinweisen gepflastert – politische Aktionen, Demonstrationen gegen die Armut, Freiheit für Ost-Timor, Aids in Afrika...

Ich gab Amir Kamor meine Karte von der Mordkommission, und er nickte, scheinbar beeindruckt. »Sie sagten, Sie hätten einige Fragen.«

»Waren Sie gestern Abend hier, Mr Kamor?«, begann ich. »So gegen zweiundzwanzig Uhr?«

»Ich bin jeden Abend hier, Lieutenant. Sie wissen doch, wie es in der Gastronomie zugeht. Man muss wie ein Luchs aufpassen, wer gerade die Finger in der Kasse hat.«

»Gestern Abend um zweiundzwanzig Uhr drei wurde von hier eine E-Mail abgeschickt.«

»Hier werden jeden Abend Mails abgeschickt. Die Leute nutzen unser

Lokal, um ihre Ideen unters Volk zu bringen. Dafür sind wir da. Um Ideen zu verbreiten.«

»Können Sie irgendwie feststellen, wer gestern hier war? Irgendjemand Ungewöhnliches?«

»Jeder, der hierher kommt, ist ungewöhnlich.« Kamor grinste, aber niemand lachte über seinen Witz. »Um zehn, sagten Sie... Da hatten wir die Bude voll. Es wäre hilfreich, wenn Sie mir sagen könnten, nach wem Sie genau suchen und was die betreffende Person getan hat.«

Ich zog das Foto von Wendy Raymore und die Phantomzeichnungen von George Bengosians Begleiterin aus der Tasche. Kamor betrachtete die Bilder eingehend, wobei er seine breite Stirn in tiefe Falten legte. Dann seufzte er vernehmlich. »Kann sein, dass ich eine von denen im Lauf der Jahre mal hier gesehen habe, kann aber auch nicht sein. Unsere Kunden kommen und gehen, das ist nun mal so.«

»Okay, und was ist mit denen hier?« Ich legte einen Gang zu und zeigte ihm die FBI-Fotos aus Seattle. Er blätterte sie eins nach dem anderen durch, schüttelte aber nur den Kopf.

Dann fiel mir auf, dass er bei einem zweimal hinsah und blinzelte. »Sie erkennen jemanden...«

»War nur so ein Gedanke«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Nein, ich glaube nicht. Ehrlich.«

»Doch, Sie haben ein Gesicht erkannt. Wer war das?«

Ich breitete die Fotos erneut auf dem Schreibtisch aus.

»Erklären Sie mir doch noch einmal, Lieutenant«, sagte Kamor und blickte auf, »warum ich der Polizei bei dieser Sache eigentlich helfen sollte? Ihr Staat ist auf Korruption und Habgier aufgebaut. Und indem Sie den Willen dieses Staates durchsetzen, sind Sie selbst ein fundamentaler Teil davon.«

»Wie wär's denn damit«, sagte Molinari. Er beugte sich vor, bis er dem verblüfften Kamor aus nächster Nähe in die Augen sah. »Es ist mir so ziemlich egal, woran Sie und Ihre illustren Freunde hier sich aufgeilen, aber Sie sollten auch wissen, unter welcher Sicherheitsgesetzgebung diese Verbrechen abgeurteilt werden. Wir reden hier nicht vom Zurückhalten von Beweismitteln, Mr Kamor. Wir reden von Hochverrat und Verschwörung zur Begehung von terroristischen Straftaten. Sehen Sie sich die Fotos noch einmal an. Bitte.«

»Glauben Sie mir, Mr Kamor«, sagte ich und fing seinen Blick auf, »an dieser Geschichte wollen Sie sich ganz bestimmt nicht die Finger verbrennen.«

Die Adern am Hals des Caféinhabers begannen anzuschwellen. Er senkte den Blick und nahm sich die Fotos noch einmal vor. »Vielleicht... ich weiß nicht...«, murmelte er.

Nach einem Zögern schob er eines aus dem Stapel heraus. »Er sieht jetzt anders aus. Kürzere Haare, nicht mehr so hippieartig. Und er hat einen Bart. Er war schon mal hier.«

Stephen Hardaway. Alias Morgan Bloom. Alias Mal Caldwell.

»Ist er ein Stammgast? Wie können wir ihn finden? Das ist sehr wichtig.«

»Ich weiß nicht.« Kamor schüttelte den Kopf. »Das ist die Wahrheit. An den erinnere ich mich; hab ihn ein- oder zweimal gesehen, aber das ist schon eine Weile her. Ich glaube, er kam von irgendwo aus dem Norden. – Ach, und noch was...« Kamor schluckte. »Sie werden sich hoffentlich daran erinnern, wenn Sie das nächste Mal hier reingeplatzt kommen und drohen, mir meine Rechte zu entziehen.«

Er schnippte uns ein weiteres Foto über den Tisch zu. Ein weiteres Gesicht, das er kannte.

»Die habe ich gestern Abend hier gesehen.«

Wir starnten auf das Foto von Wendy Raymore, dem Kindermädchen.

Wir saßen noch keine fünf Sekunden wieder im Auto, da klatschten Molinari und ich auch schon die Handflächen zu einem ausgedehnten, überschwänglichen High-Five zusammen. Für einen Vizedirektor hatte er sich ziemlich gut aus der Affäre gezogen.

»Das war nicht schlecht, Molinari.« Ich konnte ein Grinsen nicht unterdrücken. »...und Sie wissen ja, wie ungeschickt diese Bullen sich anstellen können, wenn sie so sperriges Beweismaterial in der Gegend rumschleppen müssen...«

Unsere Blicke trafen sich, und plötzlich überfiel mich wieder dieses Nervenflattern, dieser unbändige Wunsch nach seiner Nähe. Ich legte den Gang ein. »Ich weiß ja nicht, was mit Ihren Kontaktpersonen geschehen soll«, sagte ich, »aber ich denke, das hier sollten wir gleich melden.«

Molinari rief sein Büro an und gab Hardaways Namen und Decknamen durch. Sehr schnell hatten wir eine vorläufige Antwort. Seine Akte in Seattle dokumentierte eine kriminelle Vergangenheit. Illegaler Waffenbesitz, Waffendiebstahl, Banküberfälle. Spätestens am nächsten Morgen würden wir alles über ihn wissen.

Plötzlich fiel mir ein, dass ich noch nichts von Jill gehört hatte. »Ich muss mal eben telefonieren«, sagte ich zu Molinari und tippte ihre Handynummer ein.

Jills Anrufbeantworter meldete sich: »Hallo, Sie haben den Anschluss von Bezirksstaatsanwältin Jill Bernhardt erreicht...«

Verdammter – Jill hatte ihr Handy doch normalerweise eingeschaltet. Aber dann fiel mir ein, dass sie gesagt hatte, sie habe heute eine Verhandlung.

»Ich bin's, Lindsay. Es ist jetzt zwei Uhr nachmittags. Wo bist du gewesen?« Ich hätte gerne mehr gesagt, aber ich war schließlich nicht allein. »Ruf mich an. Ich will wissen, wie's dir geht.«

»Stimmt irgendwas nicht?«, fragte Molinari, nachdem ich aufgelegt hatte.

Ich schüttelte den Kopf. »Eine Freundin von mir... Sie hat gestern Abend ihren Mann rausgeschmissen. Sie wollte mit mir darüber reden. Der Typ hat sich leider zu einem totalen Widerling entwickelt.«

»Da kann sie sich ja glücklich schätzen«, meinte Molinari, »dass sie eine Polizistin zur Freundin hat.«

Ich fand den Gedanken amüsant – dass ausgerechnet Jill sich glücklich schätzen könnte, mit einer Polizistin befreundet zu sein. Ich überlegte, ob ich sie im Büro anrufen sollte, aber sie würde bestimmt gleich zurückrufen, wenn sie ihr Handy einschaltete. »Glauben Sie mir, die Frau kann sich gut selbst helfen.«

Wir bogen auf die Auffahrt zur Bay Bridge ab. Ich musste das Blaulicht nicht einschalten, da stadteinwärts kaum Verkehr herrschte. »Das läuft ja wie geschmiert«, sagte ich. »Wir haben wohl ausnahmsweise mal eine ruhige Phase erwischt.«

»Hören Sie, Lindsay...« Molinari wandte sich zu mir um; seine Stimme klang plötzlich ganz anders. »Was halten Sie davon, heute Abend mit mir essen zu gehen?«

»Essen?« Ich dachte ein paar Sekunden lang nach. Dann sah ich ihn an. »Ich glaube, wir wissen beide, dass das vielleicht keine so brillante Idee ist.«

Molinari nickte resigniert, als ob der Gedanke ihm schwer zu schaffen machte. »Trotzdem, wir müssen ja schließlich irgendwas essen...« Er verzog die Lippen zu einem schiefen Lächeln.

Ich hielt das Lenkrad fest umklammert und spürte, wie meine Hände zu schwitzen begannen. Puh. Es gab zirka einhundert Gründe, weshalb diese Entscheidung falsch sein könnte. Aber zum Teufel, wir lebten schließlich nur einmal.

Ich sah Molinari an und lächelte. »Ja, das müssen wir.«

Die neueste E-Mail haute Cindy fast vom Stuhl. Zum ersten Mal war sie ein *Teil* der Story, nicht wie sonst nur diejenige, die sie aufschrieb. Und sie hatte ein bisschen Angst. Wer hätte ihr das verdenken können, nach allem, was passiert war? Aber zum ersten Mal in ihrer Karriere hatte sie auch das Gefühl, wirklich etwas Gutes zu tun. Und das gab ihr einen ganz besonderen Kick. Sie holte tief Luft und fixierte ihren Computerbildschirm.

Für die Sache in Portland sind wir nicht verantwortlich, hatte die Nachricht gelautet.

Aber wieso die Beteiligung an diesem Verbrechen von sich weisen?

Wieso dieses nur aus einem Satz bestehende Dementi?

Um sich abzusetzen. Um ihre Kampagne von der Aktion eines Nachahmungstäters abzugrenzen. Das war offensichtlich.

Aber das flau Gefühl in ihrer Magengrube verriet ihr, dass möglicherweise noch mehr dahinter steckte.

Vielleicht interpretierte sie zu viel hinein. Aber was, wenn – sie spekulierte einfach ins Blaue hinein –, wenn sich nun hinter dem Dementi noch etwas anderes verbarg? *Ein Gewissen*.

Nein, das ist verrückt, dachte sie. Diese Leute hatten Morton Lightowers Haus in die Luft gesprengt, ihn und seine Frau getötet und den Tod eines Kindes in Kauf genommen. Sie hatten Bengosian ein fürchterliches Gift eingeflößt. Aber sie hatten die kleine Caitlin verschont.

Und noch etwas... Cindy vermutete, dass die Person, die ihr diese Botschaften schickte, eine Frau war. Sie hatte von »unseren Schwestern« gesprochen, die als Sklavinnen in Ausbeuterbetrieben arbeiten mussten. Und sie hatte sich ausgerechnet an Cindy gewandt, obwohl es nun wirklich keinen Mangel an Reportern in dieser Stadt gab. Warum Cindy? Wenn in dieser Person nur ein Funke Menschlichkeit war, dachte Cindy, dann könnte sie eventuell daran appellieren. Vielleicht könnte sie ihr Vertrauen gewinnen und ihr etwas entlocken – einen Namen, einen Ort. Vielleicht war es das Kindermädchen, das die Mails schrieb; vielleicht hatte sie ein Herz.

Cindy knackte mit den Fingergelenken und beugte sich über die Tastatur.

Alsdann...

Sie schrieb:

Sagen Sie mir bitte eines: Wieso tun Sie so etwas? Ich glaube, dass Sie eine Frau sind. Habe ich Recht? Es gibt bessere Methoden, Ihre Ziele zu erreichen, als Menschen zu töten, die in den Augen der Welt keine Schuld trifft. Sie können mich benutzen. Ich kann Ihre Botschaft verbreiten. Bitte... Ich habe Ihnen schon gesagt, dass ich zuhöre. Das tue ich wirklich... Benutzen Sie mich. Bitte... Vergießen Sie kein Blut mehr.

Sie las das Geschriebene noch einmal durch. Es war gewagt.

Sehr gewagt sogar.

Und als sie so grübelnd vor ihrer Mail saß, wurde ihr eines klar: Wenn sie die Nachricht abschickte, dann würde sie endgültig ein Teil dieser Geschichte werden; es würde ihr ganzes Leben verändern.

»Sayonara«, flüsterte sie ihrem alten Leben zu, dem Leben der passiven Beobachterin und Reporterin. Sie klickte auf *Senden*.

Der Rest des Tages verging mit reichlich Arbeit. Ich hatte eine einstündige Besprechung mit Tracchio, und ich ließ Jacobi und Cappy noch einmal mit Hardaways Foto die Bars um Berkeley herum abklappern. Zwischendurch schweiften meine Gedanken immer wieder ab, und ich spürte, wie mein Herz einen Tick schneller schlug, wenn ich an den Abend dachte. Aber wie Joe Molinari richtig bemerkt hatte – wir mussten schließlich irgendetwas essen.

Später, als ich zu Hause unter der Dusche stand, den frischen Lavendelduft einatmete und mir den Schmutz des Tages von der Haut spülte, breitete sich ein schuldbewusstes Lächeln über mein Gesicht aus: *Da stehe ich nun, mit einem Glas Sancerre auf der Fensterbank und einem kribbigen Gefühl auf der Haut, wie ein Teenager vor dem ersten Date.*

Ich wuselte hin und her, räumte hier und da ein bisschen auf, stellte die Bücher ins Regal zurück, sah nach dem Huhn, das im Ofenrohr vor sich hin schmorte, fütterte Martha und deckte den Tisch mit Blick über die Bucht. Dann fiel mir ein, dass Jill sich nach wie vor noch nicht gemeldet hatte. Das war einfach verrückt. Mit nassen Haaren und in ein Badetuch gewickelt wählte ich noch einmal ihre Nummer. »Das ist jetzt bald nicht mehr witzig. Jetzt ruf mich doch endlich zurück. Ich muss wissen, wie es dir geht...«

Ich wollte gerade Claire anrufen, um sie zu fragen, ob sie etwas von Jill gehört hätte, als es plötzlich an der Tür klingelte.

An der Wohnungstür!

Scheiße, es ist doch erst viertel vor acht!

Molinari war zu früh dran.

Ich schlängelte mir hastig ein Handtuch um den Kopf und flitzte hektisch hin und her – schnell noch das Licht gedimmt und ein zweites Weinglas aus dem Schrank geholt. Dann ging ich endlich zur Tür. »Wer ist da, bitte?«

»Das Vorkommando vom DHS«, rief Molinari.

»Aha. Wissen Sie auch, dass Sie sich verfrüht haben, Sir? Hat Ihnen schon mal jemand gesagt, dass man zuerst *unten* klingelt?«

»Mit so etwas halten wir uns normalerweise nicht auf.«

»Also gut, Sie dürfen reinkommen, aber Sie dürfen nicht gucken.« Ich konnte es einfach nicht glauben, dass ich lediglich im Badetuch dastand.

»Ich mache jetzt die Tür auf.«

»Ich habe die Augen zu.«

»Das will ich Ihnen auch geraten haben.« Martha kam an meine Seite getappt. »Ich habe einen Hund mit einem ausgeprägten Beschützerinstinkt...«

Ich entriegelte die Tür und öffnete sie ganz langsam.

Da stand Molinari, die Jacke über die Schulter geworfen, in der Hand einen Strauß Narzissen, die Augen weit offen.

»Sie haben es versprochen.« Ich errötete und trat einen Schritt zurück.

»Deswegen müssen Sie doch nicht gleich rot werden«, sagte Molinari lächelnd. »Sie sehen fantastisch aus.«

»Das ist Martha«, sagte ich. »Schön brav sein, Martha, sonst lässt Joe dich in einen Zwinger in Guantánamo Bay werfen. Ich habe gesehen, wie er mit Übeltätern umspringt.«

»Hallo, Martha.« Molinari ging in die Hocke und kraulte sie hinter den Ohren, bis sie verzückt die Augen schloss. »Du bist auch ganz fantastisch, Martha.«

Molinari richtete sich auf, und ich packte mein Badetuch fester. Er grinste ein wenig.

»Glauben Sie, dass Martha sehr böse wäre, wenn ich sage, dass ich es kaum erwarten kann, zu sehen, was unter diesem Badetuch ist?«

Ich schüttelte den Kopf, und das Handtuch, das ich mir um die Haare gebunden hatte, fiel herunter. »Bitte. Wie gefällt Ihnen das?«

»Das war es nicht unbedingt, was ich gemeint hatte«, sagte Molinari.

»Ihr zwei könnt euch ja weiter unterhalten«, sagte ich, »während ich mir was anziehe. Im Kühlschrank ist Wein, Wodka und Scotch stehen auf der Anrichte. Und ich habe ein Huhn im Ofen, falls Sie Lust haben, zwischendurch mal Bratensoße drüberzugießen.« Ich wandte mich zum Gehen.

»Lindsay«, sagte Molinari.

Ich hielt inne. »Ja...«

Er ging einen Schritt auf mich zu. Mir blieb das Herz stehen – nur um im nächsten Moment umso wilder zu hämmern.

Er legte mir die Hände auf die Schultern. Ein Schauer überlief mich, und ich merkte, dass ich unter seinen Händen ganz leicht schwankte. Er sah mir tief in die Augen. »Wie lange, sagten Sie, braucht das Huhn noch?« »Vierzig Minuten.« Die kleinen Härchen an meinen Armen richteten sich kerzengerade auf. »Ungefähr.«

»Zu schade...« Molinari lächelte. »Aber das muss dann eben reichen.« Und dann küsste er mich – einfach so. Als seine Lippen die meinen berührten, kräftig und doch zärtlich, war mir, als strömte flüssiges Feuer durch meine Adern. Mir gefiel sein Kuss, und ich erwiderte ihn. Er ließ seine Hand an meinem Rücken hinuntergleiten und drückte mich fest an sich. Mir gefiel auch seine Berührung. Verdammt, *der ganze Mann* gefiel mir.

Mein Badetuch glitt zu Boden.

»Ich muss dich warnen«, sagte ich. »Martha kann sehr ungemütlich werden, wenn jemand auf dumme Gedanken kommt.«

Er drehte sich nach Martha um. Sie hatte sich zu einem Knäuel zusammengerollt. »Ich glaube, meine Gedanken sind alles andere als dumm.«

Ich lag im Bett, neben mir Joe Molinari, um uns herum ein Berg zerwühlter Laken. Mir fiel auf, dass er aus der Nähe betrachtet sogar noch besser aussah. Seine Augen waren tiefblau und funkelten lebhaft. Es gibt kaum Worte dafür, wie gut ich mich fühlte, wie natürlich alles schien, wie richtig und gut. Die kleinen Schauer, die mir über den Rücken liefen, waren ein ungewohntes, aber sehr angenehmes Gefühl. Es war zwei Jahre her, dass ich zuletzt etwas Ähnliches empfunden hatte, und damals war es... nun, einfach anders gewesen. Ich wusste längst nicht alles über Molinari. Wer war er, wenn er nicht im Dienst war? Hatte er zu Hause in Washington jemanden? Um ehrlich zu sein, im Moment war mir das völlig egal. Es war ganz einfach ein gutes Gefühl, und das genügte.

Aber dennoch...

»Das ist jetzt vielleicht ein merkwürdiger Zeitpunkt für so eine Frage«, sagte ich, »aber wie ist eigentlich deine private Situation zu Hause an der Ostküste?«

Molinari holte Atem. »Da gibt's nicht viel zu erzählen... Meistens mache ich mich nur an Praktikantinnen ran und an Untergebene, mit denen ich bei einem Fall zu tun kriege.« Er lächelte.

»Ach, komm schon.« Ich setzte mich auf. »Das ist doch eine legitime Frage, wenn man gerade miteinander geschlafen hat.«

»Ich bin geschieden, Lindsay. Ab und zu habe ich flüchtige Beziehungen. Wenn meine Zeit es erlaubt.« Er strich mir übers Haar.

»Wenn du dich jetzt fragst, ob so was öfter vorkommt...«

»Was meinst du mit *so was*?«

»Du weißt schon. *Das hier*. In unserer Situation. Während eines Auftrags.« Er setzte sich ebenfalls auf und sah mich an. »Um da keine Zweifel aufkommen zu lassen – ich bin hier, weil ich von dem Moment an, als du damals den Konferenzraum betreten hast ... nun ja, ich meine – da hat es einfach gefunkt bei mir. Und seitdem hat mich nur eines mehr beeindruckt, als zu sehen, wie hervorragend du in deinem Job bist – nämlich, wie gut du ausgesehen hast, als ich dir dieses Badetuch weggezogen habe.«

Ich holte tief Luft und starrte in diese unglaublich blauen Augen. »Ich kann dir nur dringend raten, dich nicht irgendwann doch noch als Arschloch zu entpuppen, Joe Molinari.« Und dann fuhr ich plötzlich aus dem Bett auf. »O mein Gott – das Essen!«

»Vergiss doch das Huhn.« Molinari lächelte und zog mich zu sich heran. »Wir müssen ja nichts essen...«

Das Telefon klingelte. Was denn noch?

Mein erster Impuls war, es einfach klingeln zu lassen. Ich wartete, bis der Anrufbeantworter sich einschaltete.

Und dann hörte ich Claires Stimme. Sie klang, als ob es sehr wichtig wäre. »Lindsay, ich mache mir Sorgen. Geh ran, wenn du da bist. Linds?«

Ich blinzelte, dann drehte ich mich zum Nachttisch um und griff nach dem Hörer. »Claire, was ist passiert?«

»Gott sei Dank, dass du da bist.« Ihre Stimme klang ange spannt; so kannte ich sie gar nicht. »Es ist wegen Jill. Ich stehe vor ihrem Haus, Lindsay. Aber sie ist nicht da.«

»Sie hatte eine Verhandlung. Hast du es im Büro versucht? Sie arbeitet heute sicher länger.«

»Natürlich hab ich's im Büro versucht«, gab Claire zurück. »Jill ist heute gar nicht zur Arbeit erschienen.«

Ich sprang auf. Ich war verwirrt, aber ich hatte gleichzeitig auch Angst. Das ergab alles keinen Sinn. »Sie hat gesagt, sie hätte eine Verhandlung, Claire. Heute morgen. Da bin ich mir ganz sicher.«

»Sie *hatte* auch eine Verhandlung, Lindsay. Sie ist bloß nicht aufgetaucht. Sie suchen sie schon den ganzen Tag.«

Ich presste den Hinterkopf gegen das Kopfteil des Bettess und versuchte mir vorzustellen, dass Jill blaumachte und ohne Entschuldigung nicht zum Dienst erschien. Unmöglich – es passte einfach nicht.

»Das sieht Jill gar nicht ähnlich«, sagte ich.

»Nein«, erwiderte Claire, »ganz und gar nicht.«

Ich war plötzlich sehr besorgt. »Claire, weißt du überhaupt, was passiert ist? Die Sache mit Steve?«

»Nein«, antwortete Claire. »Was meinst du?«

»Bleib, wo du bist«, sagte ich.

Ich legte auf und saß einen Moment lang reglos da. »Es tut mir Leid, Joe.

Ich muss weg.«

Wenige Minuten später raste ich schon die Twenty-third entlang in Richtung Castro. Im Kopf ging ich die Möglichkeiten durch: Jill war deprimiert. Die Decke war ihr auf den Kopf gefallen. Sie war zu ihrer Mutter gefahren. All das war möglich. Aber Jill würde niemals – *niemals* – einen Verhandlungstermin sausen lassen.

Endlich fuhr ich vor ihrem Haus in Buena Vista Park vor. Das Erste, was mir auffiel, war, dass Jills saphirblauer BMW 535 noch in der Einfahrt stand.

Claire wartete auf der Veranda. Wir umarmten uns. »Sie antwortet nicht«, sagte Claire. »Ich habe geklingelt, an die Tür gehämmert...«

Ich blickte mich um. Es war niemand in der Nähe. »Ich mache das ja nur höchst ungern«, sagte ich; dann schlug ich eine Scheibe in der Haustür ein und griff hindurch. Mir kam der Gedanke, dass auch Steve auf diesem Wege mühelos hätte eindringen können.

Sofort ging der Alarm los. Ich kannte den Code – 63442, Jills Dienstnummer. Ich tippte sie ein und überlegte fieberhaft, ob die Tatsache, dass die Alarmanlage eingeschaltet war, als gutes Zeichen

geltend konnte.

Ich schaltete das Licht ein und rief: »Jill?«

Da hörte ich Otis bellen. Der braune Labrador kam aus der Küche gelaufen.

»Hallo, alter Junge.« Ich tätschelte ihm den Rücken. Er schien sich zu freuen, ein bekanntes Gesicht zu sehen. »Wo ist denn dein Frauchen?«, fragte ich. Eines wusste ich: Jill würde den Hund nie allein lassen. Steve vielleicht, aber nicht Otis.

»Jill ... Steve?«, rief ich, während ich durchs Haus ging. »Ich bin's, Lindsay. Und Claire.«

Jill hatte die Wohnung erst letztes Jahr neu einrichten lassen. Sofas mit gemusterten Bezügen, die Wände in Melone gestrichen, ein lederbezogener Hocker, der als Couchtisch diente. Das Haus war dunkel und still. Wir sahen in den vertrauten Zimmern nach. Keine Antwort. Keine Spur von Jill.

Claire seufzte tief und sagte: »Die Sache wird mir allmählich unheimlich.«

Ich nickte und tätschelte ihre Schulter. »Mir genauso. Komm, ich sehe noch oben nach. *Wir* sehen nach.«

Als ich die Treppe hochging, drängte sich mir unwillkürlich die Vorstellung auf, dass ein durchgedrehter Steve plötzlich aus einem der Zimmer hervorstürzen könnte, wie in einem Teenager-Horrorfilm. »Jill... Steve?«, rief ich erneut. Ich zog meine Waffe ein Stück weit aus dem Holster – für alle Fälle.

Keine Antwort. Im Schlafzimmer brannte kein Licht. Das große Bett war gemacht. Jills Toilettenartikel und Schminksachen waren im Bad.

Als ich zuletzt mit ihr gesprochen hatte, hatte sie gerade ins Bett gehen wollen. Ich war schon wieder auf dem Weg zur Tür, als mein Blick darauf fiel.

Jills Aktentasche.

Ohne ihr »mobiles Büro« tat Jill keinen Schritt vor die Tür. Wir hatten sie schon oft damit aufgezogen. Sie würde noch nicht mal an den Strand gehen ohne ihre verdammte Arbeit.

Ich nahm einen Lappen und fasste die Tasche locker am Riemen. Im Flur traf ich auf Claire. Sie hatte in den anderen Zimmern nachgesehen.

»Nichts...«

»Das gefällt mir gar nicht, Claire. Ihr Wagen steht in der Einfahrt.« Meine Augen wanderten zu der Tasche in meiner Hand. »Und *das hier*. Sie hat hier geschlafen, Claire. Aber sie ist gar nicht erst zur Arbeit gefahren.«

Ich hatte keine Ahnung, wie ich Steve erreichen konnte. Es war schon spät – und kein Mensch wusste, wo er untergekommen war. Außerdem wurde Jill erst seit einem Tag vermisst. Sie könnte immer noch plötzlich aufkreuzen und sauer sein, wenn sie erfuhr, was wir für einen Aufstand gemacht hatten. Es blieb uns nichts anderes übrig, als abzuwarten und uns weiter Sorgen zu machen – und, zumindest was mich betraf, Vorwürfe.

Ich rief Cindy an, und fünfzehn Minuten später stand sie vor der Tür. Claire rief Edmund an, um ihm zu sagen, dass sie länger bleiben würde, eventuell sogar über Nacht.

Wir machten es uns auf den Sofas in Jills Wohnzimmer bequem. Es bestand noch die Möglichkeit, dass sie es sich anders überlegt hatte und losgefahren war, um Steve aufzusuchen, wo immer er stecken mochte. Gegen elf klingelte mein Handy. Aber es war nur Jacobi mit seinem Routineanruf. Er teilte mir mit, dass in den Bars in Berkeley, in denen sie nachgefragt hatten, niemand zugegeben hatte, Hardaway auf dem Foto zu erkennen. Dann saßen wir nur noch da und schwiegen. Ich weiß nicht mehr, wie spät es war, als wir einnickten.

Im Lauf der Nacht wachte ich ein paarmal auf, weil ich glaubte, etwas gehört zu haben. »Jill?« Aber sie war es nicht.

Am Morgen fuhr ich gleich nach Hause. Joe hatte das Bett gemacht und die Wohnung sauber und aufgeräumt zurückgelassen. Ich duschte und rief im Büro an, um zu sagen, dass ich etwas später kommen würde. Eine Stunde später war ich in Steves Büro im Financial Center. Ich hatte den Explorer einfach vor dem Eingang geparkt. Als ich die Tür aufstieß, hatte sich meine Sorge schon zu einer unkontrollierbaren Panik gesteigert.

Ich fand Steve sofort im Empfangsbereich. Er hing fast auf der Vorzimmerdame, hatte einen Fuß leger auf einen Stuhl gestellt und schlürfte dabei Kaffee.

»Wo ist sie?«, fragte ich. Ich muss ihn erschreckt haben, denn er spritzte sich Kaffee über sein pinkfarbenes Lacoste-Shirt.

»Was zum Teufel... Lindsay...« Steve hob die Hände.

»*Gehen wir in dein Büro*«, sagte ich und starrte ihn finster an.

»Mr Bernhardt?«, fragte die Sekretärin verwirrt.

»Ist schon okay, Stacy«, antwortete Steve. »Sie ist eine Freundin.« *Ja, ganz bestimmt.*

Sobald wir in seinem Eckbüro waren, knallte ich die Tür hinter uns zu.

»Bist du jetzt total durchgedreht, Lindsay?«, sagte Steve.

Ich stieß ihn auf einen Stuhl. »Ich will wissen, wo sie ist, Steve.«

»Jill?« Er drehte die Handflächen nach oben, offenbar ehrlich verwirrt.

»Spar dir das Affentheater, du Scheißkerl. Jill wird vermisst. Sie ist gestern nicht zum Dienst erschienen. Ich will wissen, wo sie ist.«

»Ich habe keinen blassen Schimmer«, sagte Steve. »Wie meinst du das – vermisst?«

Bald würde ich den letzten Rest meiner Beherrschung verlieren. »Sie hatte gestern eine Verhandlung, Steve«, sagte ich, »und sie ist nicht erschienen. Hört sich das nach Jill an? Und gestern Abend ist sie auch nicht nach Hause gekommen. Ihr Auto ist da. Und ihre Aktentasche.

Irgendjemand muss sich Zugang zum Haus verschafft haben.«

»Ich glaube, du bringst da die Fakten ein bisschen durcheinander«, sagte Steve und lachte höhnisch. »Jill hat mich vorgestern Abend an die Luft gesetzt. Sie hat die Schlösser von Fort Bernhardt ausgetauscht.«

»Verarsch mich nicht, Steve. Ich will wissen, was du getan hast. Wann hast du sie das letzte Mal gesehen?«

»Wie wär's mit vorgestern Abend gegen elf, und zwar durch mein eigenes Wohnzimmerfenster, während ich wie blöd an die Tür gehämmert und vergeblich versucht habe, in mein eigenes Haus zu kommen?«

»Sie hat mir gesagt, du hättest gestern Morgen noch mal vorbeikommen sollen, um deine Sachen zu holen.«

Seine Augen blitzten zornig auf. »Was ist das hier, verdammt noch mal – ein Verhör?«

»Ich will wissen, wo du den Freitagabend verbracht hast – ich durchbohrte ihn mit meinem Blick –, »und ich will ganz genau wissen, was du heute früh gemacht hast, bevor du ins Büro gefahren bist.«

»Was geht denn hier vor? Brauche ich etwa einen Anwalt, Lindsay?«

Ich beantwortete seine Frage nicht, sondern machte auf dem Absatz kehrt und stürmte hinaus. Und ich hoffte inständig, dass Steve *keinen*

Anwalt brauchen würde.

Wut war nicht mehr die richtige Bezeichnung für das Gefühl, das an meinen Nerven zerrte, als ich zum Justizpalast zurückfuhr. Es ging tiefer. Jedes Mal, wenn ich in den Rückspiegel schaute und mir dabei für eine Sekunde selbst in die Augen sah, musste ich denken: *Diesen Blick kenne ich.*

Und zwar von der Arbeit. Ich kannte ihn von den Gesichtern der Eltern und Ehefrauen, die einen ihrer Lieben vermissten. Diese stumme Panik, wenn etwas Schreckliches passiert ist, aber der letzte Akt des Dramas noch nicht über die Bühne ge gangen ist. *Bleiben Sie ruhig*, sagen wir den Leuten dann regelmäßig. *Es kann alle möglichen Erklärungen geben. Noch ist es zu früh.*

Und das versuchte ich mir jetzt ebenfalls einzureden, während ich zum Büro zurückfuhr. Bleib ruhig, Lindsay. Jill könnte jeden Moment auftauchen...

Aber dann sah ich wieder mein Gesicht im Rückspiegel, und ich musste unwillkürlich denken: *Der gleiche Blick...*

Im Justizpalast angekommen, rief ich als Erstes bei Ingrid Barras an, Jills Haushälterin. Doch sie hatte gerade einen Termin in der Schule ihrer Kinder. Ich schickte Lorraine und Chin los, um in Jills Nachbarschaft in Buena Vista Park von Haus zu Haus zu gehen und zu fragen, ob irgendjemand etwas Verdächtiges beobachtet hatte. Ich ordnete sogar ein Protokoll von Jills Handyverbindungen an.

Irgendjemand musste sie doch angerufen haben. *Irgendjemand* musste sie gesehen haben. Es war nicht zu begreifen, dass sie spurlos verschwunden sein sollte. Das passte nicht zu Jill. Absolut nicht.

Ich gab mir alle Mühe, mich auf das Bild von Stephen Hardaway zu konzentrieren, das sich im Laufe des Tages aus diversen Einzelinformationen zusammenzusetzen begann. Das FBI war schon seit zwei Jahren hinter Hardaway her, und selbst wenn er nicht auf der Liste der meistgesuchten Personen stand, war er doch dicht genug dran, um jetzt im Brennpunkt des Verdachts zu stehen.

Aufgewachsen war er in Lansing, Michigan. Nach der High School war er nach Westen gegangen und hatte sich am Reed College in Portland

eingeschrieben. Zu dieser Zeit tauchte er zum ersten Mal in den Polizeiakten auf. In Oregon war er wegen vorsätzlicher Körperverletzung verhaftet worden, begangen während einer Anti-WTO-Demonstration an der dortigen Universität. Dann tauchte er als Tatverdächtiger bei Banküberfällen in Eugene und Seattle auf. 1999 wurde er in Arizona erwischt, als er einem Gangmitglied Zündkapseln abkaufen wollte, das sich als verdeckter Fahnder des ATF entpuppte. Er wurde gegen Kaution auf freien Fuß gesetzt – und danach verlor sich die Spur von Stephen Hardaway. Angeblich war er in eine Serie bewaffneter Raubüberfälle in Washington und Oregon verwickelt. Wir wussten also, dass er bewaffnet und gefährlich war und dass er von dem Drang besetzt war, Sachen in die Luft zu sprengen.

Seit zwei Jahren hatte niemand mehr etwas von ihm gehört.

Gegen fünf klopfte Claire an meine Bürotür. »Ich drehe langsam durch, Lindsay. Komm, lass uns einen Kaffee trinken gehen.«

»Ich verliere ebenfalls bald den Verstand«, sagte ich und schnappte meine Handtasche. »Vielleicht sollten wir Cindy Bescheid sagen«, sagte ich.

»Die Mühe kannst du dir sparen«, erwiderte sie und zeigte den Flur hinunter. »Sie ist schon da.«

Zu dritt gingen wir in die Cafeteria im ersten Stock. Anfangs saßen wir nur da und rührten in unseren Tassen herum, in dichtes Schweigen gehüllt wie in Nebelschwaden.

Schließlich holte ich tief Luft. »Ich glaube«, sagte ich, »es ist uns allen klar, dass Jill nicht irgendwo auf einem Stein sitzt und Trübsal bläst. Es ist etwas passiert. Je eher wir uns das eingestehen, desto schneller können wir herausfinden, was genau passiert ist.«

»Ich denke immer noch, dass es irgendeine andere Erklärung geben muss«, meinte Claire. »Ich kenne doch Steve. Wir alle kennen ihn. Er wäre nicht gerade mein Traumpartner, aber ich kann nicht glauben, dass er zu so etwas fähig ist.«

»Na, dann glaub mal schön weiter«, sagte Cindy. »Es sind jetzt zwei volle Tage.«

Claire sah mich an. »Weißt du noch, wie Jill mal auf dem Rückflug von Atlanta in Salt Lake City zwischenlanden musste? Beim Warten am Flugsteig fällt ihr Blick plötzlich auf die schnee bedeckten Berge, und sie

sagt sich: ›Verdammt, was soll's – ich bin weg!‹ Spricht's, hüpf't aus dem Flieger, mietet sich ein Auto und fährt den ganzen Tag Ski.«

»Klar erinnere ich mich«, sagte ich. Der Gedanke zauberte ein Lächeln auf mein Gesicht. »Steve wollte sie unbedingt zu irgendeinem Kundentermin mitschleppen, das Büro hat sie verzweifelt gesucht, und wo war Jill? Oben auf dreitausend Metern Höhe, mit einem gemieteten Skianzug und Skibern, im siebten Pulverschnee-Himmel. Das war der beste Tag ihres Lebens.«

Über dieses Bild mussten wir alle lächeln – durch unsere Tränen hindurch.

»Also, ich glaube jedenfalls, dass es so ist.« Claire nahm ihre Serviette und wischte sich die Augen. »Ich glaube, sie ist beim Skifahren. Ich muss glauben, dass sie beim Skifahren ist, Lindsay.«

Spät an diesem Abend saß Cindy noch immer an ihrem Schreibtisch. Außer ihr hielten nur eine Hand voll Lokalreporter die Stellung und hörten geduldig den Polizeifunk ab. Wenn sie ehrlich war, musste sie sich eingestehen, dass sie schlicht nicht wusste, wo sie sonst hingehen sollte.

Diese Sache mit Jill machte sie fertig; sie machte sie alle fertig. Die Nachricht war inzwischen durchgesickert. Eine vermisste Bezirksstaatsanwältin war eine Meldung wert. Der Redaktionsleiter hatte Cindy gefragt, ob sie sie schreiben wolle. Er wusste, dass die beiden befreundet waren. »*Noch* ist es keine Nachricht«, hatte sie ihn angefahren. Erst das Aufschreiben machte es zu einer Nachricht. Machte es zur Realität.

Nur diesmal war es nicht irgendjemand, dem es passierte. Cindy starrte das Foto an, das sie an die Trennwand hinter ihrem Schreibtisch geklebt hatte. Es zeigte ihre »Viererbande« an ihrem Ecktisch im Susie's, ihrem Stammlokal, nachdem sie das Rätsel der Brautpaarmorde geknackt hatten. Sie hatten schon ein paar Margaritas intus, und entsprechend feuchtfröhlich war die Stimmung. Jill hatte so unbesiegbar gewirkt. Der einflussreiche Job, der gut verdienende Ehemann. Nicht ein einziges Mal hatte sie sich anmerken lassen...

»Komm schon, Jill«, flüsterte Cindy. Sie spürte, wie ihre Augen feucht wurden. *Du musst das durchstehen. Ich will, dass du jetzt durch diese Tür reinkommst. Zeig dein hübsches Gesicht und lächle. Ich bete, Jill. Komm endlich durch die verdammte Tür.*

Es war nach elf. Hier war nichts mehr los. Es war eben nur ihre Art, die Stellung zu halten, die Hoffnung nicht erlöschen zu lassen. *Geh nach Hause, Cindy. Lass es gut sein für heute. Du kannst im Moment nichts tun.*

Der Mann vom Reinigungsdienst, der mit seinem Staubsauger vorbeikam, zwinkerte ihr zu. »Na, machen Sie mal wieder Überstunden, Ms Thomas?«

»Ja«, seufzte sie. »Ich mache die Nacht zum Tage.«

Endlich stopfte sie ihre paar Sachen in die Tasche und warf noch einen

letzten Blick in den Computer, bevor sie ihn herunterfuhr. Vielleicht würde sie Lindsay anrufen. Einfach nur, um zu reden.

Eine neue E-Mail erschien auf dem Bildschirm.

Cindy musste sie nicht erst öffnen, um zu wissen, von wem sie kam.

Toobad@hotmail.com

Sie wusste um den Zeitplan. Sie wusste um die Warnung, dass es alle drei Tage ein neues Opfer geben würde. Es war Sonntag. August Spies war wieder dran.

»Wir haben Sie gewarnt«, begann die Botschaft. »Aber Sie waren arrogant und wollten nicht hören.«

O Gott.

Ein unterdrückter Schrei entrang sich Cindys Kehle.

Sie fixierte den Bildschirm, las die schockierende Nachricht und die Unterschrift, bei der ihr das Blut in den Adern gefror.

August Spies hatte wieder zugeschlagen.

An diesem Abend kam ich gegen elf nach Hause, erschöpft und mit leeren Händen. Ein paar Sekunden lang hielt ich am Fuß der Vortreppe inne und dachte nach. Morgen früh würde Jill offiziell als vermisst gelten. Dann würde ich als leitende Ermittlerin das Verschwinden einer meiner besten Freundinnen aufzuklären haben.

»Ich dachte, das würde dich vielleicht interessieren«, hörte ich plötzlich von irgendwo über mir eine Stimme. »Ich habe inzwischen von Portland gehört.«

Ich blickte auf und sah Molinari; er saß auf der obersten Stufe.

»Sie haben eine Sekretärin an der Portland State ausfindig gemacht, die ihrem Freund einen Tipp gegeben hatte, wo Propp sich aufhielt. Die Spur der Tatwaffe führt zu ihm. Ein Radikaler aus der Gegend. Aber ich fürchte, das wird dich heute Abend auch nicht sonderlich aufmuntern.«

»Ich denke, du bist ein richtig hohes Tier, Joe«, sagte ich, zu ausgelaugt und zu müde, um ihm zeigen zu können, wie froh ich war, ihn zu sehen.

»Wie kommt es dann, dass du ständig bloß auf mich aufpassen kannst?« Er stand auf. »Ich wollte nicht, dass du dich allein gelassen fühlst.«

Mit einem Mal konnte ich mich nicht mehr beherrschen. Sämtliche Schleusentore brachen. Molinari kam die Stufen herunter, nahm mich in die Arme und hielt mich, während mir die Tränen über die Wangen strömten. Es war mir peinlich, dass er mich so sah – ich hätte so gerne Stärke demonstriert –, aber ich konnte einfach nicht aufhören zu weinen.

»Es tut mir Leid«, sagte ich, um Fassung ringend.

»Nein« – er strich mir übers Haar –, »mir musst du doch nichts vormachen. Du darfst alles rauslassen. Es gibt nichts, wofür du dich schämen müsstest.«

Jill ist etwas zugestoßen!, wollte ich schreien, doch ich kriegte kein Wort heraus.

»Es tut mir auch Leid.« Er hielt mich fest umschlungen. Dann fasste er mich sanft an den Schultern und schaute in meine verquollenen Augen.

»Ich war beim Justizministerium, als die Twin Towers fielen«, sagte er und wischte mir eine Träne von der Wange. »Ich habe Leute gekannt, die damals umgekommen sind. Einige der Feuerwehrhauptleute, John

O'Neill vom Sicherheitsdienst des WTC. Ich gehörte zur Führung des Krisenstabs, aber als dann nach und nach die Namen bekannt wurden, Namen von Menschen, mit denen ich zusammen gearbeitet hatte, da konnte ich es plötzlich nicht mehr aushalten. Ich bin in die Herrentoilette gegangen. Ich wusste, was in diesem Moment alles auf dem Spiel stand. Aber ich habe mich einfach nur in eine Kabine gehockt und geheult. Das ist nichts, wofür man sich schämen müsste.«

Ich schloss die Haustür auf, und wir gingen hinein. Molinari kochte mir Tee, während ich zusammengekauert auf der Couch saß. Martha kam und legte ihre Schnauze auf meinen Oberschenkel. Ich wusste nicht, was ich getan hätte, wenn ich allein gewesen wäre. Er schenkte mir den Tee ein, und ich schmiegte mich an ihn; der Tee wärmte mich von innen, während ich mich in seine Arme kuschelte. So saßen wir ganz lange da. Und er hatte vollkommen Recht – es gab nichts, wofür ich mich hätte schämen müssen.

»Danke«, seufzte ich an seiner Brust.

»Wofür? Dass ich weiß, wie man Tee kocht?«

»Ganz einfach danke – dass du nicht zu den Arschlöchern gehörst.« Ich schloss die Augen. Für einen kurzen Moment war alles Schlimme und Böse draußen vor der Tür, weit weg von meinem Wohnzimmer.

Das Telefon klingelte. Ich wollte nicht hingehen. Ich hatte das Gefühl, meilenweit von allem entfernt zu sein, und ich genoss das Gefühl, so egoistisch es auch sein mochte.

Und dann dachte ich: *Aber wenn es nun Jill ist?*

Hastig griff ich nach dem Hörer und vernahm Cindys Stimme. »Lindsay, Gott sei Dank. Es ist etwas Schlimmes passiert.«

Sofort krampfte sich alles in mir zusammen. Ich klammerte mich an Molinari. »Jill?«

»Nein«, antwortete sie. »August Spies.«

Mit flatterndem Herzen und einem flauen Gefühl im Magen hörte ich zu, als Cindy mir die neueste Botschaft vorlas. »»Wir haben Sie gewarnt«, steht da. »Aber Sie waren arrogant und wollten nicht hören. Das hat uns nicht weiter überrascht. Sie haben ja noch nie zugehört. Also haben wir wieder zugeschlagen.« Lindsay, die Mail ist unterschrieben mit August Spies.«

»Es hat wieder einen Mord gegeben«, sagte ich zu Molinari. Dann wandte ich mich wieder Cindy zu.

In dem ausführlichen Bekennerschreiben ließen die Täter uns wissen, dass wir das, was wir suchten, in der Harrison Street Nr. 333 finden würden, im Hafen von Oakland. Es waren *exakt* drei Tage vergangen, seit Cindy die erste E-Mail erhalten hatte. August Spies machte seine Drohungen wahr.

Sobald ich aufgelegt hatte, rief ich in der Zentrale des Krisenstabs an. Ich wollte unsere Leute vor Ort haben; alle Zufahrten zum Hafen von Oakland sollten gesperrt werden. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, mit welcher Art von Verbrechen wir es zu tun hatten oder wie viele Menschenleben betroffen waren. Also rief ich Claire an und bestellte sie ebenfalls nach Oakland.

Molinari hatte schon die Jacke an und telefonierte. Ich brauchte etwa eine Minute, dann war ich fertig zum Gehen. »»Komm«, sagte ich an der Tür, »du kannst bei mir mitfahren.«

Mit heulender Sirene rasten wir die Third Street hinunter in Richtung Brücke. Um diese späte Stunde war so gut wie niemand unterwegs. Als wir die Bay Bridge überquerten, hatten wir die Straße fast für uns allein. Über Funk kamen die ersten Meldungen. Die Polizei von Oakland hatte den Notruf entgegengenommen. Molinari und ich hörten aufmerksam zu, um herauszufinden, was uns am Tatort erwartete: Feuer, eine Explosion, zahlreiche Verletzte?

Von der Brücke schoss ich auf die 880 und nahm die Ausfahrt zum Hafen. Die Polizei hatte bereits eine Straßensperre errichtet – zwei Streifenwagen mit blinkenden Warnlichtern. Wir hielten an. Ich sah Cindys lila VW; sie hatten sie gestoppt. Jetzt diskutierte sie gerade mit

einem der Polizisten.

»Steig ein!«, rief ich ihr zu. Molinari hielt einem jungen Streifenpolizisten seine Dienstmarke hin. Dem Burschen fielen fast die Augen aus dem Kopf. »Sie gehört zu uns.«

Von der Ausfahrt war es nicht mehr weit bis zu den Docks. Die Harrison Street zweigte direkt von der Mole ab. Cindy erzählte mir, wie sie die E-Mail erhalten hatte. Sie hatte einen Ausdruck mitgebracht, den Molinari während der Fahrt durchlas.

Als wir uns der Hafeneinfahrt näherten, sah ich überall blitzende grüne und rote Lichter. Es sah aus, als hätte sich die gesamte Polizeitruppe von Oakland hier versammelt. »Okay, wir lassen den Wagen hier stehen.« Wir stiegen alle drei aus und liefen auf ein altes Lagerhaus aus Backstein zu, das die Nummer 333 trug. Gerüstbrücken ragten in den Nachthimmel auf. Überall stapelten sich riesige Container. Im Hafen von Oakland wurde schließlich der größte Teil des Frachtverkehrs in der Bay Area abgewickelt.

Ich hörte, wie jemand meinen Namen rief. Es war Claire; sie sprang aus ihrem Pathfinder und kam auf uns zugelaufen. »Was ist denn passiert?« »Das weiß ich noch nicht«, erwiderte ich.

Da sah ich einen Revierchef der Polizei von Oakland, mit dem ich schon einmal zu tun gehabt hatte, aus dem Gebäude treten. »Gene!« Ich rannte auf ihn zu. In Anbetracht der Lage konnte ich mir lange Fragen und Erklärungen sparen.

»Das Opfer liegt oben im ersten Stock«, erklärte er. »Ein einziger Schuss in den Hinterkopf.«

Ich fuhr unwillkürlich zusammen, aber irgendwie war ich auch erleichtert. Wenigstens nur *ein* Opfer.

Molinari und ich stiegen die Metallstufen hinauf, gefolgt von Cindy und Claire. Ein Oakland-Cop versuchte uns aufzuhalten, doch ich hielt ihm meine Marke unter die Nase und stürmte vorbei. Da lag jemand am Boden, teilweise eingehüllt in eine blutige Segeltuchplane. »Verdamm«, stieß ich hervor. »Diese Schweine.« Zwei Cops und ein Notarztteam beugten sich über das Opfer.

Ein Zettel war mit einem Stück Draht an der Plane befestigt. Ein Frachtbrief. »Wir haben Sie gewarnt«, las ich laut vor. »Der Verbrecherstaat ist von seinen eigenen Verbrechen nicht ausgenommen.

Wir appellieren an die Teilnehmer des G-8-Gipfels: Kommt endlich zur Besinnung. Schwört der Kolonialpolitik ab. Es bleiben euch noch drei Tage. Wir können überall und jederzeit zuschlagen. August Spies.«« Am Ende der Seite entdeckte ich die Worte, geschrieben in großen Druckbuchstaben: IM JUSTIZPALAST ABZUGEBEN.

Ich erstarre. Eine Woge der Panik schlug über mir zusammen. Einen Moment lang war ich wie gelähmt. Ich sah Claire an. Der Schock ließ ihre Züge entgleisen.

Ich stieß einen Sanitäter zur Seite und fiel auf die Knie. Das Erste, was mir ins Auge fiel, war das Handgelenk des Opfers – der aquamarinfarbene Armreif von David Yurman, den ich so gut kannte.

»O nein!«, stieß ich hervor. »Nein, nein, nein...«

Ich schlug die Plane zurück.

Es war Jill.

Vierter Teil

68

Wenn ich an diese Minuten zurückdenke, sehe ich nur bruchstückhafte Bilder vor meinem inneren Auge aufblitzen. Ich weiß noch, wie ich dastand und nicht begreifen konnte, was ich sah: Jills schönes Gesicht, aus dem das Leben gewichen war. Ihre Augen, starr geradeaus gerichtet, klar, beinahe heiter.

»O nein, nein...« stammelte ich unentwegt.

Ich weiß noch, dass meine Beine wegknickten und irgendjemand mich festhielt. Claires brechende Stimme: »O mein Gott, Lindsay...« Ich konnte den Blick nicht von Jills Gesicht wenden. Aus dem Mundwinkel sickerten ein paar Tropfen Blut. Ich berührte ihre Hand. Ihr Ehering steckte noch am Finger.

Ich hörte, wie Cindy zu weinen begann, und sah, wie Claire sie im Arm hielt. Immer und immer wieder sagte ich mir: *Das kann nicht Jill sein. Was hat sie denn mit August Spies zu tun?*

Und dann schien sich ein Schleier über meine Augen zu legen. *Du bist hier an einem Tatort, Lindsay*, ermahnte ich mich, *am Tatort eines Mordes*. Ich wollte stark sein für Claire und Cindy, für all die Polizisten um uns herum. »Hat irgendjemand gesehen, wie sie hierher gebracht wurde?«, fragte ich und blickte in die Runde. »Ich will, dass alle Anwohner vernommen werden. Möglicherweise hat jemand einen Wagen beobachtet.«

Molinari versuchte mich wegzuziehen, doch ich schüttelte ihn ab. Ich musste mich umsehen, musste irgendetwas finden. Es gab immer irgendetwas; jeder Täter machte Fehler. *Ihr Schweine, August Spies... Ihr seid der letzte Abschaum.*

Plötzlich war Jacobi da. Und Cappy. Sogar Tracchio. Mein Team von der Mordkommission. »Überlassen Sie das alles uns«, sagte Cappy. Und endlich gab ich nach und ließ sie gewähren.

Allmählich begriff ich, dass dies alles wirklich war. Diese flackernden Lichter, die Geräusche – das war nicht nur in meinem Kopf. Jill war tot.

Sie war ermordet worden. Und nicht von Steve, sondern von August Spies.

Ich sah zu, wie sie abtransportiert wurde. Meine Freundin. Jill ... Ich sah, wie Claire half, sie in den Leichenwagen der Gerichtsmedizin zu schaffen, sah den Wagen mit Sirenengeheul davonfahren. Joe Molinari tat sein Bestes, mich zu trösten, doch er musste zurück in den Justizpalast.

Und dann, als sich die Hektik am Tatort allmählich legte, setzten Claire, Cindy und ich uns im leichten Nieselregen auf die Stufen eines angrenzenden Gebäudes. Kein Wort wurde gesprochen. In meinem Kopf schwirrten tausend Fragen herum, auf die ich keine Antwort wusste: *Warum? Wie passt das zusammen? Das ist ein anderer Fall! Was kann Jill damit zu tun haben?*

Ich weiß nicht mehr, wie lange wir dort auf den Stufen gesessen haben. Aufgeregte Stimmen, wie ein fernes Echo, Lichtblitze. Cindy weinte leise, Claire hielt sie im Arm. Und ich – ich war so benommen von dem Schock, dass ich kein Wort hervorbrachte; ich saß nur da, die Hände zu Fäusten geballt, und grübelte pausenlos über die eine Frage nach: *Warum?*

Ein Gedanke drängte sich mir auf. *Wenn ich nur an jenem Abend zu Jill gefahren wäre. Dann wäre das alles vielleicht nie...*

Plötzlich zerriss ein Klingelton die Stille. Cindys Handy. Sie meldete sich mit zitternder Stimme. »Ja?« Cindy atmete tief durch. »Ich bin am Tatort.«

Es war ihre Lokalredaktion.

Mit stockender Stimme gab sie die Details des Geschehens durch. »Ja, es scheint tatsächlich ein Teil dieser Terrorkampagne zu sein. Das dritte Opfer...« Sie schilderte den Tatort, die E-Mail, die sie in der Redaktion erhalten hatte, den Zeitablauf.

Dann hielt Cindy plötzlich inne. Ich sah die Tränen in ihren Augen schimmern. Sie biss sich auf die Lippe, als hätte sie Angst, die Worte auszusprechen. »Ja, das Opfer ist bereits identifiziert. Der Name lautet Bernhardt ... Jill.« Sie buchstabierte ihn.

Dann wollte sie noch etwas sagen, doch die Worte blieben ihr im Hals stecken. Claire legte den Arm um sie, und Cindy holte stockend Luft, wischte sich die Augen. »Ja«, sagte sie und nickte, »Ms Bernhardt war

die leitende stellvertretende Bezirksstaatsanwältin der Stadt San Francisco...«

Und dann, leise flüsternd: »Sie war auch meine Freundin.«

Ich wusste, dass ich in dieser Nacht keinen Schlaf finden würde. Ich wollte nicht nach Hause.

Und so blieb ich am Tatort, bis das Team von der Spurensicherung gekommen und wieder gegangen war; und dann fuhr ich gut eine Stunde lang kreuz und quer durch die verlassenen Straßen des Hafenviertels, auf der Suche nach irgendeinem Menschen, einem Nachtarbeiter, einem Obdachlosen, der vielleicht gesehen hatte, wer Jills Leiche vor dem Lagerhaus abgeladen hatte. Ich fuhr und fuhr; ich hatte Angst, ins Büro zu gehen, Angst, nach Hause zu fahren; und ein ums andere Mal durchlebte ich aufs Neue diesen entsetzlichen Moment, sah das schreckliche Bild vor meinem inneren Auge, während die Tränen mir übers Gesicht strömten. Wie ich die Plane zurückgeschlagen – und Jill entdeckt hatte!

Ich fuhr so lange, bis mein Auto plötzlich von selbst das Ziel zu kennen schien. Wohin hätte ich mich auch sonst wenden können? Es war drei Uhr morgens, als ich mich vor der Gerichtsmedizin wiederfand.

Ich wusste, dass Claire dort sein würde. Ganz gleich, wie spät es war. Sie würde ihre Arbeit machen, weil es das Einzige war, was sie davon abhalten konnte, den Verstand zu verlieren. Da stand sie in ihrer blauen OP-Kluft, im Sektionssaal.

Jill lag wie aufgebahrt auf dem Stahltisch. Unter denselben Lampen, in deren grellem Licht ich schon so viele Mordopfer gesehen hatte.

Jill... mein Schatz, mein liebes Mädchen.

Ich starrte durch die Scheibe, und die Tränen rollten mir übers Gesicht. Claire hatte schon mit der Autopsie begonnen. Sie tat dasselbe wie ich: ihre Arbeit.

»Es ist besser, wenn du nicht dabei bist, Lindsay«, sagte sie, als sie mich sah. Sie zog ein Laken über Jills entblößte Wunde.

»Doch, es ist besser, Claire.« Ich blieb stehen. Ich würde nicht wieder gehen. Ich musste das einfach sehen.

Claire schaute in mein verquollenes, tränennasses Gesicht. Sie nickte, und der Anflug eines Lächelns zuckte um ihre Mundwinkel. »Dann mach dich wenigstens nützlich und reich mir die Sonde dort auf dem

Tablett.«

Ich drückte Claire das Instrument in die Hand und fuhr leicht mit dem Handrücken über Jills erkaltete, harte Wange. *Wie war es möglich, dass dies kein Albtraum war?*

»Ausgedehnte Verletzungen des rechten Okzipitallappens«, sprach Claire in das Mikrofon an ihrem Kragen, »offenbar als Folge einer einzelnen Schussverletzung. Keine Austrittswunde; Geschoss steckt noch im linken Seitenventrikel. Minimaler Blutverlust in der betroffenen Region. Merkwürdig...«, murmelte sie.

Ich hörte ihr kaum zu. Mein Blick war starr auf Jill gerichtet.

»Leichte Schmauchspuren an Haaren und Nacken deuten auf eine kleinkalibrige Waffe hin, die aus kurzer Entfernung abgefeuert wurde«, fuhr Claire fort.

Sie veränderte die Lage der Leiche. Jills geöffneter Hinterkopf wurde sichtbar.

Diesen Anblick ertrug ich nicht. Ich wandte mich ab.

»Ich entferne jetzt das Geschoss aus dem linken Ventrikel; dem Augenschein nach ein kleines Kaliber«, fuhr Claire fort. »Anzeichen schwerer Rupturen, symptomatisch für diese Art von Verletzung, aber... nur geringfügige Schwellungen...« Ich sah Claire zu, wie sie in der Wunde herumstocherte und ein platt gedrücktes Geschoss herauszog. Sie ließ es in eine Schüssel fallen.

Zorn wallte in mir auf, und meine Muskeln spannten sich. Es sah nach einem 22er-Geschoss aus. Bedeckt mit Spuren von Jills geronnenem Blut.

»Irgendetwas stimmt da nicht«, sagte Claire verdutzt. Sie sah zu mir auf.

»Dieser Bereich müsste eigentlich voller Rückenmarksflüssigkeit sein.

Keine Schwellung des Hirngewebes, sehr wenig Blut.«

Und dann übernahm wieder die professionelle Gerichtsmedizinerin das Kommando. »Ich werde die Brusthöhle öffnen«, sprach Claire ins Mikrofon. »Lindsay, sieh bitte weg.«

»Was hast du denn, Claire? Was ist das Problem?«

»Irgendetwas stimmt da nicht.« Claire drehte die Leiche auf den Rücken und griff zum Skalpell. Sie setzte es unter dem Hals an und schlitzte mit einem einzigen geraden Schnitt Jills Brustkorb auf.

Ich wandte mich ab. So wollte ich Jill wirklich nicht sehen.

»Ich führe eine Standard-Sternotomie durch«, diktierte Claire in das Mikro. »Öffne den Brustraum. Lungenmembran weich, Gewebe... zersetzt, breiig... Ich lege nun das Pericardium frei ...« Ich hörte, wie Claire tief Luft holte. »*Scheiße*.«

Mein Herz begann zu rasen. Ich starrte auf den Bildschirm. »Claire, was ist denn? Was siehst du da?«

»Bleib da, wo du bist.« Sie hob die Hand. Sie musste etwas Entsetzliches gesehen haben. Aber was?

»Oh, Lindsay«, flüsterte sie und sah mir endlich in die Augen. »Jill ist nicht an einer Schussverletzung gestorben.«

»Was?!«

»Die fehlende Schwellung, der geringe Blutverlust.« Sie schüttelte den Kopf. »Der Schuss wurde erst abgefeuert, als sie schon tot war.«

»Was sagst du da, Claire?«

»Ich bin mir nicht sicher« – sie blickte auf –, »aber wenn ich raten müsste... würde ich auf Rizin tippen.«

Es hatte immer etwas Einschüchterndes, wenn man Charles Danko persönlich begegnete. Selbst in einem Nobelhotel wie dem Huntington in San Francisco. Danko machte überall eine gute Figur. Heute trug er ein Tweedsakko, ein Nadelstreifenhemd und eine Seidenribskrawatte. Und er hatte ein Mädchen mitgebracht – hübsch, mit wuscheligem rotem Haarschopf. Er liebte nun mal solche Überraschungen.

Man hatte Malcolm gesagt, er solle ein Jackett anziehen und am besten auch eine Krawatte, falls er eine aufstreben könne. Das war ihm auch gelungen, und er fand sie irgendwie ganz witzig – knallrot, mit einem Muster aus kleinen Posthörnern. Danko erhob sich förmlich und schüttelte Malcolm die Hand – auch so eine seiner befreindlichen, unangenehmen Angewohnheiten. Er machte eine ausladende Geste, die den ganzen Speisesaal umfasste. »Kann man sich einen sichereren Treffpunkt vorstellen? Du liebe Zeit – das *Huntington!*«

Er sah das Mädchen an, und sie lachten beide; doch er stellte sie nicht vor.

»Rizin«, sagte Malcolm, »das ist *genial*. Was für ein fantastischer Tag – wir haben Bengosian erwischt! Wir können hier verdammt viel Schaden anrichten. Mann, wir könnten dieses ganze Kapitalistennest hier in einer Minute ausräuchern. Und dann zum Mark rübergehen und noch mal hundert reiche Blutsauger wegputzen. Oder in die Straßenbahn steigen und jedem, an dem wir vorbeifahren, den Tod bringen.«

»Ja, erst recht, seit ich eine Möglichkeit entdeckt habe, es als Konzentrat herzustellen.«

Malcolm nickte, doch er wirkte nervös. »Ich dachte, es geht um den G-8-Gipfel?«

Danko sah wieder das Mädchen an. Die beiden lächelten herablassend. *Wer ist sie eigentlich, verdammt noch mal? Was weiß sie?*

»Du hast eine zu eingeschränkte Sichtweise, Mal. Darüber haben wir uns doch schon mal unterhalten. Es geht uns in erster Linie darum, die Menschen in Angst und Schrecken zu versetzen. Und wir werden ihnen eine Heidenangst einjagen, das kannst du mir glauben. Das Rizin ist genau das Richtige dafür. Im Vergleich dazu erscheint Anthrax wie

etwas, worüber nur Kühe und Hühner sich Sorgen machen müssen.« Er sah Malcolm eindringlich an. »Du hast etwas, womit ich es ausbringen kann? Das Rizin?«

Malcolm wich seinem Blick aus. »Ja.«

»Und noch mehr von deinem Sprengstoff?«

»Wir könnten das ganze Huntington dem Erdboden gleichmachen. Und das Mark noch dazu.« Jetzt erlaubte Malcolm sich doch ein verlegenes kleines Lächeln. »Okay, und wer ist *sie* eigentlich?«

Danko warf den Kopf in den Nacken und lachte. »Sie ist ein ganz kluger Kopf, genau wie du. Sie ist eine Geheimwaffe. Belassen wir es dabei. Nur eine weitere Soldatin«, sagte er, und dann sah er dem Mädchen in die Augen. »Es wird immer neue Soldaten geben, Malcolm. Das ist es, wovor sie alle im Moment am meisten Angst haben sollten.«

Michelle hörte Stimmen im Nebenzimmer. Mal war gerade von seinem Treffen zurückgekommen. Julia stieß ein wildes Jubelgeheul aus, als hätte sie gerade im Lotto gewonnen. Aber Michelle war furchtbar elend zumute.

Sie wusste, dass sie und die anderen schreckliche Dinge getan hatten. Bei dem letzten Mord hatte sie ein ganz schlechtes Gefühl. Diese hübsche, unschuldige Staatsanwältin. Michelle hatte das Bild von Charlotte Lightower und der Haushälterin verdrängt, die bei der Explosion ums Leben gekommen waren, und sie war erleichtert gewesen, dass wenigstens die Kinder gerettet worden waren. Lightower, Bengosian – das waren habgierige Schweine, die es nicht besser verdient hatten.

Aber diese Frau – was hatte sie denn verbrochen, dass sie auf der Liste gelandet war? War es, weil sie für den Staat gearbeitet hatte? Wie hatte Mal doch gesagt? *Die nehmen wir nur so aus Spaß mit, nur um zu zeigen, dass wir's können.* Das Problem war nur, dass Michelle ihm das nicht abnahm. Mal tat nichts ohne Hintergedanken.

Die arme Staatsanwältin hatte gewusst, dass sie sterben würde – von dem Moment an, als sie sie in den Transporter gezerrt hatten. Aber sie hatte sich nie aufgegeben. Michelle hatte ihre Tapferkeit bewundern müssen. Das wahre Verbrechen war, dass sie nie erfahren hatte, warum sie sterben musste. Nicht einmal das hatten sie ihr zugestanden.

Die Tür öffnete sich knarrend, und Mal schlüpfte herein. Als Michelle seinen triumphierenden Gesichtsausdruck sah, überlief es sie eiskalt. Er legte sich neben sie. Sein Atem roch nach Tabak und Alkohol. »Was ist denn mit meinem Partygirl los?«

»Nicht heute Abend«, sagte Michelle. Da war wieder dieses Rasseln in ihren Bronchien.

»Nicht heute Abend?« Mal grinste.

Michelle setzte sich auf. »Ich versteh das einfach nicht. Warum sie? Was hat sie denn verbrochen?«

»Na ja, was haben die anderen verbrochen?« Mal streichelte ihr Haar.

»Sie hatte den falschen Arbeitgeber, Schätzchen. Sie war eine

Vertreterin des großen, bösen Staates, der die kriminelle Ausbeutung der Welt sanktioniert. *Das hat sie getan*, Michelle. Sie – das sind die Panzer im Irak. Das ist Grumman und Dow Chemical und die WTO in einer Person. Lass dich nicht täuschen, nur weil sie recht hübsch war.«

»In den Nachrichten haben sie gesagt, dass sie Mörder hinter Gitter gebracht hat. Sie hat sogar bei einigen von diesen Wirtschaftsskandalen die Anklage gegen die Manager vertreten.«

»Und ich hab dir gesagt, du *sollst* nicht auf die Nachrichten hören, Michelle. Manchmal müssen auch Menschen sterben, die Gutes getan haben. Merk dir das.«

Michelle sah ihn entsetzt an. Sie musste husten, und das Engegefühl in ihrer Brust wurde stärker. Sie tastete das Bett nach ihrem neuen Inhalator ab, doch Mal hielt ihre Hand fest. »Was hast du denn gedacht, Michelle? Dass wir bei der Aktion nur mitgemacht haben, um ein paar fette Milliardärsschweine umzulegen? Wir führen unseren Kampf gegen den Staat. Der Staat ist sehr mächtig. Der lässt sich nicht so leicht in die Knie zwingen.«

Michelle rang angestrengt nach Luft. In diesem Moment wurde ihr klar, dass sie anders war als Mal. Anders als sie alle. Er nannte sie ein kleines Mädchen. Aber er irrte sich. Ein kleines Mädchen tat nicht so schreckliche Dinge, wie sie sie getan hatte. Wieder keuchte sie erbärmlich. »Ich brauche meinen Inhalator, Mal. Bitte.«

»Und ich brauche die Gewissheit, dass ich dir vertrauen kann, Schätzchen.« Er griff nach dem Inhalator und drehte ihn zwischen den Fingern wie ein Spielzeug.

Ihr Atem ging immer schwerer, immer stockender. Und Mal machte alles nur schlimmer, indem er ihr solche Angst einjagte. Sie konnte nicht abschätzen, wozu er fähig war. »Du kannst mir vertrauen, Mal. Das weißt du«, flüsterte sie.

»Das weiß ich doch, Michelle, aber ich denke dabei ja nicht an *mich*. Ich meine, wir arbeiten schließlich für jemanden, nicht wahr, Schätzchen? Charles Danko ist nicht so nachsichtig wie ich. Danko hat den Mumm, den es braucht, um die Schweine bei ihrem eigenen Spiel zu schlagen. Er ist ein Genie.«

Sie schnappte die Sprühdose aus Mals Hand und drückte zweimal auf den Hebel, schoss sich den lindernden Nebel in die Lungen.

»Weißt du, was das Geile an Rizin ist?« Mal lächelte boshaft. »Es kann auf hundert verschiedenen Wegen in deine Blutbahn gelangen.« Er krümmte den Zeigefinger zweimal, als ob er einen imaginären Inhalator betätigte. »*Pfft, pfft.*«

Da blitzte etwas in seinen Augen auf, das sie noch nie zuvor gesehen hatte. »Mann-o-Mann, was *das* erst mit deinen armen Lungen anrichten würde – hm, Schätzchen? *Pfft, pfft.*«

Im Justizpalast ging es an diesem Morgen zu wie im Irrenhaus. Es war beängstigend – so etwas hatte ich in meiner Laufbahn noch nicht erlebt. Eine Staatsanwältin war ermordet worden. Opfer Nummer drei von August Spies.

Schon um sechs Uhr früh wimmelte es nur so von Vertretern der verschiedensten Bundesbehörden: FBI, Justizministerium, ATF. Und dann die Reporter, die sich im vierten Stock drängten, wo irgendeine Pressekonferenz angesetzt war. Die Schlagzeile auf der Titelseite des *Examiner* fragte in fetten Buchstaben: WER IST DER NÄCHSTE?

Ich studierte gerade einen Bericht der Spurensicherung über den Mord an Jill, als überraschend Joe Santos und Phil Martelli an meine Tür klopften. »Wir haben gerade gehört, was mit Ms Bernhardt passiert ist. Tut uns wirklich Leid«, sagte Santos.

Ich warf die Akte auf den Tisch und nickte ihnen dankbar zu. »Nett, dass Sie vorbeigekommen sind.«

Martelli zuckte mit den Achseln. »Das ist eigentlich nicht der Grund, weshalb wir hier sind, Lindsay.«

»Wir haben beschlossen, uns noch mal die Akten über diese Hardaway-Geschichte vorzunehmen«, sagte Santos und setzte sich. Er nahm einen braunen Umschlag aus der Tasche. »Wir haben uns gedacht, wenn er schon hier in der Gegend war, dann müsste er doch hier und da mal aufgefallen sein – bei seiner Vorgeschichte.«

Santos zog einen Stapel Schwarzweißfotos aus dem Umschlag. »Die sind von einer Demo, die wir observiert haben. Zweiundzwanzigster Oktober. Vor sechs Monaten.«

Die Aufnahmen zeigten Ausschnitte der protestierenden Menge, keine Großaufnahmen einzelner Teilnehmer. Aber auf einem war ein Gesicht eingekreist. Helles Haar, schmales Kinn, schütterer Bart. Dunkle Armeejacke, Jeans, ein Schal, der ihm bis zu den Knien hing.

Das Blut schoss mir in den Kopf. Ich stand auf und ging zu meiner Pinnwand, um das Foto mit den fünf Jahre alten FBIAufnahmen aus Seattle zu vergleichen.

Stephen Hardaway.

Der Mistkerl war vor sechs Monaten hier in der Stadt gewesen.

»Und jetzt wird's richtig interessant.« Phil Martelli zwinkerte mir zu.

Er breitete noch einen Stoß Fotos auf dem Schreibtisch aus. Eine andere Demonstration. Wieder Hardaway. Aber diesmal stand er neben einem Mann, den ich kannte.

Roger Lemouz.

Hardaway hatte ihm den Arm um die Schultern gelegt.

Eine halbe Stunde später parkte ich in der Durant Avenue am Südeingang der Universität. Ich stieg aus und sprintete zur Dwinelle Hall, wo Lemouz sein Büro hatte. Der Professor war da. Angetan mit einem weißen Leinenhemd und einer Tweedjacke, redete er auf eine Studentin mit wallenden roten Haaren ein.

»Die Party ist aus«, sagte ich.

»Ah, Madam Lieutenant.« Er lächelte. Dieser schnöselige Akzent – Eton oder Oxford oder weiß der Himmel was. »Ich habe Annette hier gerade erklärt, dass laut Foucault die gleichen historischen Kräfte, die Klassengesellschaften entstehen lassen, sich auch auf das Geschlechterverhältnis auswirken.«

»Die Vorlesung ist beendet, Rotschopf.« Ich warf der Studentin einen Blick zu, der besagte: *In zehn Sekunden will ich dich hier nicht mehr sehen.* Ungefähr so lange brauchte sie tatsächlich, um ihre Bücher zusammenzuraffen und zu verschwinden. Immerhin besaß sie den Schneid, mir im Hinausgehen noch den ausgestreckten Mittelfinger zu zeigen. Ich erwiderte den höflichen Abschiedsgruß.

»Ich bin hoch erfreut, Sie wieder zu sehen.« Scheinbar ungerührt schob Lemouz seinen Stuhl vom Schreibtisch zurück. »Angesichts der bedauerlichen Meldungen in den Nachrichten heute Morgen fürchte ich, dass das Thema der Stunde eher die Tagespolitik als die Entwicklung der Frauenfrage sein wird.«

»Ich glaube, ich habe Sie falsch eingeschätzt, Lemouz.« Ich blieb stehen. »Ich hatte Sie bisher nur für einen aufgeblasenen, unbedeutenden kleinen Agitator gehalten, und jetzt stellt sich heraus, dass Sie zu den Hauptakteuren gehören.«

Lemouz schlug die Beine übereinander und lächelte mich herablassend an. »Ich bin mir nicht sicher, ob ich weiß, worauf Sie hinauswollen.« Ich nahm den Umschlag mit Santos' Fotos heraus.

»Wissen Sie, was ich wirklich prickelnd finde, Lemouz? Dass *ich* diejenige bin, die verhindern kann, dass das DHS Ihnen aufs Dach steigt. Ich muss denen nur Ihren Namen und Ihre öffentlichen Äußerungen melden, und schon kann ich Sie das nächste Mal in einer Gefängniszelle

besuchen.«

Lemouz lehnte sich mit einem amüsierten Lächeln in seinem Stuhl zurück. »Und *warum* wollen Sie mich warnen, Lieutenant?«

»Wer sagt denn, dass ich Sie warne?«

Sein Gesichtsausdruck schlug um. Er hatte keine Ahnung, was ich gegen ihn in der Hand hatte. Das gefiel mir.

»Was ich so erheiternd finde« – Lemouz schüttelte den Kopf –, »ist, wie Ihre hochheilige Verfassung einerseits so blind ist, wenn es um Menschen in diesem Lande geht, die einen Tschador tragen oder den falschen Akzent haben, und wie andererseits sofort großartig getönt wird von wegen Bedrohung der freien Gesellschaft, wenn es um ein paar habgierige Wirtschaftsbosse und eine hübsche Staatsanwältin geht.«

Ich tat so, als hätte ich seine letzte Bemerkung nicht gehört.

»Ich möchte Ihnen etwas zeigen, Lemouz.«

Ich öffnete den Umschlag und breitete die FBI-Fotos von Stephen Hardaway auf dem Schreibtisch aus.

Lemouz zuckte mit den Achseln. »Ich weiß nicht. Vielleicht habe ich ihn schon mal gesehen... Wo, weiß ich nicht. Studiert er hier an der Universität?«

»Sie haben mir nicht zugehört, Lemouz.« Ich knallte ihm ein weiteres Foto hin. Und ein zweites. Ein drittes. Die Aufnahmen, die Santos und Martelli gemacht hatten. Sie zeigten Hardaway an seiner Seite; auf einem hatte er den Arm um die Schultern des Professors gelegt. »Wie finde ich ihn, Lemouz? Wie?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Diese Aufnahmen sind schon etwas älter. Ich glaube, er war ein Professor, der im Zusammenhang mit den Anschlägen vom 11. 9. verhaftet wurde. Letzten Herbst. Er ist bei ein paar unserer Kundgebungen dabei gewesen. Seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen. Ich kenne den Mann eigentlich gar nicht.«

»Das reicht mir nicht«, hakte ich nach.

»Ich weiß es nicht. Das ist die Wahrheit, Lieutenant. Er kam von irgendwo aus dem Norden, wenn ich mich recht entsinne. Eugene? Seattle? Er hat sich eine Weile hier herumgetrieben, aber es schien ihn alles zu langweilen.«

Ausnahmsweise glaubte ich Lemouz. »Unter welchem Namen kannten Sie ihn?«

»Nicht Hardaway. Malcolm irgendwas. Malcolm Dennis, glaube ich. Ich weiß nicht, wo er jetzt ist. Keine Ahnung.«

Ein Teil von mir genoss es, Lemouz' aalglatte, überhebliche Fassade bröckeln zu sehen. »Eines muss ich noch wissen. Und das bleibt unter uns, okay?«

Lemouz nickte. »Selbstverständlich.«

»Der Name August Spies. Kennen Sie ihn?«

Lemouz blinzelte. Die Farbe kehrte in sein Gesicht zurück. »So nennen sie sich also?«

Ich setzte mich auf einen Stuhl und rückte ganz nahe an ihn heran. Wir hatten den Namen bislang noch nicht preisgegeben. *Und er wusste Bescheid.* Ich sah es ihm am Gesicht an.

»Sagen Sie es mir, Lemouz. Wer ist August Spies?«

»Haben Sie schon einmal von dem so genannten Haymarket-Massaker gehört?«, fragte er mich, als hätte er es mit einer seiner Studentinnen zu tun.

»In Chicago, meinen Sie?«

»Sehr gut, Lieutenant.« Lemouz nickte. »Noch heute erinnert dort eine Statue an die Ereignisse. Am 1. Mai 1886 zog eine gewaltige Arbeiterdemonstration über die Michigan Avenue in Chicago. Es war die bis dahin größte Kundgebung der Arbeiterschaft in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Achtzigtausend Arbeiter, darunter Frauen und Kinder. Bis auf den heutigen Tag wird der erste Mai rund um den Globus als offizieller Feiertag der Arbeit begangen. Überall«, fügte er mit spöttischem Grinsen hinzu, »*außer in den USA natürlich.*«

»Kommen Sie zur Sache. Die Politik interessiert mich nicht.«

»Es war eine friedliche Demonstration«, fuhr Lemouz fort, »und im Lauf der nächsten Tage traten immer mehr Arbeiterinnen und Arbeiter in den Streik und versammelten sich. Und dann, am dritten Tag, schoss die Polizei in die Menge. Zwei Demonstranten wurden getötet. Am nächsten Tag wurde eine weitere Kundgebung organisiert. Am Haymarket Square, in der Randolph Street und in der Des Plaines Street.

In zornigen Reden wurde die Regierung verdammt. Der Bürgermeister wies die Polizei an, die Menge zu zerstreuen. Einhundertsechsundsiebzig Chicagoer Polizisten marschierten in einer Phalanx auf dem Platz auf und stürmten mit gezogenen Knüppeln auf die Menge ein. Dann explodierte plötzlich eine Bombe, worauf die Polizei das Feuer eröffnete. Als die Staubwolken sich verzogen hatten, lagen sieben Polizisten und etliche Demonstranten tot am Boden.

Die Polizei brauchte Sündenböcke, und so wurden einfach acht Arbeiterführer einkassiert, von denen manche an dem betreffenden Tag gar nicht dort gewesen waren.«

»Worauf läuft das Ganze hinaus?«

»Einer von ihnen war ein deutschstämmiger Journalist, ein gelernter Polsterer namens August Spies. Man stellte die Männer vor Gericht, und vier von ihnen, darunter Spies, wurden schließlich ›am Halse aufgehängt,

bis der Tod eintrat<. Später wurde einwandfrei nachgewiesen, dass Spies nichts mit dem Bombenwurf zu tun hatte. In seiner Rede vom Schafott aus sagte Spies: ›Wenn Sie glauben, dass Sie die Arbeiterbewegung ausrotten können, indem Sie uns hängen, dann hängen Sie uns. Der Boden unter Ihren Füßen steht in Flammen. *Die Stimme des Volkes soll gehört werden.*««

Lemouz sah mir tief in die Augen. »Ein Ereignis, das in den Geschichtsbüchern Ihres Landes nur eine Randnotiz darstellt, Lieutenant, aber dennoch ein inspirierender Moment. Und manch einen hat er ganz offensichtlich inspiriert.««

Hier würden bald Menschen sterben. Ziemlich viele Menschen sogar. Charles Danko saß vor dem großen Brunnen im prächtigen, glasüberdachten Atrium des Rincon Center an der Market Street nahe der Bay Bridge. Er tat so, als ob er den *Examiner* las, während vor ihm in einem atemberaubenden Spektakel die Wassersäule aus fünfundzwanzig Metern Höhe in ein flaches Becken stürzte.

Amerikaner lieben es groß und eindrucksvoll, dachte er bei sich. Das sah man an ihren Filmen, an ihrer populären Kunst und sogar an ihren Einkaufszentren. *Ich werde ihnen eine eindrucksvolle Inszenierung liefern. Mit dem Tod in der Hauptrolle.*

Bald würde hier die Hölle los sein, das wusste Danko genau. Die Restaurants des Rincon bereiteten sich schon auf den mittäglichen Ansturm vor. Tausend Menschen oder mehr, die aus den engen Büros der Anwaltskanzleien, Immobilienfirmen und Geldinstitute des umliegenden Finanzviertels hierher strömten.

Zu schade, dass sich das nicht noch ein bisschen länger ausdehnen lässt, dachte Charles Danko und seufzte bedauernd, wie jemand, der sehr lange auf seinen großen Moment hatte warten müssen. Das Rincon Center gehörte inzwischen schon zu seinen Lieblingsplätzen in San Francisco. Danko gab nicht zu erkennen, dass er den gut gekleideten Schwarzen bemerkte, der sich neben ihm niedergelassen hatte. Er wusste, dass der Mann ein Golfkriegsveteran war; seit seiner Rückkehr mutlos und ohne Perspektive. Verlässlich, wenn auch vielleicht ein wenig nervenschwach.

»Mal meinte, ich könnte ›Professor‹ zu Ihnen sagen.« Der Schwarze sprach aus dem Mundwinkel.

»Und du bist Robert?«, fragte Danko.

Der Mann nickte. »Der bin ich.«

Eine Frau begann auf dem Flügel in der Mitte des Atriums zu spielen. Jeden Tag von zehn bis zwölf. Eine Melodie aus dem Musical *Das Phantom der Oper* erfüllte den gewaltigen Raum.

»Du weißt, nach wem du Ausschau halten musst?«, fragte Danko.

»Das weiß ich«, antwortete der Mann mit fester Stimme. »Ich werde

meinen Job erledigen. Wegen mir müssen Sie sich keine Gedanken machen. Ich bin ein sehr guter Soldat.«

»Es muss der richtige Mann sein«, sagte Danko. »Du wirst ihn gegen zwölf Uhr zwanzig den Platz betreten sehen. Er wird ihn überqueren und eventuell dem Klavierspieler ein bisschen Kleingeld in den Hut werfen. Dann wird er ins Yank Sing gehen.«

»Sie scheinen sich sehr sicher zu sein, dass er aufkreuzen wird.« Jetzt endlich sah Danko den Mann an und lächelte. »Siehst du diese Wassersäule, Robert? Sie stürzt aus einer Höhe von exakt sechsundzwanzig Komma ein Meter herab. Das weiß ich, weil ich sehr lange Zeit auf diesem Platz verbracht habe. Ich habe den Winkel zwischen einer gedachten Linie, die aus der Mitte des Beckens zu dieser Bank führt, und derjenigen zwischen diesem Punkt und der Spitze der Säule gemessen. Ich habe ein perfektes Augenmaß. Davon ausgehend war es ein Leichtes, die Höhe der Wassersäule zu berechnen. Weißt du, wie viele Tage ich hier gesessen und den Brunnen beobachtet habe, Robert? Mach dir keine Sorgen, er wird hier sein.«

Charles Danko stand auf. Die Aktentasche ließ er liegen. »Ich danke dir, Robert. Du hast dich zu einer sehr mutigen Tat entschlossen. Einer Tat, für die dir nur sehr wenige je Dank zollen werden. Viel Glück, mein Freund. Heute wirst du zum Helden.« *Und du nutzt zugleich meiner Sache.*

Die Luft war feucht, und ein paar Tropfen fielen vom Himmel, als wir an jenem Nachmittag in Highland Park, Texas, von Jill Abschied nahmen. Es war nicht das erste Mal, dass ich einen geliebten Menschen auf seinem letzten Weg begleitet hatte. Aber noch nie zuvor hatte ich mich so leer gefühlt, so starr vor Trauer. Und noch nie so betrogen.

Die Synagoge war ein moderner Ziegel- und Glasbau mit einem lichtdurchfluteten, pyramidenförmigen Allerheiligsten. Die Zeremonie wurde von einer Rabbinerin geleitet, was Jill bestimmt gefallen hätte. Alle waren erschienen: Chief Tracchio, Oberstaatsanwalt Bennett Sinclair; Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus ihrem Büro; Claire, Cindy und ich. Und eine Gruppe von ehemaligen Mitschülerinnen und Kommilitoninnen, mit denen Jill über die Jahre in Kontakt geblieben war. Auch Steve war natürlich gekommen, aber ich brachte es nicht über mich, mit ihm zu sprechen.

Wir nahmen unsere Plätze ein, und dann stimmte ein Chor aus der Gemeinde eine Arie aus Jills Lieblingsoper Turandot an.

Bennett Sinclair sprach ein paar Worte. Er pries Jill als die engagierteste Staatsanwältin in seinem Team. »Die Leute sagten, sie sei knallhart. Und das war sie auch. Aber nicht so knallhart, dass Respekt und Menschlichkeit dabei auf der Strecke geblieben wären. Die meisten von uns haben eine gute Freundin verloren« – er presste die Lippen zusammen –, »aber die Stadt San Francisco wird auf jeden Fall eine Spitzenanwältin vermissen.«

Eine Kommilitonin aus Stanford zeigte ein Foto von Jill im Frauenfußballteam der Uni, das bis ins Finale der nationalen Meisterschaft vorgedrungen war. Sie brachte die Trauergemeinde zum Lachen, als sie erzählte, es habe nicht lange gedauert, bis alle gemerkt hätten, dass Jill es mal weit bringen würde – als sie nämlich gescherzt habe, »Doppelspitze« bedeute, für zwei Hauptfächer eingeschrieben zu sein.

Ich stand auf und hielt eine kurze Ansprache. »Alle kannten Jill Meyer Bernhardt als selbstbewussten, ehrgeizigen Siegertyp. Jahrgangserste beim Jurastudium. Die höchste Verurteilungsquote in der gesamten

Staatsanwaltschaft. Als Freeclimberin auf dem Sultan's Spire in Moab«, sagte ich. »Auch ich kannte alle diese Seiten von ihr, aber vor allem kannte ich sie als eine Freundin, deren tiefster Wunsch es nicht war, möglichst viele große Prozesse zu gewinnen, sondern ganz einfach ein Kind in diese Welt zu bringen. Das war die Jill, die ich am liebsten hatte, die wahre Jill.«

Claire spielte auf ihrem Cello. Langsam erkomm sie das Podium, und dann saß sie eine Weile still da, bevor der Chor sie bei einer ergreifend schönen Version von »Loving Arms« begleitete, einem von Jills Lieblingsstücken. Wie oft hatten wir dieses Lied zusammen gesungen, wenn wir uns nach der Arbeit im Susie's getroffen und unsere von mehreren Margaritas geölten Stimmen zum Harmoniegesang erhoben hatten. Ich sah zu, wie Claire mit geschlossenen Augen spielte. Das sanfte Vibrato ihres Cellos im Einklang mit den leisen Singstimmen im Hintergrund war der perfekte Tribut für Jill.

Als die letzte Strophe begann, hoben die Träger den Sarg an, und Jills Angehörige erhoben sich zögernd, um ihm zu folgen.

Und dann begannen einige von uns zu applaudieren. Zuerst noch zurückhaltend, während die Prozession an uns vorüberzog. Und dann fielen alle anderen nach und nach ein.

Als der Sarg den hinteren Ausgang erreicht hatte, blieben die Träger stehen und verharrten einige Sekunden lang, als wollten sie dafür sorgen, dass Jill ihre Ovation auch mitbekam.

Ich sah Claire an. Die Tränen strömten mir übers Gesicht, so heftig, dass ich glaubte, ich könnte nie mehr aufhören. Am liebsten hätte ich laut gerufen: *Bravo, Jill...* Claire kam auf mich zu und drückte meine Hand. Und dann drückte Cindy die andere.

Und ich dachte: *Ich werde den Bastard finden, Jill. Du kannst ruhig schlafen.*

Es war nach Mitternacht, als Cindy endlich zu Hause ankam. Ihre Augen waren gerötet, sie fühlte sich wie gerädert, und sie fragte sich, ob sie jemals über den Verlust von Jill hinwegkommen würde.

Sie wusste, dass sie keinen Schlaf finden würde. Die Anzeige des Anrufbeantworters blinkte. Sie war den ganzen Tag über nicht erreichbar gewesen. Vielleicht sollte sie noch rasch in ihre E-Mails schauen, und wenn es ihr nur half, für eine Weile nicht an Jill denken zu müssen.

Sie setzte sich an den Computer und warf einen Blick auf die Titelseite des *Chronicle*. Das Thema des Tages war Rizin. Jills Todesursache war durchgesickert. Ihr Tod, in Verbindung mit dem Bengosians, hatte die Stadt in Panik versetzt. Wie leicht war es, an Rizin heranzukommen? Was waren die Symptome? Was würde passieren, wenn der Stoff ins Trinkwasser gelangte? Gab es Gegenmittel? Wie viele Tote könnte es in San Francisco geben?

Sie wollte eben ihre E-Mails abrufen, als ein Fenster mit einer Instant Message auf dem Bildschirm auftauchte. Hotwax1199.

Vergeuden Sie Ihre Zeit nicht mit dem Versuch, den Absender dieser Nachricht zu ermitteln, begann der Text.

Cindy erstarrte.

Es lohnt sich auch nicht, die Adresse zu notieren. Sie gehört einem Sechstklässler in Dublin, Ohio. Er weiß nicht einmal, dass sie ihm geklaut wurde. Sein Name ist Marion Delgado, ging die Nachricht weiter. *Wissen Sie, wer ich bin?*

Ja, schrieb Cindy zurück. *Ich weiß, wer Sie sind. Sie sind das Schwein, das meine Freundin Jill auf dem Gewissen hat. Warum schreiben Sie mir?*

Es wird einen weiteren Anschlag geben, erschien als Antwort. *Morgen. Es wird anders sein als bisher. Viele Menschen werden sterben.*

Vollkommen unschuldige Menschen.

Wo?, tippte Cindy ein. Sie wartete mit pochendem Herzen. *Können Sie mir sagen, wo? Bitte!*

Dieses G-8-Treffen muss abgeblasen werden, kam zur Antwort. *Sie sagten, Sie wollten helfen, also tun Sie es gefälligst auch! Diese Leute in*

der Regierung müssen ihre Verbrechen eingestehen. Sie bringen unschuldige Menschen um, nur um an Öl zu kommen. Die Multis haben freie Hand, niemand hindert sie daran, die Armen in aller Welt auszuplündern. Sie sagten, Sie wollten unsere Botschaft unter die Leute bringen. Jetzt haben Sie die Chance. Bringen Sie diese Diebe und Mörder dazu, auf der Stelle mit ihren Verbrechen aufzuhören.

Dann trat eine Pause ein. Cindy war sich nicht sicher, ob die andere Person noch da war. Sie wusste nicht, was sie tun sollte.

Da erschienen die nächsten Worte auf ihrem Bildschirm.

Bringen Sie sie dazu, ihre Verbrechen einzugestehen. Bald. Das ist die einzige Möglichkeit, dieses Blutvergießen zu verhindern.

Das war etwas anderes, dachte Cindy. Wer das schrieb, streckte eine Hand aus. Womöglich war da ein Funke Schuldbewusstsein oder Einsicht – etwas, das dem Wahnsinn Einhalt gebot.

Ich kann erkennen, dass Sie diesen Irrsinn stoppen wollen, schrieb Cindy. Bitte sagen Sie mir, was passieren wird! Niemand muss zu Schaden kommen!

Nichts. Keine Antwort.

»Mist!« Cindy schlug mit der Faust auf die Tastatur. Sie benutzten sie, das war alles. Um ihre Botschaft zu verbreiten.

Sie schrieb:

Warum musste Jill Bernhardt sterben? Welches Verbrechen hat sie begangen? Hat sie irgendwem Öl gestohlen? Sich an der Globalisierung bereichert? Was hat sie getan?

Volle dreißig Sekunden verstrichen. Eine Minute. Cindy war sich sicher, dass sie den Kontakt verloren hatte. Sie hätte nicht wütend werden dürfen. Ihre Empörung, ihre Trauer mussten zurückstehen; diese Sache war viel zu wichtig.

Frustriert lehnte sie die Stirn gegen den Monitor. Als sie wieder aufblickte, konnte sie es zuerst nicht glauben. Eine neue Mitteilung war aufgetaucht.

Jill Bernhardt hatte nichts mit den G 8 zu tun. Dieser Fall war anders als die anderen. Das war etwas Persönliches, lautete die Botschaft.

Irgendetwas Schreckliches würde heute passieren. Cindys letzte EMail ließ keinen Zweifel daran. Und ihr merkwürdiger Mailpartner hatte bisher immer richtig gelegen, hatte sie noch nie in die Irre geführt oder gelogen.

Ein quälendes Gefühl der Ohnmacht und Hilflosigkeit überkam mich, als ich sah, wie draußen allmählich der Morgen dämmerte, und dabei genau wusste, dass trotz all der Mittel und Möglichkeiten der US-Regierung, trotz all der ausgefeilten Überwachungsmethoden, der Warnungen, der Hundertschaften, mit denen wir die Straßen bevölkern konnten, und trotz meiner jahrelangen Erfahrung im Aufklären von Mordfällen... dass trotz alledem August Spies heute wieder zuschlagen würde. Wir konnten nichts, aber auch gar nichts tun, um die Killer aufzuhalten.

Der Tag begann für mich im Kriseneinsatzzentrum, an einem jener berüchtigten »geheim gehaltenen Orte«, versteckt in einem unauffälligen Hohlblockbau in einem abgelegenen Teil des Marinehafens von Hunter's Point. Es war ein großer Raum, voll gestopft mit Monitoren und neuester Kommunikationstechnik. Alle Nerven waren zum Zerreißen gespannt.

Was hatte August Spies diesmal ausgeheckt?

Joe Molinari war da. Der Bürgermeister, Tracchio, die Chefs der Feuerwehr und des Medizinischen Noteinsatzteams – der ganze »Kriegsrat« war um den Tisch versammelt.

Claire war auch gekommen. Die jüngste Warnung hatte alle in Panik versetzt, man befürchtete eine groß angelegte Attacke mit Rizin.

Molinari hatte die Giftstoff-Experten in Alarmbereitschaft versetzt. In der Nacht hatten wir beschlossen, Hardaways Namen und Beschreibung an die Presse zu geben. Bislang war es uns noch nicht gelungen, ihn aufzuspüren, und die Situation spitzte sich zu. Es ging nicht mehr nur um Mord, sondern um die öffentliche Sicherheit. Wir waren sicher, dass Hardaway irgendwie in die Anschläge verwickelt war und dass er extrem gefährlich war.

Dann war es Zeit für die Morgennachrichten im Fernsehen. Hardaway war die Topmeldung; sein Gesicht war auf allen Kanälen zu sehen. Es war wie ein Nerven zerfetzender Countdown am Ende irgendeines

Katastrophenthillers, nur viel, viel schlimmer. Allein der Gedanke, dass jeden Moment eine Bombe in unserer Stadt hochgehen könnte – oder dass ein tödliches Gift auf uns herabregnen könnte, aus einem Flugzeug möglicherweise...

Wie nicht anders zu erwarten, gingen noch vor sieben die ersten Anrufe von Personen ein, die Hardaway angeblich gesichtet hatten. Ein Verkäufer in einem 24-Stunden-Supermarkt in Oakland war sich sicher, ihn vor zwei Wochen dort gesehen zu haben. Andere Anrufe kamen aus Spokane, Albuquerque, sogar aus New Hampshire. Wer konnte sagen, ob irgendeiner davon ernst zu nehmen war? Aber sämtliche Anrufe mussten überprüft werden.

Molinari telefonierte gerade mit einem Mann namens Ronald Kull von der WTO.

»Ich denke, wir sollten eine Art Communiqué herausgeben«, drängte der Vizedirektor. »Keine Eingeständnisse, aber Sie sollten zum Ausdruck bringen, dass die Organisation über die Vorwürfe nachdenken wird, wenn die andere Seite erkennen lässt, dass sie auf Gewalt verzichten will. Das wird uns Zeit verschaffen. Es könnte Menschenleben retten. Möglicherweise sehr viele.«

Er schien eine Einigung erzielt zu haben und sagte, er würde einen Entwurf formulieren. Aber dieser müsste dann von Washington und von der WTO genehmigt werden.

Diese ewige Bürokratie. Und die Uhr tickte. Jeden Moment konnte die Katastrophe über uns hereinbrechen.

Und dann – genau, wie die E-Mail es vorausgesagt hatte – passierte es. Um 8 Uhr 42. Ich glaube, diese Uhrzeit werde ich im Leben nicht mehr vergessen.

Einige Kinder hatten Wasser aus einem Spender in der Grundschule Redwood City getrunken. Sie waren krank geworden... Das war das Erste was ich hörte.

Allen in der Einsatzzentrale blieb im selben Moment das Herz stehen. Um acht Uhr zweiundvierzig.

Innerhalb von Sekunden war Molinari mit dem Direktor der Schule verbunden. Es wurde entschieden, das Gebäude sofort zu evakuieren. Claire, die ein Headset aufgesetzt hatte, versuchte zu dem Rettungswagen durchzukommen, der die erkrankten Kinder transportierte.

Nie zuvor hatte ich die fähigsten Köpfe unserer Stadt in einem solchen Zustand völliger Panik erlebt. Molinari erteilte dem Direktor präzise Anweisungen: »Bis zu unserem Eintreffen röhrt niemand das Wasser an. Die Schule muss auf der Stelle geräumt werden.«

Er beorderte ein FBI-Team per Helikopter nach Redwood City. Der Toxikologie-Experte war uns direkt zugeschaltet. »Wenn es sich um Rizin handelt«, sagte er, »wird es bei den Betroffenen zu Krämpfen kommen, begleitet von massiver Bronchienverengung und grippeartigen Symptomen.«

Claire hatte sich mit der Schulkrankenschwester verbinden lassen. Sie identifizierte sich und sagte: »Sie müssen mir jetzt ganz genau die Symptome der Kinder beschreiben.«

»Ich wusste nicht, womit ich es zu tun hatte«, antwortete eine aufgeregte Stimme. »Die Kinder haben sich plötzlich schwach gefühlt und Anzeichen schwerer Übelkeit gezeigt. Ich habe fast vierzig Grad Fieber gemessen. Dazu Leibscherzen und Erbrechen.«

Einer der Helis hatte die Schule bereits erreicht und kreiste darüber. Auf den Livebildern, die er schickte, sahen wir Kinder aus den Ausgängen strömen, angeführt von ihren Lehrern.

Die ersten Eltern kamen herbeigeeilt, außer sich vor Panik.

Plötzlich ging über Funk eine zweite Meldung ein. Auf einer Baustelle in San Leandro war ein Arbeiter zusammengebrochen.

Das war auf der anderen Seite der Bucht. Niemand wusste, ob es ein

Herzinfarkt war oder ob er etwas eingenommen oder eingeatmet hatte. Während wir noch versuchten, Näheres zu erfahren, flackerte auf einem der Monitore ein Newsflash auf. »Wir unterbrechen unser Programm für eine wichtige Meldung... In Redwood City wurde die dortige Grundschule evakuiert, nachdem einige Kinder zusammengebrochen waren mit heftigen Symptomen wie Übelkeit und Erbrechen und ins Krankenhaus eingeliefert wurden. Möglicherweise sind sie mit einer giftigen Substanz in Berührung gekommen. Und dies, nachdem Warnungen vor möglichen terroristischen Aktionen im Lauf des heutigen Tages über die Medien verbreitet wurden...«

»Gibt es etwas Neues über die Erkrankungen in der Schule?«, fragte Molinari am Telefon.

»Noch nicht«, antwortete der Direktor. Die Schule war inzwischen komplett evakuiert. Der Heli kreiste nach wie vor darüber. Dann brachte ein Arzt aus der Notaufnahme uns auf den neuesten Stand. »Ihre Körpertemperaturen liegen zwischen neununddreißig sieben und vierzig«, meldete der Doktor. »Übelkeit mit Erbrechen und akute Atemnot. Ich weiß nicht, was die Ursache ist. Ich habe keine Erfahrung mit solchen Dingen.«

»Sie müssen sofort Abstriche von der Mund- und Nasenschleimhaut machen, um feststellen zu können, ob sie Giftstoffen ausgesetzt waren«, wies ihn der Toxikologe an. »Und machen Sie Thoraxaufnahmen. Achten Sie auf eventuelle bilaterale Infiltrate.«

Claire schaltete sich ein. »Wie sieht es mit den Atemfunktionen aus? Arbeiten die Lungen normal?«

Alles wartete angespannt. »Sie scheinen normal zu funktionieren«, meldete der Arzt.

Claire fasste Molinaris Arm. »Hören Sie, ich weiß nicht, was da los ist, aber ich glaube nicht, dass es Rizin ist«, sagte sie.

»Wie können Sie das wissen?«

Claire hatte jetzt die uneingeschränkte Aufmerksamkeit aller Anwesenden. »Rizin wirkt in Form einer Nekrose der Gefäßzellen. Ich habe das Ergebnis mit eigenen Augen gesehen. Die Lungen müssten bereits geschädigt sein. Außerdem hat Rizin in Verdünnung eine Latenzzeit von vier bis acht Stunden, nicht wahr, Dr. Taub?«, fragte sie den zugeschalteten Toxikologie-Fachmann.

Dieser bejahte widerstrebend.

»Das bedeutet, dass sie während der Nacht mit dem Stoff in Berührung gekommen sein müssten. Wenn die Lungen frei von Symptomen sind, dann glaube ich nicht, dass es irgendetwas mit dem Wasser zu tun hat. Ich weiß nicht, ob es sich um Staphylokokken handelt oder vielleicht um Strychnin... Aber dass es Rizin ist, glaube ich nicht.«

Die Minuten verstrichen quälend langsam, während die Ärzte in Redwood City die erste Reihe von diagnostischen Tests durchführten. Ein Notarztteam war bereits vor Ort in San Leandro. Die Sanitäter berichteten, der zusammengebrochene Bauarbeiter habe einen Herzinfarkt erlitten; sein Zustand sei inzwischen stabil. »Ein Herzinfarkt«, wiederholten sie.

Minuten später meldete sich Redwood City wieder. Die Röntgenaufnahmen zeigten bei keinem der Kinder eine Schädigung des Lungengewebes. »Die Blutuntersuchungen weisen Spuren von Staphylokokken-Enterotoxin B auf.«

Ich beobachtete Claires Mienenspiel.

»Was zum Teufel bedeutet das?«, wollte Bürgermeister Fiske wissen.

»Das bedeutet, dass sie eine schwere Staphylokokken-Infektion haben«, antwortete Claire und atmete hörbar auf. »Das ist ernst, und es ist ansteckend – aber es ist nicht Rizin.«

Um zwölf Uhr mittags war das Rincon Center brechend voll. Hunderte von Menschen, die plaudernd ihren Imbiss aßen, die Sportseiten lasen oder mit Einkaufstüten von Gap und Office Max vorübereilten. Oder einfach nur eine Weile unter der riesigen Wassersäule verschnauften, die von dem glitzernden Dach herabfiel.

Der Pianist spielte Mariah Carey. »*A hero comes along...*« Aber niemand schien auf die Musik oder den Musiker zu achten. Er war aber auch echt grauenhaft.

Robert saß da mit der Zeitung in der Hand, und sein Herz schlug wie wild. Kein Platz mehr für Gespräche oder Argumente, dachte er ununterbrochen. Jetzt war Schluss mit dem Warten auf Veränderungen. Heute würde er selbst dafür sorgen, dass sich etwas änderte. Er konnte sich weiß Gott zu den Entrechteten zählen. Die zahllosen Aufenthalte in Militärkrankenhäusern. Um den Verstand gebracht durch die Erlebnisse im Krieg und dann fallen gelassen. Das war es, was ihn zum Radikalen gemacht hatte.

Er stieß mit dem Schuh an die lederne Aktentasche, nur um sich zu versichern, dass sie noch da war. Er erinnerte sich an eine Sendung, die er einmal im Fernsehen gesehen hatte; einen Spielfilm über den amerikanischen Bürgerkrieg. Ein entflohener Sklave hatte seine Freiheit erlangt und war dann in die Armee der Nordstaaten eingezogen worden. Er nahm an einigen der blutigsten Schlachten des Krieges teil. Und nach einer dieser Schlachten entdeckt er plötzlich seinen alten Herrn, traumatisiert und verwundet, unter den konföderierten Gefangenen. »Hallo, Massa«, sagt der ehemalige Sklave und geht auf ihn zu, »sieht aus, als wär unten jetzt oben!«

Und genau das dachte Robert, als er den Blick über die ahnungslosen Anwälte und Banker schweifen ließ, die hier ihr Mittagessen hinunterschlangen. *Sieht aus, als wär unten jetzt oben...*

Durch das Gewirr von Menschenleibern erblickte Robert den Mann, auf den er gewartet hatte; den Mann mit dem grau melierten Haar. In diesem Moment betrat er den Innenhof. Roberts Blut geriet in Wallung. Er stand auf und schloss die Finger fest um den Griff der Tasche, ohne den Mann

aus den Augen zu lassen – sein Ziel am heutigen Tag.

Dies war der Augenblick, sagte er sich, in dem all die hochtrabenden Reden, die Schwüre und Predigten, zur Tat gerannen. Er warf seine Zeitung hin. Um den Brunnen herum drängten sich die Menschen. Er ging auf den Klavierspieler zu.

Hast du Angst vor der Tat? Hast du Angst, das Rad in Bewegung zu setzen?

Nein, sagte Robert. *Ich bin bereit. Ich bin schon seit Jahren bereit.*

Er blieb stehen und wartete neben dem Flügel. Der Pianist begann eine neue Melodie zu spielen, »Something« von den Beatles. Noch mehr von diesem weißen Müll.

Robert lächelte dem jungen Rotschopf an den Tasten zu. Er nahm einen Schein aus der Brieftasche und legte ihn in die Schale.

Der Pianist nickte ihm zu: *danke, Mann.*

Robert nickte ebenfalls – er musste fast lachen über die falsche Kameraderie – und lehnte seine Aktentasche an ein Bein des Flügels. Er überprüfte noch einmal die aktuelle Position der Zielperson – noch rund zehn Meter entfernt – und beförderte die Aktentasche mit einem unauffälligen Tritt unter das Piano. *Nehmt das, ihr Schweine!*

Robert ließ sich langsam in Richtung Nordausgang treiben. *Das ist es, Mann.* Das war es, worauf er gewartet hatte. Er tastete in seiner Jackentasche nach dem gestohlenen Handy. Die Zielperson war nur noch etwa fünf Meter von der Stelle entfernt. Am Ausgang drehte Robert sich um. Von hier aus konnte er die Szene überblicken.

Der Mann mit dem grau melierten Haar blieb vor dem Flügel stehen, genau wie der Professor es vorausgesagt hatte. Er zog einen Dollarschein aus der Brieftasche. Hinter ihm rauschte die fünfundzwanzig Meter hohe Wassersäule von der Decke herab.

Robert stieß die Tür auf, verließ das Gebäude und drückte die beiden voreingestellten Tasten des Handys – G-8.

Und dann schien die ganze Welt in einem Meer von Flammen und Rauch aufzugehen. Noch nie im Leben hatte Robert eine so unglaubliche Befriedigung empfunden wie in diesem Moment. Das war ein Krieg, in dem er *gerne* kämpfte.

Den Lichtblitz selbst hatte er nicht gesehen; er spürte nur die Erschütterung, die das Gebäude in den Grundfesten erbebten ließ, hörte

das Splittern von Glas und sah, wie hinter ihm die Türen herausflogen.
Der Startschuss für die Revolution, Mann... Robert lächelte in sich hinein. *Sieht aus, als wär unten jetzt oben.*

Ein lauter Ruf gellte durch das Kriseneinsatzzentrum. Einer der Männer, die den Polizeifunk verfolgten, riss seinen Kopfhörer herunter. »Im Rincon Center ist eine Bombe hochgegangen!«

Ich starre Claire an. Es war ein Gefühl, als ob schlagartig alles Leben aus mir wiche. Das Rincon Center war eines der architektonisch beeindruckendsten Gebäude der Stadt, im Herzen des Finanzdistrikts; es beherbergte Regierungsbehörden, Büros, aber zugleich Hunderte von Privatwohnungen. Um diese Tageszeit würde es brechend voll sein. Wie viele Menschen waren gerade umgekommen?

Ich wartete nicht ab, bis die Polizeiberichte mit Angaben über Schäden und Opferzahlen eingingen, sondern stürmte sofort hinaus. Claire folgte mir auf dem Fuß. Wir sprangen in ihren Van vom Gerichtsmedizinischen Institut und rasten Richtung Downtown. Es dauerte etwa fünfzehn Minuten, bis wir uns durch das Verkehrschaos und das Labyrinth von Feuerwehrfahrzeugen und Schaulustigen um das betroffene Gebiet herum vorgekämpft hatten. In den Berichten, die über Funk eintrafen, hieß es, die Bombe sei im Atrium detoniert, wo sich um die Mittagszeit die meisten Menschen aufgehalten haben dürften.

An der Ecke Beale/Folsom ließen wir den Van stehen und rannten los. Über dem zwei Blocks entfernten Rincon Center konnten wir die Rauchwolken aufsteigen sehen. Wir mussten den Eingang von der Stuart Street nehmen und stürmten vorbei am Red Herring, am Harbor Court Hotel, am »Y«.

»Lindsay, das ist ja furchtbar, einfach furchtbar«, stöhnte Claire. Das Erste, was mir entgegenschlug, war der dumpfe Korditgeruch. Die gläsernen Außentüren waren vollständig weggesprengt. Überall auf dem Gehsteig saßen hustende, blutende Menschen, mit Schnittwunden von umherfliegenden Glassplittern und Rauch in den Lungen. Die Evakuierung der Überlebenden war noch in vollem Gange. Das bedeutete, dass das Schlimmste uns drinnen erwartete.

Ich holte tief Luft. »Gehen wir rein. Pass nur ja auf dich auf, Claire.« Alles war mit einer dicken, heißen Rußschicht bedeckt. Beißend drang der Rauch in meine Lungen. Die Polizei versuchte die Umgebung des

Explosionsortes zu räumen. Feuerwehrleute waren damit beschäftigt, vereinzelte Brandherde zu löschen.

Claire kniete neben einer Frau mit verbranntem Gesicht, die schrie, dass sie nichts sehen könne. Ich schob mich an ihnen vorbei, tiefer in das Gebäude hinein. Im Zentrum des Atriums, um die »Regensäule« herum, die unabirrt ihre Wassermassen in ein tiefes Becken im Boden ergoss, lagen etliche zusammengekrümmte Leichen. *Was haben diese Menschen getan? Ist es das, was sie unter »Krieg« verstehen?*

Die erfahreneren Cops bellten Anweisungen in ihre Funkgeräte, doch ich sah einige der jüngeren wie angewurzelt dastehen, mit Tränen in den Augen.

Mein Blick fiel auf einen Haufen zersplitterten Holzes und geschmolzener Drähte genau im Zentrum des Atriums – es sah aus wie die Überreste eines Flügels. Direkt daneben kniete ein Mann, den ich als Niko Magitakos vom Sprengkommando erkannte. Seinen Gesichtsausdruck werde ich nie vergessen. Jeder hofft und betet, dass er so etwas Entsetzliches niemals erleben muss.

Ich bahnte mir einen Weg zu Niko.

»Das Zentrum der Explosion«, sagte er und warf ein verkohltes Stück Holz auf den Trümmerhaufen, der einmal ein Piano gewesen war. »Diese Schweine, diese *Schweine*, Lindsay. Die Leute haben hier nur friedlich Mittagspause gemacht.«

Ich war keine Bombenexpertin, aber ich erkannte den Ring der Verwüstung – umgestürzte Bänke und Pflanzen, Brandspuren; auch die Lage der Opfer verriet, dass die Druckwellen der Explosion genau vom Zentrum des Atriums ausgegangen waren.

»Zwei Augenzeugen sagen, sie hätten einen gut gekleideten Schwarzen beobachtet. Er hat eine Aktentasche unter dem Flügel deponiert und sich dann aus dem Staub gemacht. Ich vermute, es war dieselbe Methode wie bei dem Marina-Fall. C-4, elektronisch gezündet. Wahrscheinlich per Telefon.«

Eine Frau mit einer Uniformjacke des Sprengkommandos kam auf uns zugelaufen. In der Hand hielt sie etwas, das wie ein Stück einer zerfetzten Ledertasche aussah.

»Gleich markieren«, wies Niko sie an. »Wenn wir den Griff finden können, dann haben wir vielleicht sogar Fingerabdrücke.«

»Warten Sie«, sagte ich, als sie sich schon zum Gehen wandte. Was sie gefunden hatte, war ein breiter Lederriemen, wie von einer Aktentasche, die mit einer Schnalle verschlossen wurde. In den Riemen waren zwei goldfarbene Buchstaben geprägt: AS.

Tiefer Abscheu stieg in mir auf. Sie trieben ihr Spielchen mit uns. Ich wusste natürlich, wofür die Buchstaben standen.

A.S. – August Spies.

Mein Handy klingelte. Ich riss es aus der Tasche. Cindy war dran.

»Bist du dort, Lindsay?«, fragte sie. »Bist du okay?«

»Ich bin hier vor Ort. Was gibt's?«

»Sie haben sich zu dem Anschlag bekannt«, sagte sie. »Jemand hat bei der Zeitung angerufen. Er nannte sich August Spies. Und er sagte: ›Noch drei Tage, und dann nehmt euch in Acht!‹ Er sagte, das hier sei nur eine Übung gewesen.«

Im Lauf des späten Nachmittags begannen mich die Strapazen allmählich einzuholen – nach der zweiten Nacht innerhalb von drei Tagen ohne eine Stunde Schlaf.

Zusätzlich wurde ich das Gefühl nicht los, dass ich bei dem Fall etwas Wichtiges übersehen hatte. Ich war mir ganz sicher.

Ich trommelte Cindy und Claire zusammen. So fixiert war ich darauf gewesen, Hardaway zu schnappen, dass mir etwas anderes entgangen war.

Claire hatte den Tag in der Gerichtsmedizin zugebracht; ihr war die grausige Aufgabe zugefallen, die Opfer der Explosion im Rincon Center zu identifizieren. Bislang waren sechzehn Tote zu beklagen, und leider würde die Zahl noch weiter steigen. Doch sie willigte ein, sich für ein paar Minuten im Susie's zu uns zu gesellen, das direkt gegenüber von ihrem Institut lag.

Auf der Fahrt dorthin spürte ich deutlich die Angst der Menschen; ich sah sie in den Gesichtern. Claire und Cindy warteten schon an unserem Ecktisch auf mich.

»Die Bemerkung über Jill ist der Schlüssel.« Beim Tee erläuterte ich ihnen meine neueste Theorie.

»Da hieß es, sie sei eine Vertreterin des Staats«, sagte Claire. Sie schien verwirrt.

»Die meine ich nicht. Sondern Cindys E-Mail. Wo es hieß: >Dieser Fall war anders als die anderen...««

»Das war etwas Persönliches««, ergänzte Cindy.

»Du glaubst, dass Jill irgendwie persönlichen Kontakt mit diesem Typen hatte?« Claire blinzelte. »Wie denn?«

»Ich weiß nicht, was ich glaube. Aber ich weiß, dass jedes der Opfer gezielt ausgewählt wurde. Keiner dieser Morde war willkürlich. Also, was hat sie zu Jill geführt? Sie sind ihr gefolgt. Sie haben ihr Haus ausgekundschaftet und sie abgepasst. Lightower, Bengosian... Es muss irgendeine Verbindung zwischen ihnen und Jill geben.«

»Eventuell einer ihrer Fälle?« Cindy zuckte mit den Achseln. Claire schien nicht überzeugt.

Es war eine Weile still. Wir schauten uns ratlos an. Und das Schweigen führte uns alle an einem Punkt zusammen – dem leeren Platz an unserem Tisch.

»Es ist so ein seltsames Gefühl, hier zu sein und unser ›Ding‹ zu machen«, sagte Claire und seufzte, »ohne Jill. Und über sie zu reden.« »Jill wird uns helfen«, flüsterte ich.

Ich sah die beiden an. Das Feuer in ihren Augen war zurückgekehrt.

»Okay«, sagte Claire und nickte. »Wie?«

»Wir nehmen uns ihre alten Fälle vor«, antwortete ich. »Ich werde versuchen, jemanden von Sinclairs Büro dazu zu bringen, uns zu helfen.«

»Und wonach suchen wir genau?« Cindy sah mich skeptisch an.

»Du hast doch die E-Mail bekommen. Etwas *Persönliches*«, sagte ich.

»So, wie es dieser Fall für uns ist. Seht euch doch die Gesichter hier drin und draußen auf der Straße an. Irgendjemand muss diesen Dreckskerlen das Handwerk legen – diesen Mörtern.«

Bennett Sinclair stellte mir Wendy Hong zur Seite, eine junge Staatsanwältin aus seiner Abteilung, sowie April, Jills Sekretärin. Wir forderten Jills Fallakten der letzten acht Jahre an – und zwar vollständig! Es waren Berge von Papier, die in großen, an Wäschereiwa gen erinnernden Handkarren aus dem Archiv des Justizpalasts herbeigeschafft und in Jills Büro gestapelt wurden – regelrechte Türme aus dicken, gebundenen Akten.

Und so legten wir los.

Tagsüber leitete ich immer noch die Ermittlungen und versuchte Hardaway dingfest zu machen. Aber abends, und auch in jeder anderen freien Minute, die mir blieb, ging ich hinunter in die Staatsanwaltschaft, um mich durch den Aktenberg zu wühlen. Claire packte mit an, ebenso wie Cindy. Bis tief in die Nacht brannte in Jills Büro noch das Licht – das einzige im ganzen Justizpalast, wie es schien.

Das war etwas Persönliches. Der Satz ging uns nicht aus dem Kopf. Aber wir konnten nichts finden. Es sah aus, als hätten wir unsere Zeit – und die anderer – vergeudet. Wenn es in Jills Leben eine Verbindung zu August Spies gab, dann war sie nicht in ihren Akten zu finden. Aber wo sonst? Irgendwo musste es etwas geben.

Schließlich packten wir auch die letzten Ordner wieder auf den Wagen, um sie ins Archiv zurückzuschicken.

»Geh nach Hause und schlaf dich aus«, sagte Claire zu mir, die selbst völlig erschöpft aussah. Sie stand schwerfällig auf und zog ihren Regenmantel an. Dann legte sie mir die Hand auf die Schulter und tätschelte sie. »Wir finden schon noch einen anderen Weg, Lindsay. Ganz bestimmt.«

Claire hatte Recht. Ich musste endlich einmal richtig ausschlafen, das brauchte ich jetzt dringender als alles andere – abgesehen von einem heißen Bad. Ich hatte so sehr auf diese Aktion gesetzt.

Ich rief noch einmal kurz im Büro an, und dann – zum ersten Mal seit Ewigkeiten, wie es mir vorkam – packte ich meine Sachen, um nach Hause zu fahren. Ich stieg in den Explorer und fuhr über die Brannan in Richtung Potrero. An einer roten Ampel hielt ich an. Ich fühlte mich so

leer.

Die Ampel wurde grün. Aber ich fuhr nicht los. Tief in mir drin wusste ich, dass ich nicht nach Hause fahren würde.

Dann gab ich Gas und bog nach rechts ab, um auf der Sixteenth in Richtung Buena Vista Park zu fahren. Es war nicht etwa so, als wäre mir urplötzlich eine geniale Idee gekommen. Ich hatte einfach nichts Besseres zu tun.

Irgendeine Verbindung gab es da. Zumindest in dem einen Punkt war ich mir sicher.

Ich parkte vor Jills Haus. Es wurde von einem einsamen Streifenbeamten bewacht. Um die Verandatreppe herum war Absperrband gespannt. Ich zeigte dem jungen Officer meine Marke. Um diese nächtliche Stunde war er gewiss froh um ein bisschen Ablenkung. Dann betrat ich Jills Haus.

Sogleich beschlich mich ein ungutes Gefühl. Tat ich etwas Ungehöriges, wenn ich in diesem Haus herumschnüffelte, in dem ich so oft zu Gast gewesen war – jetzt, da Jill tot war? Ich sah ihre Sachen – einen Burberry-Regenschirm, Otis' Fressnapf, einen Stapel Tageszeitungen –, und fühlte mich mit einem Mal entsetzlich einsam. Sie fehlte mir mehr denn je.

Ich ging in die Küche und durchstöberte einen Stapel Papiere auf einem alten Schreibtisch aus Kiefernholz. Alles war noch genau so, wie sie es zurückgelassen hatte. Eine Notiz für Ingrid, ihre Haushälterin. Ein paar Rechnungen. Jills vertraute Handschrift. Es war beinahe so, als wäre sie noch da.

Dann ging ich nach oben, den Flur entlang in Jills Arbeitszimmer. Hier hatte sie viel Zeit verbracht; es war ihr Refugium gewesen.

Ich setzte mich an ihren Schreibtisch, und ihr Duft stieg mir in die Nase. Jill hatte eine alte Messinglampe. Ich schaltete sie ein. Einige Briefe lagen verstreut auf dem Schreibtisch. Einer war von ihrer Schwester Beth. Dazu ein paar Fotos: Jill mit Steve und Otis in Moab.

Was tust du hier eigentlich, Lindsay?, fragte ich mich wieder. Was hoffst du zu finden? Irgendwelche Papiere, unterzeichnet mit »August Spies«? Sei doch nicht so dumm.

Ich öffnete eine der Schreibtischschubladen. Papiere. Privatkram.

Reiseunterlagen, ihr Flugmeilen-Konto.

Ich stand auf und ging zum Bücherregal. *Jenseits des Nordmeers. Die Korrekturen.* Kurzgeschichten von Eudora Welty. Was Bücher betraf, hatte Jill immer schon einen guten Geschmack gehabt. Ich hatte keine Ahnung, woher sie die Zeit dafür hatte. Aber irgendwie hatte sie es hinbekommen.

Ich bückte mich und öffnete einen Schrank unter dem Regal. Dort stieß ich auf Kisten mit alten Fotos. Reisen und Ausflüge, die Hochzeit ihrer Schwester. Manche Alben reichten zurück bis zu Jills College-Abschlussfeier.

Seht sie euch an, unsere Jill: krauses Haar, spindeldürr, aber stark. Ich musste lächeln, als ich die Bilder betrachtete. Ich setzte mich auf den

Hartholzboden und ging sie durch. *Mein Gott, du fehlst mir so.* Dann entdeckte ich diese alte Fächermappe, fest verschnürt mit Gummiband. Ich öffnete sie. Lauter alter Kram. Ich fand es erstaunlich, was Jill alles aufgehoben hatte. Briefe, Fotos, Zeitungsausschnitte. Ein paar Zeugnisse von der High School. Die Hochzeitseinladung ihrer Eltern.

Ein Fach war ganz mit Zeitungsartikeln voll gestopft. Ich blätterte sie durch. Die meisten betrafen ihren Vater.

Ihr Dad war Staatsanwalt gewesen, sowohl hier als auch zu Hause in Texas. Jill hatte mir erzählt, dass er sie stets seine »kleine zweite Vorsitzende« genannt hatte. Er war erst vor wenigen Monaten gestorben, und es war offensichtlich gewesen, wie sehr er Jill gefehlt hatte. Die meisten Artikel handelten von Fällen, die er bearbeitet hatte, oder von seinen diversen Berufungen und Ernennungen.

Dann fiel mir ein alter, vergilbter Artikel in die Hände. Mit Staunen las ich die Quellenangabe.

San Francisco Examiner. 17. September 1970.

Die Überschrift lautete: ANKLÄGER IM PROZESS GEGEN BNABOMBER BENANNT.

Die Black National Army. Die BNA war eine radikale Gruppierung der Sechzigerjahre. Bekannt für bewaffnete Raubüberfälle und brutale Anschläge.

Ich überflog den Artikel. Als ich den Namen des Staatsanwalts las, überlief es mich eiskalt.

Robert Meyer.

Jills Vater.

Eine Stunde später stand ich vor Cindys Tür und klingelte Sturm. Es war halb drei Uhr morgens. Ich hörte, wie der Schlüssel umgedreht wurde, dann ging die Tür einen Spalt breit auf. Cindy stand da in einem langen Forty-Niners-T-Shirt und starre mich aus trüben Augen an. Ich hatte sie wahrscheinlich aus dem tiefsten Schlaf seit drei Tagen gerissen.

»Du hast hoffentlich einen guten Grund«, sagte sie, während sie die Kette aushängte.

»Einen sehr guten, Cindy.« Ich hielt ihr den alten *Examiner*- Artikel vor die Nase. »Ich glaube, ich habe herausgefunden, was die Verbindung zwischen Jill und diesem Fall ist.«

Fünfzehn Minuten später brausten wir schon in meinem Explorer durch die menschenleeren Straßen der Stadt, auf dem Weg zum Verlagshaus des *Chronicle* an der Ecke Fifth/Mission.

»Ich wusste gar nicht, dass Jills Vater hier gearbeitet hat«, sagte Cindy und gähnte herhaft.

»Er hat hier angefangen, gleich nach dem Juraexamen, bevor er dann nach Texas zurückgegangen ist. Das war kurz nach Jills Geburt.«

Gegen drei hatten wir Cindys Arbeitsplatz erreicht. Die Beleuchtung in der Nachrichtenredaktion war gedämpft. Wir ertappten ein paar junge Volontäre dabei, wie sie während ihrer Nachschicht Computer-Bridge spielten, anstatt die Agenturmeldungen im Auge zu behalten.

»Unangekündigte Leistungskontrolle«, sagte Cindy zu ihnen, ohne eine Miene zu verziehen. »Ihr seid gerade durchgefallen, Jungs.«

Sie rollte ihren Stuhl vor den Bildschirm und fuhr den Computer hoch. Dann tippte sie ein paar Suchbegriffe in die Datenbank des *Chronicle* ein: *Robert Meyer. BNA*. Sie drückte die Return-Taste.

Mehrere Treffer erschienen auf dem Monitor. Wir ackerten uns durch etliche irrelevante Artikel zu Antikriegs-Aktivitäten der BNA in den Sechzigern. Doch dann wurden wir fündig.

**ANKLÄGER IM PROZESS UM BLUTIGE BNA-RAZZIA
BENANNT.**

Eine Reihe von Artikeln vom September 1970.

Wir gingen von dort ein paar Seiten zurück, und dann – bingo! RAZZIA

VON FBI UND POLIZEI AUF BNA-VERSTECK. VIER TOTE BEI SCHIESSEREI.

Es war die Zeit der radikalen Proteste in den späten Sechzigern und frühen Siebzigern. Fast täglich gab es Proteste gegen den Vietnamkrieg, auf der Sproul Plaza in Berkeley demonstrierte die linke Studentenorganisation SDS – *Students For a Democratic Society*. Die BNA hatte schon einige Banken überfallen, dann einen Geldtransporter. Ein Wachmann, eine Geisel sowie zwei Polizisten waren bei dem Überfall getötet worden. Zwei BNA-Mitglieder standen auf der FBI-Liste der zehn meistgesuchten Flüchtigen.

Wir durchkämmten das gesamte Archivmaterial des *Chronicle* zum Thema. Am 6. Dezember 1969 wurde eine Razzia auf ein Versteck der BNA durchgeführt. Das FBI hatte von einem Spitzel einen Tipp erhalten und daraufhin das Haus in einer ruhigen Gegend von Berkeley umstellt. Die Agenten stürmten das Gebäude, aus allen Rohren feuерnd.

Fünf Mitglieder der Organisation, die sich in dem Haus aufhielten, wurden erschossen. Unter den Getöteten waren Fred Whitehouse, einer der Anführer der Gruppe, sowie zwei Frauen.

Auch ein junger Weißer wurde bei dem Feuerüberfall getötet, ein Student der Universität Berkeley. Er stammte aus Sacramento; die Familie gehörte dem gehobenen Mittelstand an. Eltern und Freunde behaupteten felsenfest, er habe noch nicht einmal gewusst, wie man mit einer Waffe umgeht. Offenbar nur ein idealistischer junger Mann, der in die Proteste gegen einen unmoralischen Krieg hineingezogen worden war.

Niemand konnte oder wollte sagen, was er in dem Haus verloren hatte. Sein Name war William »Billy« Danko.

Eine Anklagejury wurde einberufen, um über die Schießerei in dem BNA-Haus zu befinden. Üble Anschuldigungen gingen hin und her. Der Fall wurde einem aufstrebenden jungen Staatsanwalt übertragen: Robert Meyer. Jills Vater. Die Geschworenen befanden, dass keine Beweise für ein Fehlverhalten der Polizeikräfte vorlägen. Die Getöteten, so die Argumentation der Polizei, hätten zu den meistgesuchten Verbrechern in der FBI-Kartei gehört; für Billy Danko schien diese Charakterisierung allerdings etwas sehr weit hergeholt. Die FBI-Agenten präsentierten das Waffenlager, das sie bei der Razzia ausgehoben hatten: Uzis, Granatenwerfer, Berge von Munition. Der getötete Fred Whitehouse hatte eine Waffe in der Hand gehabt – doch seine Sympathisanten behaupteten, sie sei nachträglich dort platziert worden.

»Okay«, sagte Cindy erschöpft und schob ihren Stuhl vom Bildschirm zurück, »und was fangen wir jetzt damit an?«

Die Datenbank verwies auf einen Artikel, der 1971 – also etwas mehr als ein Jahr nach den Ereignissen – in der Sonntagsbeilage des *Chronicle* erschienen war.

»Ihr habt doch sicher auch noch ein richtig altmodisches Archiv hier unten im Keller, oder?«

»Ja, haben wir. Unten im Keller. Ein Archiv.«

Inzwischen war es kurz vor vier. Unten im Archiv schalteten wir das Licht ein und standen vor endlosen Reihen von Metallregalen voller Behälter aus Drahtgeflecht.

Ich verzog entmutigt das Gesicht. »Kennst du dich mit dem System aus, Cindy?«

»Klar kenn ich mich mit dem System aus«, erwiderte sie. »Man kommt während der normalen Dienststunden vorbei und fragt den Typen an der Information.«

Wir trennten uns und klapperten die dunklen, voll gepackten Korridore ab. Cindy war sich nicht sicher, ob die Registratur so weit zurückreichte; möglicherweise war das, was wir suchten, nur auf Microfiche gespeichert.

Endlich hörte ich sie rufen: »Ich hab was gefunden!«

Im Halbdunkel schlängelte ich mich zwischen den Regalen hindurch und folgte dem Klang ihrer Stimme. Als ich Cindy entdeckte, hievte sie gerade große Plastikwannen mit Bündeln alter Ausgaben der Sonntagsbeilage vom Regal. Sie waren nach Jahrgängen etikettiert. Wir hockten uns nebeneinander auf den kalten Betonfußboden, wo das Licht gerade so zum Lesen ausreichte.

Dennoch hatten wir den Beitrag, auf den die Datenbank verwiesen hatte, rasch gefunden. Es war ein Hintergrundartikel mit dem Titel »Die Hope Street Five – Was wirklich geschah.«

Der Verfasser vertrat die Ansicht, dass die Polizei von Berkeley die ganze Geschichte nur inszeniert hatte, um sich die unliebsamen Revoluzzer vom Hals zu schaffen. Sie hatten einen Tipp von einem nicht genannten Spitzel bekommen. Es war ein Massaker, keine Razzia. Angeblich hatten die Opfer schlafend in ihren Betten gelegen.

Ein großer Teil des Artikels befasste sich mit dem einzigen weißen Opfer der Razzia, Billy Danko. Das FBI hatte behauptet, er sei ein Mitglied der radikalen »Weathermen« gewesen, und ihm die Beteiligung an einem Bombenanschlag auf eine Zweigstelle des Waffenherstellers Raytheon unterstellt. Der Artikel im Chronicle widersprach den meisten der FBI-Angaben über Danko, der tatsächlich nur ein unschuldiges Opfer zu sein schien.

Es war vier Uhr morgens. Ich wurde zunehmend frustrierter und wütender.

Cindy und ich schienen gleichzeitig darauf gestoßen zu sein. Die Gerichtsverhandlung. Es kam heraus, dass die BNA und die Weathermen Decknamen benutzten, wenn sie miteinander in Verbindung traten. Fred Whitehouse war Bobby Z, nach einem Black Panther, der erschossen worden war. Leon Mickens war Vlad – nach Wladimir Iljitsch Lenin. Joanne Crow war Sasha, nach einer Frau, die sich im Kampf gegen die chilenische Militärjunta selbst in die Luft gesprengt hatte.

»Siehst du es, Cindy?« Im schwachen Licht des Archivs blickte ich ihr in die Augen.

Der Deckname, den Billy Danko für sich gewählt hatte, lautete August Spies.

Jill hatte uns den Weg gezeigt.

In Molinaris Büro brannte Licht – um sechs Uhr morgens das einzige im gesamten Justizpalast.

Als ich eintrat, telefonierte er gerade. Seine Miene erhellte sich – zumindest glaubte ich ein müdes Lächeln zu erkennen; erfreut, aber gleichzeitig erschöpft. Niemand bekam in diesen Tagen genügend Schlaf.

»Ich habe gerade versucht«, sagte er, nachdem er den Hörer aufgelegt hatte, »den Stabschef davon zu überzeugen, dass der Unterschied zwischen der Sicherheitslage bei uns und beispielsweise in Tschetschenien nicht nur darin besteht, dass wir hier die größeren Brücken haben. Sag mir, dass du etwas hast – irgendwas.«

Ich legte ihm den vergilbten, zusammengefalteten Zeitungsartikel hin, den ich in Jills Arbeitszimmer gefunden hatte.

Molinari nahm ihn. Er las die Überschrift – ANKLÄGER IM PROZESS GEGEN BNA-BOMBER BENANNT – und überflog den Artikel.

»Wie hast du diese Leute noch mal genannt, Joe? Diese Radi kalen aus den Sechzigern, die seither untergetaucht sind, aber jederzeit wieder aktiv werden können?«

»Weiße Kaninchen?«, erwiderte er.

»Was, wenn es vielleicht gar nichts Politisches ist? Wenn ihre Motivation eine ganz andere ist? Oder vielleicht ist es ja zum Teil politisch, aber es steckt noch etwas anderes dahinter.«

»Die Motivation *wofür*, Lindsay?«

Ich schob ihm den letzten Artikel zu, den aus der Sonntagsbeilage. Ich hatte ihn so gefaltet, dass die Passage über Billy Dankos Decknamen oben lag, und die Worte »August Spies« mit rotem Leuchtstift eingekreist.

»Wieder aktiv zu werden. Diese Morde zu begehen. Vielleicht sind sie irgendwie auf Rache aus. Ich weiß noch nicht genug. Aber das hier ist schon mal ein Anfang.«

In den nächsten Minuten informierte ich Molinari über alles, was wir herausgefunden hatten – bis hin zu der Entdeckung, dass der zuständige Staatsanwalt damals Robert Meyer gewesen war, Jills Vater.

Molinari blinzelte ungläubig. Er sah mich an, als hätte ich den Verstand verloren. Es klang ja auch verrückt. Was ich da vortrug, stand in eklatantem Widerspruch zu den bisherigen Ermittlungsergebnissen, den Aussagen der Täter, den Erkenntnissen sämtlicher Strafverfolgungsbehörden im Lande.

»Und wie willst du jetzt weiter vorgehen, Lindsay?«, fragte Molinari schließlich.

»Wir müssen so viel wie möglich über die Personen herausfinden, die sich damals in diesem Haus aufgehalten haben. Ich würde mit Billy Danko anfangen. Seine Familie stammte aus Sacramento. Das FBI hat doch Unterlagen über die Vorfälle, nicht wahr? Oder das Justizministerium, egal wer. Ich muss alles wissen, was die Bundesbehörden wissen.«

Molinari schüttelte langsam und bedächtig den Kopf. Mir war durchaus klar, was ich da verlangte. Er schloss für einen Moment die Augen und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Als er sie wieder aufschlug, entdeckte ich den leichten Anflug eines Lächelns. »Ich wusste doch, dass es einen Grund gab, weshalb du mir so gefehlt hast, Lindsay.«

Ich deutete das als ein Ja.

»Aber was ich nicht gewusst habe« – er rollte seinen Stuhl zurück –, »war, dass der Grund die Aussicht auf die viele Freizeit war, die wir beide demnächst genießen werden – nachdem man uns gefeuert hat.«

»Du hast mir auch gefehlt«, sagte ich.

In San Francisco herrschte eine Panik, wie ich sie noch nie zuvor erlebt hatte. Die Meldungen überschlugen sich. Und wo standen wir inzwischen mit unseren Ermittlungen? Noch längst nicht nahe genug an den Mördern, fürchtete ich.

Meine ganze Theorie stand und fiel mit dem Nachweis einer Verbindung zwischen den jüngsten Morden und den beiden früheren Opfern.

Bengosian stammte aus Chicago. Die Chancen, da etwas zu finden, schienen sehr gering. Aber ich erinnerte mich, dass Lightower in Berkeley studiert hatte. Das hatte uns der Leiter seiner Rechtsabteilung erklärt, als wir nach dem Mord an Lightower seine Firma aufgesucht hatten.

Ich ließ mich mit Dianne Aronoff verbinden, Mort Lightowers Schwester, und erwischte sie zu Hause. Wir redeten eine Weile, und ich fand heraus, dass ihr Bruder SDS-Mitglied gewesen war. 1969, in seinem vorletzten Studienjahr, hatte er ein Urlaubssemester genommen. 1969 war das Jahr der Hope-Street-Razzia gewesen. Hatte das etwas zu bedeuten? Möglicherweise.

Gegen ein Uhr klopfte Jacobi an mein Fenster. »Ich glaube, wir haben den Vater von deinem Danko gefunden.«

Er und Cappy hatten mit dem Telefonbuch angefangen, und die Adresse hatte sie zu einer hiesigen High School geführt. Dankos Vater lebte noch in Sacramento. Die Adresse war dieselbe wie 1969. Ein Mann hatte sich gemeldet, als Cappy dort angerufen hatte. Doch er hatte aufgelegt, sobald sie Billy Dankos Namen erwähnt hatten.

»Die haben da doch ebenfalls ein FBI-Büro, oder?« Jacobi zuckte mit den Achseln.

»Hier« – ich sprang auf und warf ihm die Schlüssel des Explorer zu –, »du fährst.«

Egal, wie man es anging, die Fahrt nach Sacramento über den Highway 80 dauerte nun einmal rund zwei Stunden. Wir fuhren konstante fünfundsiebzig Meilen in der Stunde, als wir mit dem Explorer die Bay Bridge überquerten, und nach einer Stunde fünfzig Minuten hielten wir vor einer etwas heruntergekommenen Ranch im Stil der Fünfzigerjahre. Wir brauchten einen greifbaren Erfolg, und zwar dringend.

Das Haus war groß, aber schlecht in Schuss; vorne ein verblichener Rasenhang, hinten ein eingezäuntes Grundstück. Dankos Vater war Arzt, wie ich mich erinnerte. Vor dreißig Jahren war das hier eventuell das schönste Haus in der Straße gewesen.

Ich nahm die Sonnenbrille ab und klopfte an die Haustür. Es dauerte eine Weile, bis sich etwas rührte. Ich war ziemlich ungeduldig – gelinde ausgedrückt.

Endlich öffnete ein alter Mann die Tür und musterte uns stumm. Ich sah die Nase und das scharf geschnittene, spitz zulaufende Kinn – die Ähnlichkeit mit dem Foto von Billy Danko im *Chronicle*-Magazin war unverkennbar.

»Sind Sie die Idioten, die hier angerufen haben?« Er stand da und betrachtete uns misstrauisch. »Klar sind Sie das.«

»Ich bin Lieutenant Lindsay Boxer«, sagte ich. »Und das ist Inspector Warren Jacobi von der Mordkommission. Haben Sie etwas dagegen, wenn wir reinkommen?«

»Allerdings«, sagte er, doch er stieß trotzdem die Fliegentür auf. »Ich habe der Polizei nichts zu sagen, wenn es um meinen Sohn geht. Es sei denn, um ihre uneingeschränkte Entschuldigung für den Mord an William entgegenzunehmen.«

Er führte uns durch einen muffigen Flur, in dem die Farbe von den Wänden abblätterte, in ein kleines Wohnzimmer. Es sah nicht so aus, als ob außer ihm noch jemand im Haus wohnte.

»Wir hatten gehofft, Sie könnten uns ein paar Fragen zu Ihrem Sohn beantworten«, sagte Jacobi.

»Fragen Sie nur.« Danko ließ sich auf eine Patchwork-Couch sinken.

»Vor dreißig Jahren wäre ein besserer Zeitpunkt dafür gewesen. William

war ein guter Junge, ein *großartiger* Junge. Wir haben ihn zum selbstständigen Denken erzogen, und er *hat* sich seine eigenen Gedanken gemacht, hat stets nur nach seinem Gewissen entschieden – und wie sich später herausgestellt hat, waren es die richtigen Entscheidungen. Den Jungen zu verlieren, hat mich alles gekostet, was ich hatte. Meine Frau...« Er deutete mit einer Kopfbewegung auf ein Schwarzweißfoto einer Frau in mittleren Jahren. »Einfach alles.«

»Es tut uns sehr Leid, was damals passiert ist.« Ich setzte mich auf die Kante eines ziemlich verschmutzten Sessels. »Wir sind auch nicht hier, um Ihnen noch mehr Kummer zu bereiten. Sicherlich haben Sie gehört, was kürzlich in San Francisco passiert ist. Viele Menschen sind ums Leben gekommen.«

Danko schüttelte den Kopf. »Dreißig Jahre ist es jetzt her, und Sie können ihn immer noch nicht in Frieden ruhen lassen.«

Ich warf Jacobi einen Blick zu. Das würde eine ziemlich harte Nuss werden. Ich begann über Jill zu reden, über die Verbindung zwischen ihrem Vater und der Razzia auf das Haus in der Hope Street, die wir aufgedeckt hatten. Dann erklärte ich ihm, dass eines der anderen Opfer, Lightower, ebenfalls einen Bezug zu Berkeley und der Studentenrevolte gehabt habe.

»Ich will Ihnen ja nicht erzählen, wie Sie Ihren Job zu machen haben, *Inspector*« – Carl Danko grinste –, »aber für mich hört sich das nach einem Haufen wilder Spekulationen an.«

»Ihr Sohn hatte einen Decknamen«, sagte ich. »August Spies. Und August Spies ist auch der Name, den die Leute benutzen, die hinter diesen Morden stecken.«

Carl Danko schnaubte verächtlich und griff nach einer Pfeife. Er schien das Ganze eher lustig zu finden.

»Kennen Sie irgendjemanden, der in die Sache verwickelt sein könnte?«, hakte ich nach. »Einer von Billys Freunden vielleicht? Hat sich in letzter Zeit irgendjemand bei Ihnen gemeldet?«

»Gott segne ihn, wer immer es ist.« Carl Danko begann seine Pfeife zu putzen. »Wissen Sie was? Sie vergeuden nur Ihre Zeit. Ich kann Ihnen kein Stück weiterhelfen. Und selbst wenn ich es könnte... Ich hoffe, Sie können irgendwie verstehen, dass ich nicht sonderlich geneigt bin, der Polizei von San Francisco zu helfen. Und jetzt verlassen Sie bitte mein

Haus.«

Jacobi und ich standen auf. Ich ging einen Schritt in Richtung Tür und betete, dass mir doch noch irgendeine Erleuchtung kommen würde, bevor wir von hier wegfuhren. Vor dem Portrait von Dankos Frau blieb ich stehen. Und dann fiel mein Blick auf ein zweites Bild, das daneben stand.

Es war ein Familienfoto.

Irgendetwas brachte mich dazu, mir die Gesichter näher anzuschauen. Auf dem Foto war noch ein zweiter Sohn zu sehen.

Jünger. Vielleicht sechzehn. Seiner Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten. Alle vier lächelten; keine Sorge schien sie zu drücken an diesem angenehm sonnigen Tag irgendwann in der fernen Vergangenheit.

»Sie haben noch einen zweiten Sohn.« Ich wandte mich zu Danko um.
»Charles...« Er zuckte mit den Achseln.

Ich nahm das Foto in die Hand. »Vielleicht sollten wir uns mal mit ihm unterhalten. Könnte sein, dass er etwas weiß.«

»Das bezweifle ich.« Danko starrte mich finster an. »Er ist ebenfalls tot.«

Als wir wieder im Explorer saßen, rief ich Cappy im Büro an. »Ich will, dass Sie alles über einen gewissen Charles Danko herausfinden. Geboren in Sacramento 1953 oder '54. Möglicherweise verstorben. Mehr habe ich leider nicht zu bieten. Und gehen Sie soweit wie möglich zurück. Wenn dieser Typ wirklich tot ist, will ich die Sterbeurkunde als Beweis.«

»Ich mach mich gleich an die Arbeit«, sagte Cappy. »Aber ich hab auch was für Sie. George Bengosian, Lieutenant. Sie hatten Recht – er hat tatsächlich an der University of Chicago ein medizinisches Vorstudium absolviert. Aber das war *nach* seinem Wechsel von Berkeley. Bengosian war '69 dort.«

»Danke, Cappy. Saubere Arbeit. Weiter so.«

Jetzt hatten wir also drei Fälle – Jill, Lightower und Bengosian –, die alle mit der mörderischen Razzia in der Hope Street in Verbindung standen. Und der Deckname August Spies führte direkt zu Billy Danko.

Noch wusste ich nicht, was ich mit den Erkenntnissen anfangen sollte. Wie Danko senior gesagt hatte – es war alles ein Haufen Spekulationen. Während Jacobi uns in die Stadt zurückchauffierte, schliefl ich irgendwann doch tief und fest ein – zum ersten Mal seit drei Tagen. Gegen sechs waren wir wieder im Justizpalast. »Falls du es noch nicht wusstest«, meinte Jacobi, »du schnarchst.«

»Nicht schnarchen, schnurren«, verbesserte ich ihn. »Ich schnurre.«

Bevor ich in mein Büro ging, wollte ich noch bei Molinari vorbeischauen. Ich lief nach oben und schlüpfte in sein Büro. Da war eine Besprechung im Gange. Was hatte das wohl zu bedeuten?

Chief Tracchio saß mit Molinari am Tisch. Neben ihm Tom Roach vom FBI. Und Strickland, der die Sicherheitsmaßnahmen im Vorfeld des G-8-Gipfels koordinierte.

»Lightower war damals dort«, verkündete ich. Ich konnte meine Aufregung kaum verbergen. »In Berkeley – zur Zeit der BNA-Razzia. Und George Bengosian auch. Sie waren alle dort.«

»Ich weiß«, sagte Molinari.

Ich brauchte nur eine Sekunde, um zu begreifen. »Ihr habt die FBIakte über die BNA gefunden?«

»Noch besser«, erwiderte Molinari. »Wir haben einen der FBI-Agenten gefunden, die damals für die Razzia in der Hope Street verantwortlich waren.

William Danko war ein Mitglied der Weathermen. Daran besteht nicht der geringste Zweifel. Er wurde gesehen, als er die Filiale von Grumman ausspionierte, auf die im September 1969 ein Bombenanschlag verübt wurde. Sein Deckname August Spies wurde beim Abhören von polizeibekannten Telefonanschlüssen der Weathermen registriert. Der Knabe war kein Unschuldslamm, Lindsay. Er war in einen Mord verwickelt.«

Molinari schob mir einen gelben Schreibblock zu, der mit Notizen in seiner Handschrift bedeckt war. »Das FBI hatte etwa drei Monate vor der Razzia begonnen, ihn zu beschatten. Es waren noch ein paar andere Mitglieder der Berkeley-Zelle daran beteiligt. Es gelang dem FBI, einen von ihnen umzukrempeln und zu einem Informanten zu machen. Es ist doch erstaunlich, wie die Androhung einer fünfundzwanzigjährigen Haftstrafe in einem Bundesgefängnis selbst die vielversprechendste Medizinerkarriere ausbremsen kann.«

»Bengosian!«, rief ich. Das Blut schoss mir in den Kopf. Ich fühlte mich bestätigt.

Molinari nickte. »Sie haben Bengosian umgekrempelt, Lindsay. So sind sie an jenem Abend in das Haus in der Hope Street hineingekommen. Bengosian hat seine Freunde verraten. Du hattest Recht – und das ist noch nicht alles.«

»Lightower«, sagte ich erwartungsvoll.

»Er war Dankos Zimmergenosse«, erwiderte Molinari. »Die Uni hatte repressive Maßnahmen gegen Studenten ergriffen, die im SDS aktiv waren. Offensichtlich hatte Lightower beschlossen, dass es Zeit für ein Auslandssemester war.

Und einer der FBI-Agenten, die damals bei dieser Razzia das Kommando hatten, wurde anschließend befördert. Nach zwanzig

Dienstjahren hat er sich hier in San Francisco zur Ruhe gesetzt. Er hieß Frank T. Seymour. Kommt dir der Name irgendwie bekannt vor?« Ja, der Name kam mir allerdings bekannt vor, aber er erfüllte mich nicht gerade mit Begeisterung. Eher mit Entsetzen und Abscheu. Frank T. Seymour war eines der Todesopfer der Explosion im Rincon Center.

Es war jetzt Nacht, und Michelle liebte die Nacht. Da konnte sie sich die *Simpsons* und alte Folgen von *Friends* anschauen. Ein bisschen lachen – so wie früher, bevor das alles angefangen hatte. So wie früher, als kleines Mädchen in Eau Claire.

Sie hatten das Apartment in Oakland aufgeben müssen, in dem sie die letzten sechs Monate gewohnt hatten, und waren in Julias Haus in den Berkeley Flats gezogen.

Und sie konnten kaum noch vor die Tür gehen. Die Situation war zu angespannt. Ab und zu sah sie im Fernsehen ein Foto von Mal, nur dass sie ihn in den Nachrichten Stephen Hardaway nannten. Robert war inzwischen ebenfalls bei ihnen eingezogen. Jetzt waren sie zu viert. Eventuell würde Charles Danko auch bald auftauchen. Er hatte angeblich den fertigen Plan, den Plan für das große Finale. Das würde alle von den Socken hauen, hatte Mal versprochen. Es war eine Riesensache.

Michelle schaltete den Fernseher aus und ging nach unten. Mal saß am Tisch, über ein Gewirr von Drähten gebeugt; er bastelte an seinem neuesten Höllenapparat herum. Sie hatten einen Plan, sagte er, wie sie dieses Prachtstück hineinschmuggeln könnten. Sie flippte schon aus, wenn sie nur im selben Zimmer war wie dieses verdammt Ding.

Lautlos trat sie von hinten an ihn heran. »Mal, willst du was essen? Ich kann dir was machen.«

»Du siehst doch, dass ich arbeite, Michelle.« Mehr ein Anschiss als eine Antwort. Er lötete gerade einen roten Draht in einem hölzernen Tischbein fest, das, wie sie wusste, die Zündkapsel enthielt.

Sie legte ihm die Hand auf die Schulter. »Du, Mal, ich muss mit dir reden. Ich glaube, ich möchte aussteigen.«

Mal richtete den Oberkörper auf und erstarrte. Er nahm die Lupe von der Stirn und wischte sich die verschwitzten Haare aus dem Gesicht.

»Du willst aussteigen?«, echte Mal. Er sah sie an und nickte; er schien sich über sie zu amüsieren. »Und wohin willst du gehen? Willst du dich in den Bus setzen und nach Hause fahren? Zurück nach Witz-consin? Um dich am College von Witz-consin einzuschreiben, nachdem du in der großen Stadt ein paar Kinder in die Luft gejagt hast?«

Michelle stiegen die Tränen in die Augen. Verräterische Anzeichen der Schwäche, wie sie sehr wohl wusste. Der gefürchteten Sentimentalität. »Hör auf damit, Mal.«

»Du wirst als *Mörderin* gesucht, Schätzchen. Das süße kleine Kindermädchen, das seine Schützlinge in die Luft gejagt hat. Hast du das schon wieder vergessen?«

Plötzlich fiel es ihr wie Schuppen von den Augen; mit einem Schlag wurde ihr sehr vieles klar. Zum Beispiel, dass Mal sie niemals mitnehmen würde – auch nicht, nachdem dieser Job, der letzte, erledigt war. Wenn sie nachts die Augen schloss, sah sie die Lightower-Kinder. Sah sie um den Frühstückstisch sitzen. Sich für die Schule anziehen. Sie wusste, dass sie schreckliche Dinge getan hatte. So sehr sie sich wünschen mochte, dass es anders wäre – Mal hatte nun einmal Recht. Sie konnte nirgendwo hin. Sie war das mörderische Kindermädchen. Und würde es ewig bleiben.

»Also, komm schon«, sagte Mal. Seine Stimme klang plötzlich viel freundlicher. »Solange du noch hier bist, kannst du mir auch ein bisschen zur Hand gehen, Baby. Ich brauche mal wieder deinen entzückenden Finger. Auf diesem Draht hier. Du weißt ja – kein Grund zur Panik.« Er hielt das Handy hoch. »Kein Saft, keine Kraft, hm? Wir werden Helden sein, Michelle. Wir werden die Welt von den Kräften des Bösen erretten. Sie werden uns nie vergessen – niemals.«

Ein Uhr früh – aber an Schlaf dachte niemand.

Molinari kam ins Dienstzimmer, wo ich mit Paul Chin die eingehenden Meldungen verfolgte. Er sah mich an und seufzte. »Charles Danko.« Er warf eine grüne Aktenmappe auf den Schreibtisch. Sie trug die Aufschrift *FBI – Streng vertraulich*. »Sie mussten ziemlich tief im Archiv wühlen, um ihn zu finden.«

Mein Herz schlug schneller, und ich spürte ein Prickeln auf der Haut. Hieß das, dass wir kurz davor waren, ihn zu schnappen?

»Er hat die University of Michigan besucht«, erklärte Molinari. »Zwei Festnahmen wegen ungebührlichen Benehmens beziehungsweise Anstiftung zum Aufruhr. 1973 in New York wegen unerlaubten Waffenbesitzes hochgenommen. Das Haus, in dem er wohnte, ist eines Tages einfach so in die Luft geflogen. Von einer Minute auf die andere war's plötzlich weg – und er auch.«

»Klingt ganz nach unserem Kandidaten.« »Er wurde im Zusammenhang mit einem Bombenanschlag auf das Pentagon aus dem Jahr 1972 gesucht. Ein Sprengstoffexperte. Nach der Explosion dieses Wohnhauses in New York blieb er verschwunden. Niemand wusste, ob er überhaupt noch im Lande war. Charles Danko war dreißig Jahre lang weg vom Fenster. Es wurde nicht einmal mehr nach ihm gefahndet.«

»Ein Weißes Kaninchen«, sagte ich.

Er legte ein altes Strafregister aus dem Jahr 1974 und ein gefaxtes Fahndungsplakat des FBI auf den Tisch. Das Schwarzweißfoto zeigte eine leicht gealterte Version des jungenhaften Gesichts, das ich auf dem Familienbild bei Danko senior gesehen hatte.

»Das ist unser Mann«, sagte Molinari. »Die Preisfrage ist nur – wie kriegen wir ihn?«

»Lieutenant!« Ich hörte ein lautes Klopfen an der Trennscheibe meines Büros und fuhr erschrocken hoch.

Auf meiner Armbanduhr war es sechs Uhr dreißig. Ich musste weggenickt sein, während ich darauf wartete, dass Molinari mir neue Informationen über Danko brachte.

Paul Chin stand in meiner Tür. »Lieutenant, Sie sollten mal auf Leitung drei abheben. *Schnell...*«

»Danko?« Ich blinzelte mir den Schlaf aus den Augen.

»Nein, aber das ist mindestens genauso gut. Wir haben eine Frau aus Wisconsin an der Strippe, die glaubt, dass ihre Tochter was mit Stephen Hardaway hat. Ich glaube, sie weiß, wo sie sich aufhält!«

In den Sekunden, die es brauchte, bis ich endgültig hellwach war, ging Chin an seinen Schreibtisch zurück und bereitete alles für die Aufzeichnung des Gesprächs vor. Ich nahm den Hörer ab.

»Lieutenant Lindsay Boxer«, sagte ich, nachdem ich mich kurz geräuspert hatte.

Die Frau sprudelte gleich drauf los, als ob sie mitten im Satz weitermachen würde, wo Chin sie unterbrochen hatte. Ihre Stimme klang erregt, nicht allzu gebildet. Der Akzent hörte sich nach Mittelwesten an.

»Ich hab ihr ja von Anfang an gesagt, der ist irgendwie nicht ganz sauber, dieser Schnösel. Er wär doch so klug, hat sie gemeint. *Klug*, dass ich nicht lache... Sie wollte es immer allen Recht machen, meine Michelle. Hat sich ständig ausnutzen lassen. Ich hab gesagt, ›Geh du nur auf die staatliche Schule, Mädchen. Dann kannst du alles werden, was du willst.‹«

»Der Name Ihrer Tochter ist Michelle?« Ich griff nach einem Kugelschreiber. »Ms...?«

»Fontieul. Ja, richtig, Michelle Fontieul heißt sie.«

Ich notierte mir den Namen. »So, und nun erzählen Sie mir doch einfach alles, was Sie wissen.«

»Ich hab ihn gesehen«, berichtete die Frau. »Ich hab den Kerl im Fernsehen gesehen. Den, hinter dem sie alle her sind. Meine Michelle ist mit dem zusammen. Natürlich hat er sich nicht Stephen genannt damals.

Wie hat sie am Telefon gesagt? Malcolm? Mal. Sie sind auf dem Weg nach Westen hier vorbeigekommen. Ich glaube, er war aus Portland oder Washington. Er hat sie in diese Protestgeschichten reingezogen. Ich hab ja nie richtig kapiert, worum es da eigentlich ging. Ich hab nur versucht, sie zu warnen.«

»Sind Sie sicher, dass das derselbe Mann war, den Sie im Fernsehen gesehen haben?«, hakte ich nach.

»Ganz sicher. Klar, die Haare hat er jetzt anders. Und 'nen Bart hat er damals auch nicht gehabt. Ich hab genau gewusst –«

Ich unterbrach sie. »Wann haben Sie das letzte Mal mit Ihrer Tochter gesprochen, Ms Fontieul?«

»Ich weiß nicht, das ist jetzt schätzungsweise drei Monate her. *Sie* rief halt mich immer an. Ich hatte nie 'ne Nummer von ihr. Aber das letzte Mal, da hat sie so komisch geklungen. Sie hat gesagt, jetzt würde sie endlich mal was wirklich Gutes tun. Und dann fängt sie plötzlich an und sagt, ich wär ihr eine gute Mutter gewesen. Und dass sie mich liebt und so. Ich hab nur gedacht, na ja, vielleicht hat sie sich ja von dem Typ 'n Kind machen lassen.«

Es passte alles. Es passte zu dem, was wir über Hardaway wussten, und zu der Beschreibung, die uns der Inhaber der KGB-Bar geliefert hatte.

»Haben Sie irgendeine Möglichkeit, Ihre Tochter zu erreichen? Eine Adresse?«

»Ich hatte mal 'ne Adresse; kann sein, dass es nur die von 'nem Bekannten war. So 'ne Postfach-Adresse. Michelle hat gemeint, wenn irgendwas Wichtiges wäre, könnte ich ihr dahin schreiben. Postfach drei-drei-drei-acht. Per Adresse Mail Boxes irgendwas, Broad Street, Oakland, Kalifornien.«

Ich schielte hinüber zu Chin; wir schrieben beide eifrig mit. Der Laden würde erst in ein paar Stunden aufmachen. Wir würden das FBI zu ihr nach Wisconsin schicken müssen, um ein Foto ihrer Tochter zu besorgen. Inzwischen bat ich sie um eine Beschreibung.

»Blond. Blaue Augen.« Die Frau zögerte. »Michelle war immer 'n hübsches Ding, das muss man ihr lassen. Ich weiß nicht, ob das richtig ist, was ich hier mache. Sie ist doch noch 'n halbes Kind, Lieutenant.« Ich dankte ihr für ihren Anruf. Und ich versprach ihr, dass ich dafür sorgen würde, dass ihre Tochter fair behandelt würde – falls sie in diese

Sache verwickelt war, woran ich allerdings keinerlei Zweifel hatte.

»Ich werde Sie jetzt noch mit einem anderen Officer verbinden«, sagte ich ihr, »aber vorher muss ich Ihnen noch eine letzte Frage stellen.« Mir war ein Gedanke gekommen – eine Erinnerung an den allerersten Tag.

»Hatte Ihre Tochter je irgendwelche Atembeschwerden?«

»Ja, klar«, antwortete sie prompt. »Sie hat von klein auf Asthma gehabt, Lieutenant. Musste ständig so 'ne Sprühdose bei sich haben, seit sie zehn war.«

Ich sah Chin durch die Scheibe an. »Ich glaube, wir haben gerade Wendy Raymore gefunden.«

Cindy Thomas nahm wie jeden Morgen den Market-Street-Bus zur Arbeit, doch heute quälte sie unentwegt die Vorahnung, dass sehr bald etwas Entscheidendes passieren würde. So oder so. August Spies hatte es versprochen.

Der Bus war an diesem Morgen brechend voll, es gab nur noch Stehplätze. Erst nach zwei Haltestellen konnte sie einen Sitzplatz ergattern. Sie nahm wie jeden Morgen ihren *Chronicle* heraus und überflog die Titelseite. Ein Foto von Bürgermeister Fiske, flankiert von Vizedirektor Molinari und Tracchio. Der G-8-Gipfel sollte wie geplant über die Bühne gehen. Cindys Artikel über die mögliche Verbindung zu Billy Danko war in der rechten Spalte über dem Falz.

Ein Mädchen mit kurzen, rot gefärbten Haaren, Latzhose und Häkelpulli schob sich dicht an ihr vorbei. Cindy blickte auf – irgendwie kam sie ihr bekannt vor. Das Mädchen hatte drei Ohrringe im linken Ohr und eine Spange in Form des Peace-Symbols der Sechzigerjahre in den Haaren. Hübsch, mit einem gewissen zerbrechlichen Charme.

Cindy warf ab und zu einen Blick aus dem Fenster auf die Läden in der Market Street, um ihre Haltestelle nicht zu verpassen. Der Mann neben ihr stieg an der Van Ness aus.

Das Mädchen mit der Latzhose zwängte sich auf den Platz neben ihr. Cindy lächelte und blätterte ihre Zeitung um. Noch mehr Artikel über die G-8-Affäre. Sie hatte den Eindruck, dass das Mädchen mit der Latzhose ihr beim Lesen über die Schulter schaute.

Dann fing sie Cindys Blick auf. »Sie werden nicht damit aufhören.« Cindy lächelte gezwungen. Nach Smalltalk war ihr vor acht Uhr morgens eher nicht zumute. Aber das Mädchen sah sie weiter unverwandt an.

»Sie werden nicht aufhören, Miss Thomas. *Ich hab's versucht.* Ich habe getan, was Sie gesagt haben, und hab's wirklich versucht.«

Cindy erstarrte. Die Zeit schien plötzlich stillzustehen.

Sie blickte dem Mädchen ins Gesicht. Sie war älter, als sie auf den ersten Blick wirkte – zirka Mitte zwanzig. Cindy wollte sie schon fragen, woher sie ihren Namen kannte, doch im selben Moment fiel es ihr wie

Schuppen von den Augen.

Das war die Frau, mit der sie per Internet kommuniziert hatte. Das war die Frau, die in den Mord an Jill verwickelt war. Das Kindermädchen – möglicherweise.

»Hören Sie mich an. Ich hab mich davongeschlichen; sie wissen nicht, dass ich hier bin. Es wird etwas Schreckliches passieren«, sagte das Mädchen. »Bei dem G-8-Treffen. Wieder eine Bombe. Wenn nicht gar *Schlimmeres*. Ich weiß nicht genau, wo, aber es wird eine große Sache. Die größte überhaupt. Eine Menge Leute werden sterben. Und *Sie* müssen jetzt versuchen, das zu verhindern.«

Jeder Muskel in Cindys Körper spannte sich an. Sie wusste nicht, was sie tun sollte. Das Mädchen packen, laut schreien, den Bus anhalten? Jeder Polizist, jeder FBI-Agent in der Stadt war hinter diesem Mädchen her. Aber irgendetwas hielt sie zurück. »Warum erzählen Sie mir das?«, fragte sie.

»Es tut mir Leid, Miss Thomas.« Das Mädchen berührte Cindys Arm. »Es tut mir Leid für sie alle. Eric, Caitlin. Diese Anwältin, Ihre Freundin. Ich weiß, wir haben schreckliche Dinge getan... Ich wünschte, ich könnte das alles ungeschehen machen. Aber das kann ich nicht.«

»Sie müssen sich stellen.« Cindy starzte sie an. Dann blickte sie nervös umher – der Gedanke, dass einer der anderen Passagiere sie hören könnte, versetzte sie in Panik. »Es ist vorbei. Die Polizei weiß, wer Sie sind.«

»Ich habe etwas für Sie.« Das Mädchen ignorierte ihr Flehen; stattdessen drückte sie Cindy einen zusammengefalteten Zettel in die Hand. »Ich weiß nicht, wie man das jetzt noch verhindern kann. Außer vielleicht so. Es ist besser, wenn ich bei ihnen bleibe. Nur für den Fall, dass die Pläne sich noch mal ändern.«

Der Bus hielt am Metro Civic Center. Cindy entfaltete den Zettel, den das Mädchen ihr gegeben hatte.

722 Seventh Street, Berkeley, las sie.

»O mein Gott«, stieß Cindy hervor. Das Mädchen hatte ihr verraten, wo sie sich versteckten.

Plötzlich stand das Mädchen auf und ging zur Tür, die sich mit einem Zischen öffnete.

»Sie können nicht dorthin zurück!«, schrie Cindy.

Das Mädchen sah sich nach ihr um, ging aber weiter.

»Warten Sie!«, rief Cindy. »Gehen Sie nicht dorthin zurück!«

Das Mädchen schien überrascht und verwirrt. Sie zögerte eine Sekunde.

»Es tut mir Leid«, las Cindy von ihren Lippen ab. »Ich muss es so machen.« Dann stieg sie rasch aus.

Cindy sprang auf, als die Türen sich schlossen; sie riss an der Schnur, rief dem Fahrer zu, er solle wieder aufmachen. Es war ein Notfall! Als sie endlich auf dem Gehsteig stand, war Michelle Fontieul bereits im frühmorgendlichen Gedränge untergetaucht.

Sofort griff Cindy nach dem Telefon und rief Lindsay an. »Ich weiß, wo sie sind! Ich habe eine Adresse.«

Fünfter Teil

96

Das größte Überfallkommando in der Geschichte der Stadt wurde um das heruntergekommene weiße Wohnhaus in der Seventh Street Nr. 722 in Berkeley zusammengezogen. SWAT-Einsatzkräfte aus San Francisco, Polizeitruppen aus Berkeley und Oakland, Agenten von FBI und DHS. Das gesamte Viertel wurde komplett abgesperrt, die Häuser in der Nachbarschaft eins nach dem anderen unauffällig evakuiert. Das Sprengkommando stand bereit; Rettungswagen waren vorgefahren. Vor zwanzig Minuten war ein grauer Chevy in die Einfahrt eingebogen. Es war jemand zu Hause.

Es gelang mir, mich in der Nähe von Molinari zu postieren, der in telefonischem Kontakt mit Washington stand. Ein Captain der Sondereinsatztruppen, Joe Szerbiak, hatte das Kommando.

»Wir gehen folgendermaßen vor«, sagte Molinari, der knapp dreißig Meter vom Haus entfernt hinter einem schwarzen Streifenwagen kniete. »Wir rufen *ein Mal* an. Sie sollen eine Chance bekommen, sich zu ergeben. Wenn nicht« – er nickte Szerbiak zu –, »sind Sie an der Reihe.« Der Plan war, Tränengaspatronen durch die Fenster zu schießen und so alle zum Verlassen des Hauses zu zwingen. Sollten sie *kalt* herauskommen, also freiwillig, dann würden wir sie überwältigen und abführen.

»Und wenn sie *heiß* rauskommen?«, fragte Joe Szerbiak und legte seine kugelsichere Weste um.

Molinari zuckte mit den Achseln. »Wenn sie rauskommen und gleich um sich schießen, dann müssen wir sie unschädlich machen.«

Der eine unwägbare Faktor bei der ganzen Operation war der Sprengstoff. Wir wussten, dass sie Bomben hatten. Alle hatten noch genau vor Augen, was sich vor zwei Tagen im Rincon Center abgespielt hatte.

Das Einsatzteam stand bereit. Mehrere Scharfschützen hatten Posten bezogen. Die Abordnung, die das Haus stürmen sollte, sammelte sich in

einem Panzerfahrzeug, bereit, jeden Moment in Aktion zu treten. Cindy Thomas war bei uns. Ein Mädchen, das zu denen da drin gehörte, vertraute ihr offenbar. Michelle. Die möglicherweise mit Wendy Raymore, dem Kindermädchen, identisch war.

Ich war nervös und aufgeregt. Ich wünschte, es wäre schon vorbei. Kein Blutvergießen mehr, einfach nur aus und vorbei.

»Glauben Sie, die wissen, dass wir hier draußen sind?« Tracchio betrachtete das Haus aus der Deckung eines Funkwagens heraus. »Wenn nicht«, erwiderte Molinari, »dann werden sie es gleich wissen.« Er sah Szerbiak an. »Captain«, sagte er und nickte ihm zu, »Sie können jetzt anrufen.«

Im Haus Nr. 722 Seventh Street drehten sie allmählich alle durch. Robert, der Veteran, hatte sich ein Automatikgewehr geschnappt und kauerte unter einem der vorderen Fenster, von wo aus er die Situation vor dem Haus zu überblicken versuchte. »Da draußen steht eine ganze Armee! Überall Cops, wohin man schaut!«

Julia schrie und gebärdete sich wie eine Wahnsinnige. »Ich hab euch doch gesagt, verschwindet aus meinem Haus! Ich hab euch gesagt, ihr sollt verschwinden!« Sie sah Mal an. »Was machen wir denn jetzt? *Was machen wir denn jetzt?*«

Mal wirkte ganz ruhig. Er trat ans Fenster und spähte durch den Vorhangschlitz. Dann ging er ins Nebenzimmer und kam mit einem schwarzen Rollkoffer zurück. »Was wir jetzt machen? Sterben vermutlich«, sagte er.

Michelles Herz schien tausendmal in der Sekunde zu schlagen. Jeden Moment konnte ein Trupp uniformierter, schwer bewaffneter Männer das Haus stürmen. Ein Teil von ihr war vor Angst wie gelähmt, ein Teil empfand Scham. Sie wusste, dass sie ihre Freunde im Stich gelassen hatte. Dass sie alles zunichte gemacht hatte, wofür sie gekämpft hatten. Aber sie hatte geholfen, Frauen und Kinder zu ermorden, und jetzt konnte sie vielleicht dem Töten ein Ende setzen.

Da klingelte plötzlich das Telefon. Alle erstarrten für einen Moment, die Augen auf den Apparat gerichtet. Das Läuten zerriss die Stille wie eine Alarmglocke.

»Geh dran«, sagte Robert zu Mal. »Du willst doch ständig der Boss sein. Geh schon dran.«

Mal ging auf das Telefon zu. Es läutete ein vierter, ein fünftes Mal. Endlich hob er ab.

Er hörte stumm zu. Seine Miene verriet weder Angst noch Überraschung. Dann nannte er ihnen sogar seinen Namen. »Stephen Hardaway«, sagte er stolz.

Wieder hörte er längere Zeit nur zu. »Ich habe Sie verstanden«, antwortete er schließlich. Er legte den Hörer auf die Gabel, schluckte trocken und blickte in die Runde. »Sie sagen, wir haben nur diese eine

Chance. Wer gehen will, sollte es lieber gleich tun.«

Es war totenstill im Zimmer. Robert hockte am Fenster, Julia hatte den Rücken an die Wand gepresst. Mal schien nun doch geschockt und wusste keine Antwort mehr. Michelle hätte am liebsten laut herausgeschrien, dass sie das alles ihr zu verdanken hatten.

»Also, mich kriegen die jedenfalls nicht«, sagte Robert. Er nahm sein Automatikgewehr und ging rückwärts zur Küchentür, ohne den Blick von dem Van in der Einfahrt zu wenden.

Er zwinkerte ihnen zu – eine Art stummer Abschiedsgruß. Dann riss er die Tür auf und stürmte aus dem Haus.

Als er noch etwa einen Meter von dem Wagen entfernt war, hob er die Waffe und gab einen langen Feuerstoß in Richtung des Einsatzteams ab. Gleich darauf knallte es zweimal kurz und trocken. Nur zweimal. Robert blieb abrupt stehen und wirbelte herum. Seine Miene drückte ungläubiges Erstaunen aus. Zwei leuchtend rote Flecke breiteten sich auf seiner Brust aus.

»Robert!«, schrie Julia. Mit dem Kolben ihres Gewehrs schlug sie die Scheibe ein und begann wild zu feuern. Dann wurde sie nach hinten geschleudert und rührte sich nicht mehr.

Plötzlich kam ein schwarzer Metallbehälter durch das Fenster geflogen. Gas trat aus. Dann der nächste Kanister. Eine Wolke von beißendem, bitterem Rauch hüllte sie ein und krallte sich in Michelles Lungen.

»Oh, Mal«, schrie sie. Sie sah ihn an. Er stand ruhig da, alle Furcht war aus seinem Gesicht gewichen.

In der Hand hielt er ein schnurloses Telefon.

»Ich gehe da nicht raus«, sagte er.

»Ich auch nicht.« Sie schüttelte den Kopf.

»Du bist wirklich ein tapferes kleines Mädchen.« Mal lächelte.

Sie sah ihm zu, wie er eine vierstellige Nummer eintippte. Eine Sekunde später hörte sie einen Klingelton. Er kam aus dem Koffer.

Dann ein zweites Läuten.

Ein drittes...

»Du weißt ja« – Mal atmete durch – »kein Saft, keine Kraft. Nicht wahr, Michelle?«

Als das Haus in die Luft flog, gingen wir hinter einem schwarzweißen Streifenwagen in Deckung, keine hundert Meter vom Explosionsort entfernt.

Grelle orangefarbene Stichflammen schossen aus den zersprungenen Fenstern, dann schien das ganze Haus sich vom Fundament abzuheben, während eine Feuerwolke durchs Dach schlug und alles in Stücke riss. »Runter!«, schrie Molinari. »Alles auf den Boden!«

Die Druckwelle warf uns zurück. Ich riss Cindy, die direkt neben mir gestanden hatte, mit zu Boden und schirmte sie mit meinem Körper vor der Gewalt der Explosion und den umherfliegenden Trümmern ab.

Wir lagen reglos da, während ein glühend heißer Luftstoß über uns hinwegstrich. Hier und da ertönten Schreie: »Scheiße!« – »Ist dir was passiert?«

Langsam rappelten wir uns auf. »O Gott«, stöhnte Cindy.

Wo noch vor einer Sekunde ein mit weißen Schindeln verkleidetes Haus gestanden hatte, war jetzt nur Rauch, Feuer und ein Haufen Trümmer, umgeben von Mauerresten.

»Michelle«, stammelte Cindy. »Komm schon, Michelle.«

Wir sahen, wie ein Windstoß durch die Ruine fuhr und das Feuer erneut anfachte. Niemand kam heraus. Kein Mensch konnte eine solche Explosion überlebt haben.

Sirenengeheul setzte ein. Hektische Funksprüche gingen hin und her. Ich hörte Polizisten in ihre Walkie-Talkies schreien: »Schwere Explosion in der Seventh Street, Hausnummer sieben-zwo-zwo...«

»Vielleicht war sie ja nicht drin.« Cindy schüttelte den Kopf; sie konnte den Blick nicht von dem ausgebombten Haus wenden.

Ich nahm sie in den Arm. »Diese Leute haben Jill ermordet, Cindy.«

Später, nachdem die Feuerwehr die Flammen gelöscht hatte und die Sanitäter zwischen den rauchenden Aschehaufen umhergingen, um die verkohlten Leichen zu kennzeichnen, machte ich mich ebenfalls daran, die Trümmer nach Spuren zu durchsuchen.

War es jetzt ausgestanden? War die Bedrohung vorüber? Wie viele waren im Haus gewesen? Ich wusste es nicht. Dem Augenschein nach

vier oder fünf. Hardaway war vermutlich tot. War Charles Danko auch im Haus gewesen? August Spies?

Claire war inzwischen eingetroffen. Sie beugte sich über die mit Planen bedeckten Leichen, doch die Überreste waren fast bis zur Unkenntlichkeit verbrannt.

»Ich suche nach einem männlichen Weißen, ungefähr fünfzig Jahre alt«, erklärte ich ihr.

»Das Einzige, was ich zu diesem Zeitpunkt sagen kann, ist, dass es offenbar vier Personen waren«, erwiderte sie. »Der Schwarze, der in der Einfahrt erschossen wurde, und noch drei im Haus. Zwei davon Frauen, Lindsay.«

Joe Molinari kam auf mich zu. Er hatte gerade Washington über die Ereignisse informiert. »Bist du okay?«, fragte er.

»Es ist noch nicht vorbei«, sagte ich und deutete mit einem Kopfnicken auf die mit Schildern gekennzeichneten Leichen.

»Danko?« Er zuckte mit den Achseln. »Das werden die Gerichtsmediziner uns sagen müssen. Jedenfalls ist sein Netzwerk zerschlagen, seine Zelle. Und die Bombe ist auch weg. Was kann er jetzt noch ausrichten?«

Plötzlich entdeckte ich etwas in den Trümmern – eine Haarspange. Sie sah irgendwie merkwürdig aus. Ich bückte mich und hob sie auf.

»Die Stimme des Volkes soll gehört werden«, sagte ich zu Molinari und hielt ihm die Spange hin.

Sie hatte die Form eines Peace-Symbols.

Charles Danko streifte ziellos durch die Straßen von San Francisco. Er dachte an das, was gerade in Berkeley passiert war, wo seine Freunde ihr Leben für die Sache gelassen hatten, wo sie den Märtyrertod gestorben waren, genau wie William damals vor so vielen Jahren.

Ich könnte eine Menge Leute umbringen. Gleich hier, auf der Stelle.
Er wusste, er könnte ungehindert wüten, und es würde Stunden dauern, bis sie ihn erwischten, vielleicht sogar länger, wenn er es schlau anstellte, wenn er überlegt vorging – wie ein professioneller Killer.

Du bist tot, du geschniegelter junger Business-Typ mit deinem teuer aussehenden Schwarz-auf-Schwarz-Outfit!

Und du auch, du blonde Modetussi!

Du. Und du. Du! Du! Und ihr vier Witzfiguren, euch wird das Rumblödeln ebenfalls ganz schnell vergehen!

Gott, wie leicht es wäre, seiner Wut freien Lauf zu lassen.

Die Polizei und das FBI, deren Aufgabe es doch war, die Bürger zu »schützen«, hatten kläglich versagt.

Sie hatten nichts, aber auch gar nichts verstanden.

Sie begriffen nicht, dass es bei dieser Sache um Gerechtigkeit und Rache zugleich gehen konnte. Die beiden Konzepte waren absolut vereinbar, sie konnten durchaus Hand in Hand gehen. Er trat in die Fußstapfen seines Bruders William, hielt den großen, idealistischen Traum seines gefallenen Bruders hoch, und zur selben Zeit rächte er William. Zwei Ziele waren besser als eines. Doppelte Motivation – und doppelter Zorn. Die Gesichter, die an ihm vorüberzogen, die teuren Klamotten, die absurden Läden, all das begann vor seinen Augen zu verschwimmen. Sie waren alle schuldig. Das ganze Land war schuldig.

Aber sie begriffen es nicht. Noch nicht.

Der Krieg tobte hier, mitten in ihrer Stadt, deren Straßen mit Gold gepflastert waren – und er würde nicht so bald wieder aufhören.

Niemand konnte ihn mehr stoppen. Es würde immer neue Soldaten geben.

Er selbst war schließlich auch nur ein Soldat.

An einer Telefonzelle blieb er stehen und machte zwei Anrufe.

Die erste Nummer gehörte einem Mitsoldaten.

Die zweite seinem Mentor; dem Mann, der an alles gedacht hatte – auch daran, wie er ihn, Danko, benutzen konnte.

Charles Danko hatte seine Entscheidung getroffen: Die morgige Aktion würde wie geplant über die Bühne gehen.

Es hatte sich nichts geändert.

Am nächsten Tag sollten die G-8-Gespräche wie ursprünglich geplant beginnen. Die Hardliner und Falken in Washington wollten es so, und ihr Wille würde geschehen.

Eröffnet werden sollte das Treffen am Abend mit einem Empfang im Rodinsaal des Museums im Legion-of-Honor-Palast, mit Blick auf die Golden Gate Bridge.

Gastgeber des Abends würde Eldridge Neal sein, einer der angesehensten Afroamerikaner im ganzen Land und unser amtierender Vizepräsident. Jeder verfügbare Uniformierte war zu Sicherheitsaufgaben an den Konferenzorten und entlang der Verbindungsstraßen eingeteilt. Jeder Ausweis würde dreifach überprüft werden, jeder Abfalleimer und jeder Lüftungsschacht von Sprengstoffhunden beschnüffelt.

Aber Danko lief noch immer frei herum.

Und Carl Danko war noch immer die einzige Verbindung zu seinem Sohn, die ich hatte.

So fuhr ich also ein zweites Mal nach Sacramento, während das ganze restliche Department sich auf die G-8-Feierlichkeiten vorbereitete. Carl Danko schien überrascht, mich so bald wieder zu sehen. »Ich hätte ja eher gedacht, dass Sie heute irgendeinen Orden ans Revers geheftet kriegen. Aber für Sie und Ihre Leute ist es wohl schon reine Routine, junge Leute umzubringen. Also, warum sind Sie hier?«

»Wegen Ihres Sohnes«, sagte ich.

»Mein Sohn ist *tot*.«

Dennoch ließ Danko mich ein, wenn auch schwer seufzend. Ich folgte ihm in sein kleines Wohnzimmer. Im Kamin brannte ein Feuer. Er kniete sich davor und stocherte mit dem Schürhaken darin herum; dann nahm er in einem Sessel Platz.

»Wie ich Ihnen schon beim letzten Mal sagte – der passende Zeitpunkt, über William zu sprechen, wäre vor dreißig Jahren gewesen.«

»Nicht Billy«, erwiderte ich. »Charles.«

Danko schien zu zögern. »Ich habe den FBI-Leuten doch schon gesagt

—«

»Wir wissen Bescheid«, unterbrach ich ihn. »Wir kennen sein Strafregister, Mr Danko. Und wir wissen, dass er nicht tot ist.«

»Ihr Typen könnt es einfach nicht lassen, wie?«, knurrte der alte Mann.

»Zuerst William, und jetzt Charlie. Gehen Sie und kassieren Sie Ihre Orden, Lieutenant. Sie haben Ihre Mörder geschnappt. Was fällt Ihnen ein, hier aufzukreuzen und zu behaupten, Charlie sei noch am Leben?«

»George Bengosian«, entgegnete ich.

»Wer?«

»George Bengosian. Das zweite Opfer. Er kannte Billy, als sie zusammen in Berkeley waren. Mehr noch, Mr Danko. Er war derjenige, der Ihren Sohn an die Polizei verraten hat.«

Danko rutschte unruhig in seinem Sessel hin und her. »Was soll das denn heißen?«

»Und Frank Seymour? Er wurde vor ein paar Tagen bei der Explosion im Rincon Center getötet. Seymour war FBI-Agent und hatte das Kommando bei der Razzia in der Hope Street, bei der Ihr Sohn getötet wurde. Charles ist irgendwo da draußen und bringt unschuldige Menschen um, Mr Danko. Ich glaube, dass er wahnsinnig geworden ist. Und ich vermute, dass Sie das ebenso glauben.«

Der alte Mann atmete tief durch. Er starrte in die Flammen, dann stand er auf und ging zu seinem Schreibtisch. Aus einer unteren Schublade nahm er ein Bündel Briefe, die er vor mich auf den Couchtisch warf.

»Ich habe nicht gelogen. Für mich *war* mein Sohn tot und begraben. *Ein Mal* habe ich ihn gesehen in den letzten dreißig Jahren, fünf Minuten an einer Straßenecke in Seattle. Vor ein paar Jahren bekam ich dann den ersten von diesen Briefen. Seitdem kommt jedes Jahr einer, regelmäßig um meinen Geburtstag herum.«

Mein Gott, ich hatte die ganze Zeit richtig gelegen. Charles Danko lebte noch...

Ich nahm die Briefe und begann sie durchzusehen.

Der alte Mann zuckte mit den Achseln. »Ich nehme an, er ist inzwischen Dozent am College oder so was.«

Ich sah mir die Umschläge an – kein Absender. Aber die letzten vier waren im Norden abgestempelt. Genauer gesagt, in Portland, Oregon.

Der letzte erst am 7. Januar – vor vier Monaten.

Portland.

Ein Gedanke schoss mir durch den Kopf. Das konnte kein Zufall sein. Stephen Hardaway war in Portland aufs College gegangen. Reed College. Ich sah den Alten durchdringend an. »Sie sagten, er ist Dozent? Wo denn?«

Er schüttelte den Kopf. »Weiß ich nicht.«

Aber *ich* wusste es. Ich wusste es plötzlich mit unausweichlicher Gewissheit.

Danko war am Reed College. Die ganze Zeit war er dort Dozent gewesen.

So hatten er und Stephen Hardaway sich kennen gelernt.

Ich ließ mich mit Molinari verbinden, der schon im Museum war. Der Empfang des Vizepräsidenten würde in weniger als zwei Stunden beginnen.

Der G-8-Gipfel war eröffnet.

»Ich glaube, ich weiß, wo Danko ist«, bellte ich in den Hörer. »Er ist am Reed College in Portland. Als Dozent. Joe, Danko ist da, wo Stephen Hardaway studiert hat. Es passt genau.«

Molinari antwortete, er würde ein FBI-Team zum College schicken, während ich nach San Francisco zurückfuhr. Die ganze Strecke über ließ ich das Blaulicht und die Sirene eingeschaltet. Südlich von Vallejo hielt ich es nicht länger aus. Ich ließ mich mit dem Reed College verbinden. Nachdem ich mich identifiziert hatte, wurde ich zum Studiendekan durchgestellt, einem gewissen Michael Picotte. Die FBI-Agenten vom Büro Portland trafen gerade ein, als ich ihn an den Apparat bekam.

»Wir müssen dringend einen Ihrer Dozenten ausfindig machen. Es handelt sich um einen Notfall«, erklärte ich dem Dekan. »Ich kann Ihnen weder einen Namen noch eine Beschreibung geben. Sein *wirklicher* Name ist Charles Danko. Er müsste um die fünfzig sein.«

»D-Danko?«, stammelte Picotte. »Es gibt hier am College niemanden namens Danko. Wir haben etliche Professoren in den Fünfzigern, mich selbst eingeschlossen.«

Ich verlor rapide die Nerven und die Geduld. »Haben Sie ein Faxgerät?«, fragte ich. »Können Sie mir eine Faxnummer geben?«

Ich rief im Büro an, ließ mir Lorraine geben und bat sie, das Fahndungsfoto von Charles Danko aus den Siebzigerjahren herauszusuchen. Eventuell hatte er sich ja nicht allzu sehr verändert. Dekan Picotte bat mich zu warten, während das Fax übermittelt wurde. Ich war kurz vor der Bay Bridge; bis zum Flughafen San Francisco International waren es nur rund zwanzig Minuten. Ich könnte selbst nach Portland fliegen, dachte ich. Vielleicht sollte ich in ein Flugzeug steigen und mich auf dem schnellsten Weg nach Reed begeben.

»Okay, ich habe es hier«, meldete der Dekan sich zurück. »Das ist ja ein Fahndungsplakat...«

»Sehen Sie es sich ganz genau an«, sagte ich. »Kommt Ihnen das Gesicht bekannt vor?«

»Mein Gott...« Dem Dekan schien es die Sprache zu verschlagen.

»Wer ist es? Ich brauche einen Namen!«, schrie ich in den Hörer. Ich spürte, dass Picotte zögerte. Er würde vermutlich einen Kollegen ans Messer liefern, oder gar einen Freund.

Ich hatte die Brücke überquert und bog in die Harrison Street ein.

»Dekan Picotte, bitte... Ich brauche einen Namen! Es stehen Menschenleben auf dem Spiel!«

»Stanzer«, sagte der Dekan schließlich. »Er sieht aus wie Jeffrey Stanzer. Ich bin mir fast sicher.«

Ich zog einen Stift aus der Tasche und notierte mir hastig den Namen. Jeffrey Stanzer. Stanzer war Danko!

Danko war August Spies. Und er war immer noch auf freiem Fuß.

»Wo kann ich ihn finden?«, fragte ich. »Die Agenten des FBI sind schon auf dem College-Gelände. Wir brauchen sofort einen Adresse von Stanzer.«

Picotte zögerte erneut. »Professor Stanzer ist ein angesehenes Mitglied unseres Lehrkörpers...«

Ich bremste und fuhr rechts ran. »Sie müssen uns genaue Angaben zu Jeffrey Stanzers Aufenthaltsort liefern. Es handelt sich um Ermittlungen in einem Mordfall! Stanzer ist ein Mörder. Und er wird wieder töten.« Der Dekan atmete hörbar aus. »Sie sagten, Sie rufen aus San Francisco an?«

»Ja.«

Eine Pause. »Er ist dort bei Ihnen ... Jeffrey Stanzer ist einer der Redner beim G-8-Treffen. Ich glaube, der Vortrag ist für heute Abend angesetzt.«

Um Himmels willen – Danko würde sie alle umbringen!

Charles Danko stand im grellen Scheinwerferlicht vor dem Museumseingang, und jeder Nerv in seinem Körper vibrierte vor gespannter Erwartung. Heute war *sein* Tag. In wenigen Stunden würde er eine Berühmtheit sein, und mit ihm sein Bruder William.

Alle, die ihn zu kennen glaubten, wären überrascht zu erfahren, dass er heute Abend hier in San Francisco auf der Rednerliste stand. Jeffrey Stanzer hatte über Jahre hinweg das zurückgezogene Leben eines Akademikers geführt und bewusst das Licht der Öffentlichkeit gemieden. Und den langen Arm des Gesetzes.

Aber heute Abend würde er etwas viel Kühneres vollbringen, als einfach nur eine langweilige Rede zu halten. All die Theorien und Analysen waren in diesem Moment ohne Bedeutung. Heute Abend würde er die Geschichte umschreiben.

Jeder Cop in San Francisco war hinter ihm her – hinter ihm, August Spies. Und der Witz war, dass sie ihn selbst hineinließen – durch den Vordereingang!

Plötzlich durchzuckte es ihn eiskalt. Er presste die Aktentasche fest an seinen verknitterten Smoking. In der Tasche war seine Rede, eine Analyse der Auswirkungen von ausländischen Kapitalinvestitionen auf Arbeitsmärkte in der Dritten Welt. Sein Lebenswerk, hätte manch einer gesagt. Aber was wussten sie denn schon über ihn? Gar nichts wussten sie. Sie kannten noch nicht einmal seinen Namen.

Weiter vorne durchsuchte Sicherheitspersonal in Smokings und Abendgarderobe die Taschen von Ökonomen und Botschaftergattinnen – jener Sorte aufgeblasener, selbstsüchtiger Funktionäre, wie sie stets in Scharen zu solchen Veranstaltungen pilgerten.

Ich könnte sie alle umbringen, dachte er. *Und warum auch nicht?* Sie waren gekommen, um die Welt unter sich aufzuteilen, ihren ökonomischen Daumenabdruck auf jenen zu hinterlassen, die nicht mithalten konnten, die sich nicht einmal wehren konnten. *Blutsauger*, dachte er. *Häßliche, verabscheuungswürdige Kreaturen. Jeder Einzelne hier hat den Tod verdient* Genau wie Lightower und Bengosian. Die Schlange schob sich an einem Abguss von Rodins »Denker« vorbei.

Erneut durchzuckte ihn ein nervöser Schauer. Dann endlich konnte Danko einer attraktiven Frau in schwarzem Abendkleid seine spezielle VIP-Einladung reichen. Vermutlich FBI. Sicher hatte sie unter ihrem Kleid eine Glock umgeschnallt. *Mannweiber*, dachte Danko.

»Guten Abend, Sir«, sagte sie und strich seinen Namen in einer Liste durch. »Entschuldigen Sie bitte, dass wir Ihnen solche Umstände bereiten, Professor Stanzer, aber dürfte ich Sie vielleicht bitten, mir Ihre Tasche zu Sicherheitsüberprüfung zu geben.«

»Natürlich. Es ist aber bloß meine Rede«, erwiderte Danko, während er ihr die Aktentasche reichte und dabei lächelte wie irgendein nervöser Akademiker. Er hob die Arme, als ein anderer Sicherheitsbediensteter einen Metalldetektor an seinem Körper entlangführte.

Der Wachmann griff in Dankos Jackett und tastete nach einem Gegenstand. »Was ist das?«, fragte er. Danko zog einen kleinen Plastikbehälter hervor. Er war mit einem Apothekenetikett und einem auf ihn ausgestellten Rezept versehen. Dieser Behälter war Stephen Hardaways letztes Meisterwerk. Armer Stephen. Und arme Julia, Robert, Michelle. Alles Soldaten. *Genau wie er*.

»Gegen mein Asthma«, sagte Danko. Er hustelte und deutete auf seine Brust. »Proventil. Brauche ich immer vor einer Rede. Ich habe sogar noch eine Ersatzflasche.«

Der Wachmann betrachtete den Behälter eingehend. Das machte ja richtig Spaß. Er und Stephen hatten den Behälter perfektioniert. Wer brauchte noch Gewehre und Bomben, wenn er den ganze Terror dieser Welt hier in der Hand hielt?

William würde stolz sein!

»Sie können hineingehen.« Der Wachmann winkte Charles Danko endlich durch. »Ich wünsche Ihnen einen schönen Abend.«

»Oh, den werde ich sicher haben.«

Ich gab meinem Explorer die Sporen. Auf der Van Ness ignorierte ich die rote Ampel und bog mit quietschenden Reifen in die Geary Street ab. Der Palast der Legion of Honor war draußen in Lands End. Selbst bei freier Fahrt waren es noch zehn Minuten.

Ich wählte Molinaris Nummer. Sein Handy nahm den Anruf nicht an. Dann versuchte ich den Chef zu erreichen. Einer seiner Assistenten meldete sich und sagte, Tracchio sei irgendwo in der Menge. »Der Vizepräsident betritt jeden Moment den Raum«, sagte er. »Da ist er schon.«

»*Hören Sie mich an!*«, rief ich, während ich mit heulender Sirene durch den Verkehr pflügte, der sich vor mir teilte. »Ich will, dass Sie sich auf der Stelle Tracchio oder Molinari greifen, egal wen Sie zuerst finden. Dann halten Sie ihm das Telefon ans Ohr. *Das ist ein nationaler Notstand!* Und es ist mir scheißegal, mit wem er sich gerade unterhält! Los, machen Sie schon!«

Mein Blick ging zur Uhr am Armaturenbrett. Jeden Moment konnte eine Bombe hochgehen. Und wir hatten nichts als ein dreißig Jahre altes Foto, um Charles Danko zu identifizieren. Ich war mir selbst nicht sicher, ob ich ihn in der Menge erkennen würde.

Eine Minute verstrich quälend langsam. Dann knackte es in meinem Telefon, und ich hörte eine Stimme. Molinari. Endlich.

»Joe«, sagte ich, »hör mir einfach nur zu. Charles Danko ist dort im Museum! In diesem Moment! Er benutzt den Namen Jeffrey Stanzer. Er ist einer der Redner bei der Konferenz. Ich bin in zirka drei Minuten dort. Schnappt ihn euch, Joe!«

Rasch klärten wir ab, welche Vor- oder Nachteile es hätte, den Saal sofort zu räumen oder irgendeine Warnung durchsagen zu lassen und dabei Stanzers Namen zu nennen. Molinari entschied sich dagegen. Beim ersten Anzeichen eines Alarms würde Danko womöglich beschließen, sofort loszuschlagen – und in die Tat umzusetzen, was immer er geplant haben mochte.

Endlich bog ich in die Thirty-Forth ein und raste durch den Park und den Berg hinauf zum Museum. Der Park war von Demonstranten gesäumt.

Dann stieß ich auf eine Straßensperre.

Streifenpolizisten überprüften die Ausweise. Ich ließ das Fahrerfenster herunter, hielt meine Marke hinaus und drückte aus Leibeskräften auf die Hupe.

Es gelang mir, den Wagen über den mit Luxuslimousinen und Streifenwagen zugeparkten Weg bis hinauf zur Auffahrt vor dem Haupteingang des Museums zu manövriren. Vor dem Torbogen mit den klassischen Säulen ließ ich den Explorer stehen und rannte los.

Pausenlos standen mir irgendwelche FBI-Agenten mit Funkgeräten am Ohr im Weg. Ich hielt meine Marke hoch. »*Lassen Sie mich durch!*« Endlich hatte ich mich ins Hauptgebäude durchgekämpft. Die Säle waren voller Menschen – Staatsmänner, Würdenträger.

Ich entdeckte Molinari, der gerade über Funk Anweisungen durchgab, und rannte auf ihn zu. »Er ist hier«, sagte er. »Auf der Gästeliste ist sein Name abgehakt. Er ist schon drin.«

Überall wimmelte es von Botschaftern, Kabinettsmitgliedern und Wirtschaftskapitänen, die in Grüppchen beisammenstanden, sich unterhielten und Champagner nippten. Und jeden Augenblick konnte eine Bombe hochgehen. Der Vizepräsident wurde schon in Sicherheit gebracht, aber Charles Danko konnte überall sein. Gott allein wusste, was er im Schilde führte. Und wir – wir wussten noch nicht einmal, wie der Mann heute aussah.

Molinari drückte mir ein Walkie-Talkie in die Hand, das auf seine Frequenz eingestellt war. »Ich habe das Fahndungsfoto. Ich gehe nach links. Bleib in Verbindung mit mir, Lindsay. Keine Heldenataten heute Abend!« Ich begann mich durch die Schar der Gäste zu schlängeln. Dabei rief ich mir das dreißig Jahre alte Porträt von Danko ins Gedächtnis und legte es im Geiste über jedes Gesicht, in das ich spähte. Ich wünschte, ich hätte den Dekan von Reed College um eine aktuelle Beschreibung gebeten. Aber es war alles viel zu schnell gegangen. Es ging immer noch viel zu schnell.

Wo bist du, Danko, du Hurensohn?

»Ich suche gerade die Haupthalle ab«, sagte ich in das Sprechfunkgerät.

»Ich sehe ihn nirgends.«

»Ich bin hier im Nebenflügel«, antwortete Molinari. »Bis jetzt nichts. Aber er ist mit Sicherheit hier.«

Ich fixierte jedes Gesicht eingehend. Unser einziger Vorteil war: Er wusste nicht, dass wir von ihm wussten. Ein paar FBI-Agenten eskortierten einzelne Personen unauffällig Richtung Ausgang. Wir durften keine Panik auslösen und uns so verraten.

Aber ich konnte ihn nirgendwo entdecken. Wo war Danko? Was hatte er heute Abend vor? Es musste eine große Sache sein – er war schließlich persönlich gekommen.

»Ich gehe jetzt weiter in den Rodin-Saal«, meldete ich Molinari. Um mich herum standen die großen, weltbekannten Bronzeskulpturen auf Marmorsockeln, umringt von Menschen, die Champagnergläser in den Händen hielten. Ich näherte mich einer Ansammlung von Gästen, die mit erwartungsvollen Mienen vor einer der Statuen standen.

»Was gibt es denn hier Besonderes?«, fragte ich eine Frau in einem schwarzen Abendkleid.

»Der Vizepräsident«, flüsterte sie mir zu. »Er soll jeden Moment hier sein.« Der Vizepräsident war in aller Eile weggebracht worden, aber niemand hatte diese Gäste darüber informiert. Diese Leute warteten darauf, ihm vorgestellt zu werden. Ob Danko auch unter ihnen war? Ich musterte die Gesichter in der Schlange, eins nach dem anderen. Ich sah einen großen, dünnen Mann mit schütterem Haar. Hohe Stirn, stechender Blick aus eng stehenden Augen. Eine Hand in der Jackentasche. Mir wurde eiskalt ums Herz.

Ich sah die Ähnlichkeit mit dem Foto von vor dreißig Jahren. Die Gäste, die zwischen ihm und mir umhergingen, versperrten mir die Sicht. Aber es war kein Zweifel möglich – Charles Danko war das Ebenbild seines Vaters.

Ich wandte mich ab und sprach in mein Walkie-Talkie. »Ich habe ihn gefunden! Er ist hier, Joe!«

Danko stand in der Reihe der Gäste, die darauf warteten, dem Vizepräsidenten die Hand zu schütteln. Mein Herz schlug wie wild. Er hatte die linke Hand nach wie vor in der Jackentasche. Hielt er eventuell eine Zündvorrichtung umfasst? Wie hatte er sie hier hineingeschmuggelt?

»Ich bin im Rodin-Saal, Joe. Ich sehe ihn in diesem Moment.«

»Bleib, wo du bist«, antwortete Molinari. »Ich komme sofort. Geh nur kein Risiko ein.«

Plötzlich schaute Danko in meine Richtung. Ich wusste nicht, ob er mich in der Fernsehberichterstattung über die Ermittlung gesehen hatte, oder ob er mir die Polizistin ganz einfach an der Nase ansah, aber irgendwie schien er Bescheid zu wissen. Unsere Blicke trafen sich.

Ich sah, wie er aus der Schlange heraustrat, ohne den Blick von mir zu wenden.

Sofort ging ich einen Schritt auf ihn zu. Ich schlug die Jacke zurück, um meine Waffe zu ziehen, doch mindestens ein Dutzend Menschen blockierten meinen Weg. Ich musste mich hindurchkämpfen. Nur für eine Sekunde verlor ich Danko aus den Augen. Nicht länger.

Als die Lücke sich wieder auftat, war Danko nicht mehr da. Das Weiße Kaninchen war wieder einmal untergetaucht.

Ich bahnte mir einen Weg zu der Stelle, wo er vor wenigen Sekunden noch gestanden hatte. *Weg!* Ich suchte den Raum ab. »Ich habe ihn verloren!«, zischte ich in das Walkie-Talkie. »Er muss in der Menge untergetaucht sein. Dieses Schwein!« Ich war wütend auf mich selbst, obwohl es dafür eigentlich keinen Grund gab.

Ich konnte Charles Danko nirgendwo entdecken. Alle Männer trugen Smoking, alle sahen irgendwie gleich aus. Und alle diese Menschen waren in Gefahr – wahrscheinlich sogar in Lebensgefahr.

Mit gezückter Dienstmarke schob ich mich an einem Posten vorbei und lief einen langen Korridor entlang, der zum gesperrten Teil des Museums führte. Keine Spur von Danko. Ich rannte zurück zum großen Festsaal und stieß fast mit Molinari zusammen.

»Er ist hier. Ich weiß es genau, Joe. Das ist sein großer Augenblick.« Molinari nickte und gab per Funk durch, dass niemand das Gebäude verlassen dürfe, unter keinen Umständen. Ich dachte nur: Wenn hier ein Sprengsatz explodiert, mitten unter all diesen Menschen – das wird ein einziges Blutbad. Ich werde ebenfalls sterben. Und Molinari. Das wird noch schlimmer als die Bombe im Rincon Center.

Wo bist du, Danko?

Und dann sah ich ihn plötzlich wieder. Glaubte ich jedenfalls. Ich zeigte auf einen groß gewachsenen Mann mit schütterem Haar, der sich in Schlangenlinien von uns weg bewegte und ständig in der Menge unterzutauchen versuchte. »Das ist er! – Danko!«, schrie ich und riss die Glock aus meinem Schulterholster. »Stehen bleiben, Danko!«

Die Menge teilte sich gerade so weit, dass ich sehen konnte, wie er eine Hand aus der Jackentasche zog. Wieder fing er meinen Blick auf – und dann lächelte er plötzlich. Verdammt, was hatte er da?

»Polizei!«, rief Molinari. »Alle hinlegen!«

Charles Danko hielt etwas in der geschlossenen Hand. Ich konnte nicht erkennen, ob es eine Waffe war – oder vielleicht eine Zündvorrichtung. Und dann sah ich ihn – den kleinen Plastikbehälter in seiner Hand. Was zum Teufel war das? Er hob den Arm, und ich stürzte mich auf ihn. Es blieb mir keine andere Wahl.

Sekunden später kollidierte ich mit Charles Danko und packte seinen Arm. Ich hoffte, er würde den Behälter fallen lassen. Dann umklammerte ich seine Hand und versuchte verzweifelt, seinen Griff zu lösen – vergebens. Er ließ nicht locker.

Ich hörte ihn vor Schmerzen aufstöhnen – und sah, wie er den Behälter gegen mich richtete. Direkt in mein Gesicht.

Molinari hatte Danko von der anderen Seite gepackt und versuchte gleichzeitig, ihn niederzuringen. »Bring dich in Sicherheit!«, hörte ich ihn rufen. Der Behälter zeigte jetzt in eine andere Richtung – auf Molinari. Alles geschah ungeheuer schnell, innerhalb weniger Sekunden. Ich ließ Danko nicht los. Ich hatte ihn fest im Griff und versuchte ihm den Arm zu brechen.

Es gelang ihm, sich zu mir umzudrehen, und unsere Blicke trafen sich. Nie hatte ich solchen Hass, solche Kälte in den Augen eines Menschen gesehen. »Du Schwein!«, schrie ich ihm ins Gesicht. »Das ist für Jill!« In dieser Sekunde drückte ich den Hebel des Behälters nieder.

Ein feiner Nebel spritzte ihm ins Gesicht. Aus nächster Nähe. Danko hustete und rang nach Luft. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer grässlichen Maske. Inzwischen waren weitere Agenten herbeigeeilt und packten ihn. Sie zerrten ihn von mir weg.

Danko atmete schwer. Er hustete heftig, als könnte er das Gift wieder aus seinen Lungen ausstoßen.

»Es ist vorbei«, stieß ich atemlos hervor. »Aus und vorbei. Du hast das Spiel *verloren*, du Mistkerl.«

Seine Augen lächelten abwesend. Er winkte mich zu sich. »Es wird niemals vorbei sein, ihr Narren. Es wird immer neue Soldaten geben.« In diesem Augenblick hörte ich Schüsse, und ich begriff, dass er mich tatsächlich zum Narren gehalten hatte.

Wir stürzten hinaus in den Innenhof, woher die Schüsse gekommen waren. Joe Molinari und ich bahnten uns einen Weg durch die Menge. Stummes Entsetzen stand in den Gesichtern der Menschen; manche hatten zu weinen begonnen.

Ich konnte nicht erkennen, was passiert war – und dann sah ich es schließlich. Und wünschte, ich hätte es nicht gesehen.

Eldridge Neal lag auf dem Rücken; ein roter Fleck breitete sich langsam auf seiner weißen Hemdbrust aus. Jemand hatte auf den Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten geschossen. Mein Gott – nicht schon wieder eine solche nationale Tragödie.

Geheimdienstagenten hielten eine Frau fest; sie konnte kaum älter als achtzehn oder neunzehn sein. Lockiges rotes Haar. Sie schrie auf den Vizepräsidenten ein, wirres Zeug über Babys, die im Sudan in die Sklaverei verkauft wurden, Millionen von Aids-Opfern in Afrika, Wirtschaftsverbrechen im Irak und in Syrien. Sie musste Neal aufgelauert haben, als er aus dem Hauptsaal hinausgeleitet worden war. Plötzlich erkannte ich das Mädchen. Ich hatte sie schon einmal gesehen – in Roger Lemouz' Büro. Das Mädchen, das mir den Stinkefinger gezeigt hatte, als ich sie hinausgeschickt hatte. Verdammt, sie war doch fast noch ein Kind.

Joe Molinari ließ meinen Arm los und eilte dem Vizepräsidenten zu Hilfe. Das fluchende, schreiende Mädchen wurde fortgeschafft. Da kam auch schon ein Rettungswagen in den Hof gefahren. Sanitäter sprangen heraus und begannen Vizepräsident Neal zu verarzten.

Hatte Charles Danko das alles geplant?

Hatte er gewusst, dass wir ihm auf der Spur waren?

Hatte er alles sorgfältig inszeniert? Weil er gewusst hatte, dass ein heilloses Chaos ausbrechen würde, wenn wir ihn während des Empfangs stellten? Wie hatte er doch gesagt? Es wird immer neue Soldaten geben. Das war das Erschreckendste an der ganzen Sache. Ich wusste, dass Danko Recht hatte.

Sie wollten mich ins Krankenhaus bringen, um mich durchzuchecken, aber ich weigerte mich. Das musste noch warten. Molinari und ich fuhren mit dem rothaarigen Mädchen zurück in den Justizpalast. Wir verhörten Annette Breiling mehrere Stunden lang, bis diese Revolutionärin, diese Terroristin, diese junge Frau, die fähig war, den Vizepräsidenten kaltblütig niederzuschießen, schließlich zusammenbrach.

Annette Breiling verriet uns alles, was wir über den Anschlag im Palast der Legion of Honor wissen mussten, und noch mehr.

Es war vier Uhr morgens, als wir unser Ziel erreichten – ein gehobenes Wohnviertel in Kensington, ein paar Meilen nördlich von Berkeley. Mindestens ein halbes Dutzend Streifenwagen waren schon angerückt, und alle Einsatzkräfte waren schwer bewaffnet. Die Straße lag auf einer Anhöhe mit Blick auf das San Pablo Reservoir. Sehr hübsch, überraschend vornehm. Man konnte sich nicht vorstellen, dass hier irgendetwas Schlimmes passieren könnte.

»Er wohnt ja ganz schön nobel«, meinte Molinari. Aber das war es auch schon mit dem Smalltalk. »Komm, machen wir ihm unsere Aufwartung.«

Der Lance-Hart-Professor für Romanische Sprachen, Roger Lemouz, öffnete uns persönlich die Tür. Er trug einen Frottee-Bademantel, und sein lockiges schwarzes Haar war zerzaust. Seine Augen waren glasig und gerötet, und ich fragte mich, ob er am Abend getrunken hatte – ob Lemouz gefeiert hatte.

»Madam Inspector«, flüsterte er heiser, »Sie fangen allmählich an, meine Gastfreundschaft zu strapazieren. Es ist vier Uhr morgens. Das hier ist mein Privathaus.«

Ich ließ mich auf kein Geplänkel mit Lemouz ein, und Molinari ebensowenig. »Wir sind gekommen, um Sie wegen Verabredung zum Mord festzunehmen«, sagte er. Dann schob er Lemouz zur Seite und ging hinein.

Lemouz' Frau und Kinder erschienen hinter ihm in der Tür des Wohnzimmers. Das war nicht so gut. Der Junge war nicht älter als zwölf,

das Mädchen noch jünger. Molinari und ich steckten unsere Waffen wieder ein.

»Charles Danko ist tot«, sagte ich zu Lemouz. »Eine Ihnen bekannte junge Frau namens Annette Breiling hat Sie mit dem Mord an Jill Bernhardt in Verbindung gebracht. Mit allen Morden, Lemouz. Sie hat uns gesagt, dass Sie derjenige sind, der Stephen Hardaways Terrorzelle aufgebaut hat. Sie haben Julia Marr und Robert Green der Gruppe zugeführt. Und Sie hatten Charles Danko in der Hand – Sie wussten, wie Sie ihn manipulieren konnten. Dreißig Jahre lang hat er seinen Groll mit sich herumgetragen, aber Sie haben ihn dazu gebracht, ihn in Taten umzusetzen. Er war Ihre Marionette.«

Lemouz lachte mir ins Gesicht. »Ich kenne alle diese Leute nicht. Na gut, Ms Breiling war meine Studentin. Aber sie hat ihr Studium abgebrochen. Das ist alles ein gewaltiges Missverständnis, und wenn Sie jetzt nicht sofort mein Haus verlassen, rufe ich meinen Anwalt an.«

»Sie sind verhaftet«, sagte Joe Molinari und machte damit das Offensichtliche offiziell. »Möchten Sie, dass ich Ihnen Ihre Rechte vorlese, Professor?«

Lemouz lächelte, und es war ein merkwürdiges, schauriges Lächeln. »Sie begreifen es immer noch nicht, wie? Keiner von Ihnen. Und deswegen sind Sie zum Untergang verurteilt. Eines Tages wird Ihr ganzer Staat zusammenbrechen. Es hat schon angefangen.«

»Warum erklären Sie uns nicht, was wir übersehen haben?« Ich spie ihm die Worte ins Gesicht.

Lemouz nickte, dann wandte er sich zu seiner Familie um. »Das haben Sie übersehen.« Sein kleiner Sohn hielt eine Pistole in der Hand, und es war klar, dass er auch damit umzugehen wusste. Die Augen des Jungen waren ebenso kalt wie die seines Vaters.

»Ich kann Sie beide umbringen«, sagte er. »Das würde mir sogar Spaß machen.«

»Die Armee, die sich zum Kampf gegen Sie sammelt, ist gewaltig, und ihre Sache ist gerecht. Frauen, Kinder, jeder und jede Einzelne ein Soldat, Madam Inspector. Denken Sie einmal darüber nach. Der Dritte Weltkrieg – er hat bereits begonnen.«

Lemouz ging ruhig auf seine Frau und seine Kinder zu und nahm seinem Sohn die Waffe aus der Hand. Er hielt sie auf uns gerichtet. Dann küsste

er seine Frau, seine Tochter, seinen Sohn. Die Küsse waren zärtlich und liebevoll. Tränen standen in den Augen seiner Frau. Lemouz flüsterte jedem von ihnen ein paar Worte zu.

Er ging rückwärts zur Wohnzimmertür hinaus, dann hörten wir, wie er davonlief. Irgendwo knallte eine Tür. Wie konnte er hoffen, jetzt noch zu entkommen?

Ein Schuss fiel.

Molinari und ich liefen in die Richtung, aus der die laute Explosion gekommen war.

Wir fanden ihn im Schlafzimmer – er hatte sich das Leben genommen, hatte sich eine Kugel in die rechte Schläfe gejagt.

Draußen hatten seine Frau und seine Kinder zu weinen begonnen.

So viele Soldaten, dachte ich. Er ist noch nicht zu Ende – dieser Dritte Weltkrieg.

Charles Danko hatte mich nicht mit Rizin besprüht. Das sagten jedenfalls die Ärzte in der toxikologischen Abteilung des Moffit Hospital, nachdem sie sich den ganzen Vormittag lang eingehend mit mir befasst hatten.

Und der Vizepräsident würde nicht sterben. Es hieß, er liege zwei Stockwerke unter mir und habe sogar schon mit seinem Chef in Washington telefoniert.

Mehrere Stunden lang blieb ich an ein Gewirr von Schläuchen und Kabeln angeschlossen; mein Blut wurde getestet und mein Brustkorb durchleuchtet. Der Inhalt von Dankos Inhalator wurde als Rizin identifiziert. Hunderte von Menschen hätte er damit töten können, wenn wir ihn nicht gestellt hätten. Danko hatte Rizin in den Lungen; er würde nicht überleben. Es machte mich nicht gerade traurig, das zu hören.

Gegen Mittag erhielt ich einen Anruf vom Präsidenten – von *dem* Präsidenten, wohlgemerkt. Sie hielten mir einen Hörer ans Ohr, und ich war so verdattert, dass ich mich nur noch vage erinnere, ungefähr sechsmal das Wort *Heldin* gehört zu haben. Der Präsident sagte sogar, er würde sich freuen, mir seinen Dank demnächst persönlich übermitteln zu können. Ich scherzte, dass wir damit eventuell warten sollten, bis meine toxischen Emissionen auf einen unbedenklichen Wert gesunken wären. Als ich nach einem Nickerchen die Augen aufschlug, saß Joe Molinari auf meiner Bettkante.

Er lächelte. »Hey, ich dachte, ich hätte gesagt: ›Keine Heldentaten!‹« Ich blinzelte und lächelte ebenfalls – eher ein wenig groggy als triumphierend, und ein bisschen verlegen wegen all der Schläuche und Monitore.

»Die gute Nachricht«, sagte er augenzwinkernd, »ist die, dass die Ärzte sagen, dir fehlt absolut nichts. Sie wollen dich nur noch ein paar Stunden zur Beobachtung hier behalten. Draußen wartet schon eine ganze Armada von Reportern auf dich.«

»Und die schlechte Nachricht?«, krächzte ich heiser.

»Irgendjemand muss dir beibringen, wie man sich für solche Fototermine passend anzieht.«

»Ist ein neuer Modetrend.« Ich rang mir ein Lächeln ab.

Ich bemerkte, dass er einen Regenmantel über dem Arm hatte und den marineblauen Anzug mit Fischgrätmuster trug, in dem ich ihn das erste Mal gesehen hatte. Es war ein *sehr* schöner Anzug, und er stand ihm hervorragend.

»Der Vizepräsident ist auf dem Weg der Besserung. Ich fliege heute Abend nach Washington zurück.«

Ich konnte nur nicken. »Okay...«

»Nein« – er schüttelte den Kopf und rückte ein Stück näher –, »es ist nicht okay. Weil es nicht das ist, was ich will.«

»Wir wussten doch beide, dass es so kommen würde«, sagte ich. Ich wollte so gerne stark sein. »Du hast schließlich deinen Job. Die Praktikantinnen...«

Molinari sah mich streng an. »Du bist mutig genug, dich auf einen Mann zu stürzen, der einen Behälter mit einem tödlichen Gift in der Hand hält, aber du bist nicht bereit, für etwas einzustehen, was du wirklich willst.« Ich spürte, wie mir eine Träne aus dem Augenwinkel quoll. »Ich weiß im Moment nicht recht, was ich will.«

Molinari legte seinen Regenmantel hin, dann beugte er sich vor, legte mir die Hand auf die Wange und wischte die Träne weg. »Ich glaube, du brauchst ein bisschen Zeit. Wenn der ganze Trubel vorbei ist, musst du entscheiden, ob du bereit bist, jemanden an dich heranzulassen. Ich spreche von einer Beziehung, Lindsay.« Er nahm meine Hand. »Mein Name ist *Joe*, Lindsay. Nicht Molinari oder Vizedirektor oder Sir. Und ich spreche von dir und von mir. Und versuch ja nicht, es mit Witzchen zu überspielen, nur weil dir schon mal jemand wehgetan hat. Oder weil du eine enge Freundin verloren hast. Ich weiß, das wird dich jetzt enttäuschen, Lindsay, aber du hast ein Anrecht darauf, glücklich zu sein. Du weißt, wie ich das meine. Nenn mich meinetwegen altmodisch.« Er lächelte.

»Altmodisch«, sagte ich – und tat damit genau das, was er mir vorgeworfen hatte. Ich machte Witze, obwohl ich eigentlich ernst sein sollte.

Ich hatte das Gefühl, dass irgendetwas in mir drin klemmte, wie es regelmäßig der Fall war, wenn ich aussprechen sollte, was ich im Herzen fühlte. »Und... wie oft wirst du dich hier so blicken lassen?«

»Ach, es gibt immer mal wieder Reden zu halten,

Sicherheitskonferenzen... ein paar nationale Krisen eingerechnet...«
Ich lachte. »Wir können einfach nicht ernst bleiben, du genauso wenig wie ich.«

Molinari seufzte. »Das müsstest doch selbst du inzwischen gemerkt haben: Ich gehöre nicht zu den Arschlöchern, Lindsay. Es *kann* funktionieren. Den nächsten Schritt musst du tun. Du musst dich aufraffen und es schlicht versuchen.«

Er stand auf und strich mir übers Haar. »Die Ärzte haben mir versichert, dass das hier vollkommen ungefährlich ist.« Er lächelte, beugte sich vor und drückte mir einen Kuss auf die Lippen. Seine Lippen waren weich, meine trocken und aufgesprungen von den Strapazen der Nacht, doch ich presste sie fest auf seine; ich wollte ihm *zeigen*, was ich fühlte. Ich wusste, es wäre Wahnsinn, ihm nichts zu sagen und ihn einfach so zur Tür hinausgehen zu lassen.

Joe Molinari stand auf und warf sich den Regenmantel über den Arm.
»Es war mir eine außerordentliche Ehre, Sie kennen zu lernen,
Lieutenant Boxer.«

»Joe«, sagte ich. Jetzt, da er ging, bekam ich es ein bisschen mit der Angst zu tun.

»Du weißt, wo du mich erreichen kannst.«

Ich sah ihm nach, als er zur Tür ging. »Du kannst nie wissen, ob ich nicht mal eine nationale Krise kriege...«

»Klar« – er drehte sich um und lächelte –, »für nationale Krisen bin ich ja schließlich genau der Richtige.«

Später an diesem Nachmittag kam mein behandelnder Arzt zu mir ins Zimmer und teilte mir mit, meinem Organismus fehle absolut nichts, was sich nicht mit einem guten Glas Wein – oder auch zwei – wieder gerade biegen ließe.

»Draußen stehen übrigens ein paar Leute, die Sie gerne nach Hause bringen möchten«, sagte er.

Da sah ich auch schon Claire und Cindy zur Tür hereinlugen.

Sie fuhren mich in meine Wohnung, wo ich mir gerade genug Zeit ließ, um ausgiebig zu duschen, frische Kleider anzuziehen und Martha die lange vermissten Streicheleinheiten zukommen zu lassen. Dann musste ich auch schon weiter in den Justizpalast. Alles stürzte sich auf mich, jeder wollte mir die Hand schütteln. Ich verabredete mich für später mit den Mädels im Susie's. Es war wichtig, dass wir uns jetzt zusammensetzten.

Dann musste ich mich auf den Stufen vor dem Palast den Fernsehkameras stellen. Es gab eine Videoschaltung zum NBCNachrichtenstudio, wo Tom Brokaw mich interviewte.

Während ich schilderte, wie wir Danko und Hardaway gefunden hatten, überlief mich ein Frösteln, und alles kam mir mit einem Mal ganz unwirklich vor. Jill war tot, Molinari war weg, und ich fühlte mich überhaupt nicht wie eine Helden. Irgendwann würde das Telefon klingeln, irgendjemand würde einen neuen Mordfall melden, und mit einem Schlag würde der Alltag wieder Einzug halten, wie üblich. Und doch wusste ich, dass von jetzt an nichts mehr so sein würde wie zuvor. Gegen halb fünf kamen die Mädels, um mich abzuholen. Ich saß gerade über meinen Berichten. Obwohl Jacobi und Cappy überall stolz verkündeten, den besten Lieutenant in der ganzen Truppe zu haben, war ich irgendwie niedergeschlagen. Ich fühlte mich einsam und leer. Jedenfalls so lange, bis die Mädels aufkreuzten.

»Hey«, sagte Cindy und fuchtelte mit einem kleinen Cocktailfähnchen in den mexikanischen Farben vor meiner Nase herum, »die Margaritas warten.«

Sie nahmen mich mit ins Susie's. Hier waren wir das letzte Mal mit Jill

zusammen gewesen. Und hier hatten wir sie auch zwei Jahre zuvor in unserem frisch gegründeten Club willkommen geheißen. Wir setzten uns an unseren Stammtisch in der Ecke und bestellten eine Runde Margaritas. Dann erzählte ich den beiden haarklein, was geschehen war – von dem schrecklichen Kampf auf Leben und Tod im Museum über den Anruf des Präsidenten bis hin zu meinem heutigen Auftritt in den Abendnachrichten bei Tom Brokaw.

Und doch, es war so unendlich traurig, ständig den leeren Platz neben Claire zu sehen.

Dann kamen unsere Drinks. »Die gehen natürlich aufs Haus«, sagte Joanie, unsere Bedienung.

Wir hoben die Gläser und versuchten tapfer zu lächeln, obwohl wir alle mit den Tränen kämpften. »Auf unsere Jill«, sagte Claire. »Vielleicht kann sie jetzt endlich in Frieden ruhen.«

»Das wird sie nie tun«, erwiderte Cindy und lachte trotz ihrer Tränen, »in Frieden ruhen – das passt einfach nicht zu Jill.«

»Ich bin sicher, sie hat da oben schon angefangen, die Hackordnung ordentlich aufzumischen«, meinte ich. »Und dann schaut sie zu uns herunter und sagt: ›He, Mädels, ich hab alles im Griff...‹«

»Und dann lächelt sie«, sagte Claire.

»Auf Jill«, sagten wir im Chor. Wir stießen an. Es war schwer zu begreifen, dass es von nun an immer so sein würde. Sie fehlte mir so, und nie so sehr wie in diesem Augenblick, als wir ohne sie an unserem Stammtisch zusammensaßen.

»So«, sagte Claire und räusperte sich. Ihr Blick richtete sich auf mich. »Und wie geht's jetzt weiter?«

»Wir bestellen eine Portion Spare Ribs«, sagte ich, »und ich genehmige mir noch ein Glas von dem hier. Muss ja nicht das letzte sein.«

»Ich glaube, sie hat eher gemeint, wie es mit dir und dem Vizedirektor weitergeht«, meinte Cindy augenzwinkernd.

»Er fliegt zurück nach Washington«, antwortete ich. »Heute Abend.«

»Für immer?«, fragte Claire überrascht.

»Na ja, dort sind nun mal die ganzen Abhörvorrichtungen und diese schnittigen schwarzen Hubschrauber.« Ich rührte in meiner Margarita.

»Ein Bell-Helikopter, glaube ich.«

»Ah.« Claire nickte. Sie sah Cindy an. »Du *magst* diesen Typ doch,

Lindsay, oder etwa nicht?«

»Doch, ich mag ihn«, sagte ich. Ich gab Joanie ein Zeichen, dass sie uns noch eine Runde Drinks bringen solle.

»Ich rede nicht bloß von *mögen*, Schatz. Ich rede davon, dass du ihn *wirklich* gern hast.«

»Was erwartet ihr denn von mir, Claire? Soll ich mich auf den Tisch stellen und *>Don't he make my brown eyes blue<* singen?«

»Nein«, sagte Claire. Erneut sah sie Cindy an und dann mich. »Ich sag dir, was wir von dir erwarten, Lindsay. Wir wollen, dass du alles vergisst, was dich im Moment noch daran hindert, das zu tun, was für *dich* das Richtige ist – anstatt diesen Mann einfach so in den Flieger steigen zu lassen.«

Ich lehnte mich zurück und schluckte verlegen. »Es ist wegen Jill...«

»Jill?«

Ich holte tief Luft und spürte, wie mir heiße Tränen in die Augen schossen. »Ich war nicht für sie da, Claire. In der Nacht, als sie Steve rausgeschmissen hat.«

»Was redest du denn da?«, entgegnete Claire. »Du warst doch in Portland.«

»Ich war mit Molinari zusammen«, sagte ich. »Als ich nach Hause kam, war es schon nach eins. Jill klang ganz durcheinander. Ich sagte, ich könnte noch vorbeikommen, aber ich bestand nicht darauf. Und weißt du, warum? Weil ich ganz hin und weg war von Joe. Und sie hatte gerade Steve vor die Tür gesetzt.«

»Sie hat gesagt, es ist okay«, widersprach Cindy. »Das hast du uns selbst erzählt.«

»Und das war typisch Jill, oder? Habt ihr es je erlebt, dass sie jemanden um Hilfe gebeten hätte? Ich war nicht für sie da, darauf läuft es nun mal hinaus. Und ob es nun richtig ist oder falsch, ich kann Joe nicht anschauen, ohne zugleich Jill zu sehen und sie sagen zu hören, dass sie mich braucht; und dann denke ich jedes Mal, wenn ich damals hingefahren wäre, wäre sie vielleicht noch am Leben.«

Die Antwort war Schweigen. Keine der beiden sagte ein Wort, während ich dasaß, die Zähne zusammenbiss und gegen die Tränen ankämpfte.

»Ich will dir sagen, was ich denke«, begann Claire schließlich. Sie schob die Hand über den Tisch und fasste die meine. »Ich glaube, du bist viel

zu klug, Schatz, um ernsthaft zu glauben, die Tatsache, dass du es dir einmal im Leben hast gut gehen lassen, könnte irgendetwas mit dem zu tun haben, was Jill zugestoßen ist. Du weißt genau, dass sie die Erste wäre, die sich wünschen würde, dass du auch mal Glück hast.«

»Das weiß ich doch, Claire.« Ich nickte. »Ich kann es nur nicht vergessen...«

»Aber du solltest es schleunigst vergessen«, erwiderte Claire und drückte meine Hand, »weil du nämlich nur versuchst, dir selbst wehzutun. Jeder hat ein Anrecht darauf, glücklich zu sein, Lindsay. *Sogar du.*«

Ich wischte mir mit der Serviette eine Träne aus dem Augenwinkel.

»Den Spruch hab ich heute schon mal gehört«, sagte ich und konnte mir dabei ein Lächeln nicht verkneifen.

»Also dann, auf Lindsay Boxer«, verkündete Claire und hob ihr Glas.

»Und darauf, dass sie vielleicht einmal im Leben darauf hört, was ihre guten Freundinnen ihr zu sagen haben.«

In diesem Moment unterbrach uns ein lauter Ruf aus dem Barbereich.

Alles zeigte auf den Fernseher. Statt der üblichen blöden Baseballspiele war da plötzlich mein Gesicht zu sehen. Tom Brokaw stellte mir Fragen. Pfiffe und Bravorufe ertönten.

Ich war der Star der Abendnachrichten.

Joe Molinari nahm einen kleinen Schluck von dem Wodka, den ihm der Flugbegleiter gebracht hatte, bevor er sich in seinen Sitz an Bord des Regierungsjets sinken ließ. Wenn er Glück hätte, würde er bis Washington durchschlafen. Das hoffte er jedenfalls. Nein, er würde ganz sicher schlafen. Zum ersten Mal seit Tagen.

Am Morgen würde er dann erfrischt und ausgeruht dem Direktor des DHS Bericht erstatten können. Dieser Fall war erledigt und abgeschlossen, das konnte er mit Fug und Recht behaupten. Eldridge Neal würde wieder genesen. Es waren Berichte zu schreiben.

Möglicherweise würde er vor einem Unterausschuss des Kongresses aussagen müssen. Es brodelte da draußen, die Wut in der Bevölkerung war enorm; sie würden die Situation genau im Auge behalten müssen. Diesmal war der Terror nicht von außen gekommen.

Molinari lehnte sich in dem Plüschsessel zurück. Erst jetzt begann er die ganze erstaunliche Verkettung von Ereignissen etwas klarer zu sehen. Von der Minute an, als er an jenem Sonntag über den Bombenanschlag in San Francisco informiert worden war, bis zur Festnahme Dankos nach seinem Kampf mit Lindsay Boxer bei dem G-8-Empfang gestern Abend. Er wusste, was er schreiben würde: Namen und Details, die Abfolge der Ereignisse, der Ausgang. Er konnte alles erklären, dachte er. Mit einer Ausnahme.

Sie. Molinari schloss die Augen. Eine unglaubliche Schwermut überkam ihn.

Wie konnte er das elektrisierende Kribbeln erklären, das ihn jedes Mal durchfuhr, wenn ihre Arme sich zufällig berührten? Oder was er empfand, wenn er in Lindsays unergründliche grüne Augen schaute? Sie war so tough und knallhart – und zugleich so sanft und verletzlich. Ganz ähnlich wie er selbst. Und sie konnte witzig sein, wenn sie wollte – was ziemlich oft der Fall war.

Er wünschte, er hätte den großen Romantiker geben können, wie im Kino. Dann hätte er sie ohne großes Federlesen in ein Flugzeug gepackt und wäre mit ihr irgendwohin geflogen. Er hätte im Büro angerufen und gesagt: *Tut mir Leid, Sir, die Sitzung des Unterausschusses muss leider*

warten. Molinari merkte, wie sich ein Lächeln auf seine Lippen stahl. »Start in zirka fünf Minuten, Sir«, informierte ihn der Flugbegleiter. »Danke«, sagte er und nickte. *Versuch dich zu entspannen Schalt ab und schlaf eine Runde.* Er nahm seinen ganzen Willen zusammen, dachte an zu Hause. Seit zwei Wochen lebte er jetzt schon aus dem Koffer. Es war zwar nicht der Ausgang, den er sich gewünscht hatte, aber es würde eine Wohltat sein, in seinen eigenen vier Wänden zu sein. Er schloss die Augen.

»Sir«, sprach ihn der Flugbegleiter erneut an. Ein uniformierter Flughafenpolizist hatte die Maschine betreten. Er wurde zu Molinaris Platz geleitet.

»Entschuldigen Sie bitte, Sir«, sagte der Polizist, »aber Sie werden dringend verlangt. Ich habe den Auftrag, die Maschine am Flugsteig aufzuhalten und Sie ins Gebäude zurückzubegleiten. Die Polizei hat mir diese Nummer gegeben, die Sie bitte anrufen sollen.«

Ein Anflug von Panik schnürte Molinari das Herz zusammen. Was mochte jetzt schon wieder passiert sein? Er nahm den Zettel, schnappte seine Aktentasche und sein Handy. Im Gehen wählte er die Nummer, wies den Piloten an zu warten und folgte dem Mann von der Flughafensicherung zum Ausgang. Dann hielt er das Telefon ans Ohr.

Mein Handy begann in dem Moment zu läuten, als Molinari am Ausgang erschien. Ich stand da und beobachtete ihn. Und dann sah er mich mit dem Handy am Ohr, und er begann zu begreifen. Ein Lächeln breitete sich über sein Gesicht aus – ein strahlendes Lächeln.

Ich war noch nie im Leben so nervös gewesen. Und dann sahen wir uns einfach nur an, aus vier oder fünf Metern Entfernung. Er war stehen geblieben.

»Ich bin der Notfall«, sagte ich ins Telefon. »Ich brauche deine Hilfe.« Zuerst lächelte Molinari noch, doch dann setzte er seine strenge Vizedirektor-Miene auf. »Du hast Glück. Für Notfälle bin ich genau der Richtige.«

»Das ist doch kein Leben, was ich hier habe«, sagte ich. »Gut, ich habe diesen sehr lieben Hund. Und diesen Job. Und ich bin gut darin. Aber ein Leben kann man das nicht nennen.«

»Und was willst du?«, fragte Molinari und trat näher.

In seinen Augen blitzte Humor auf – und Verständnis. Ich las in ihnen echte Freude – eine Freude, die sich selbst durch die tragischen Ereignisse, die hinter uns lagen – und den Kontinent, der zwischen uns lag –, nicht unterdrücken ließ. Die gleiche Freude, die ich im Herzen fühlte.

»Dich will ich«, sagte ich. »Dich *und* den Jet.«

Er lachte. Jetzt stand er direkt vor mir.

»Nein, Quatsch« – ich schüttelte den Kopf –, »ich will nur *dich*. Ich konnte dich nicht in diesen Flieger steigen lassen, ohne dir das gesagt zu haben. Wenn du willst, können wir versuchen, es irgendwie auf die Reihe zu kriegen mit dieser Küstezu-Küste-Beziehung. Du sagst, du kommst immer mal wieder her zu Konferenzen und der einen oder anderen nationalen Krise... Und ich, ich bin ja auch ab und zu mal bei euch drüben. Ich habe gerade erst eine Einladung ins Weiße Haus bekommen. Da warst du doch auch schon, Joe. Wir können –«

»Psst.« Er legte mir den Finger auf die Lippen. Und dann beugte er sich zu mir herab und küsste mich. Ich war so damit beschäftigt, einmal *nicht* sofort dichtzumachen, dass ich vergaß, was ich hatte sagen wollen. Ein

Schauer überlief mich – es war so ein unbeschreiblich gutes Gefühl, mich von ihm halten zu lassen, es schien so natürlich und richtig. Ich umklammerte seine Arme und hielt ihn so fest, wie ich nur konnte. Als wir uns wieder voneinander lösten, sah Molinari mich schmunzelnd an. »So, du bist also ins Weiße Haus eingeladen, wie? Ich hab mich schon oft gefragt, wie es wäre, mal in Lincolns Schlafzimmer zu übernachten.«

»Träum weiter.« Ich sah lachend in seine blauen Augen. Dann hängte ich mich bei ihm ein und führte ihn zurück ins Flughafengebäude. »Aber dein Schreibtisch im Capitol, Mr Vizedirektor... *Das* hört sich schon ein bisschen interessanter an.«

Danksagung

Wie immer gilt unser tief empfundener Dank und unsere Anerkennung Inspector Holly Pera und ihrem Partner Joe Toomey von der Mordkommission des San Francisco Police Department, die sich Tag für Tag mit dem herumschlagen müssen, worüber wir nur schreiben. Wir danken ihnen auch dafür, dass sie uns Dino Zografos von der *Special Weapons and Tactics Group* vorgestellt haben, die uns das Grauen einer tickenden Bombe so realistisch nahe gebracht haben, dass wir wirklich etwas damit anfangen konnten. Ebenso gilt unser Dank Sergeant Joe Sanchez und Inspector a. D. Steve Engler vom Berkeley Police Department, die in den verrückten Sechzigern mitten drin waren und für uns die »Volksrepublik Berkeley« ein paar Stunden lang wieder lebendig werden ließen, mit all ihren Verirrungen und ihren Träumen.

Und dieses Buch ist auch für Chuck Zion, eine Sorte Mensch, wie man ihn wahrlich nicht alle Tage findet, ums Leben gekommen im World Trade Center am 11. September 2001.

